Staatl. Bibliothek
Regensburg

~~III. 604~~

Paid

212

Die

Töchterschule.

Ein

Lese- und Unterrichtsbuch

für

weibliche Lehranstalten

und

häusliche Bildung.

Von

Dr. Theodor Heinsius,

Königl. Professor und Vorsteher einer Töchterschule.

Ladenpreis: 12 Gr. Sächs. oder 54 Kreuzer Rhein.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.

1816.

Dem Schatten

der

Königinn Luise von Preußen,

der

hoch gepriesenen Deutschen Frau,

der holdseligen Mutter

einer edlen Nachkommenschaft,

im heiligen Andenken

gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorrede.

Es könnte scheinen, daß bei der Menge von deutschen Lesebüchern für die Schuljugend die Herausgabe eines neuen überflüssig wäre, besonders da mehrere derselben sehr geachtete Namen vor sich tragen, und durch Einführung in unsre Volksschulen sich Bahn gebrochen haben. Wer sollte auch wohl die Verdienste eines v. Rochow, Thieme, Funke, Salzmann, Junker, Wagner, Reinhard, Wilmsen, Ziegenbein und anderer erfahrnen Erzieher verkennen? Aber wer möchte auch behaupten, daß mit ihnen alles Wirken auf diesem Felde der Lehr- und Erziehungskunde abgeschlossen, und durch ihre Arbeiten das vielseitige Bedürfniß der Schuljugend erschöpft worden sey? Ein großer Theil von ihnen bezweckte durch seine Lesebücher mehr die Anregung des religiösen und sittlichen Gefühls, als die Weckung der Verstandeskräfte und die Einübung nützlicher Kenntnisse. Die meisten von ihnen schrieben beinah ausschließlich für das unreife Kindesalter in Land- oder niederen Stadtschulen, und

nur vier von ihnen für Töchter- oder Mädchenschulen *). Ihre Arbeiten bestehen theils ganz, theils dem größern Theil nach, aus kleinen erdichteten Erzählungen und Gesprächen, deren Ton und Inhalt schon dem mittlern Alter der Schuljugend nicht mehr zusagt; oder sie enthalten solche Gegenstände, die man bei einer sorgfältiger erzogenen Jugend theils gar nicht anzuregen braucht, theils füglich dem häuslichen Leben überlassen kann. Ueberall scheint es, als wenn man zu viel Werth auf die (gewöhnlich sehr trocknen und langweilenden) moralischen Erzählungen legte, die den gewöhnlichen Lehrer zum Schwätzer machen und die Jugend ermüden, dem aufmerksamen und gewandten Lehrer aber mindestens entbehrlich sind, da ihm in der Mitte seiner Schuljugend täglich und stündlich Veranlassung genug dargeboten wird, bald diesen, bald jenen Fehler zu rügen, bald diese, bald jene Tugend an wirklichen Beispielen auf der Stelle und zur gehörigen Zeit weit praktischer und eindringlicher zu lehren, als alle erdichtete Erzählungen es zu thun vermögen. Wenn aber gar einige Lesebücher für Töchterschulen in die Region der Koch- und Backkunst einführen, und lehren, wie man Früchte aufbewahren und einmachen

---

*) Ziegenbein ist, so viel ich weiß, der Einzige, der ein Lesebuch für die reifere Jugend des weiblichen Geschlechts herausgab. Er bezweckte damit vorzüglich die Bildung des Geschmacks, und die Kenntniß des vaterländischen Schriftenthums.

müsse, oder wie und womit man Flecken aus der Wäsche bringen könne: so überspringen sie theils das Kindesalter, theils gehen sie über den Zweck der Schule hinaus, die allerdings wohl die Eigenthümlichkeit des Geschlechts berücksichtigen, aber nicht zur Betreibung häuslicher Geschäffte Anleitung geben soll.

Ein deutsches Lesebuch für Schulen soll besonders gebraucht werden zur Uebung im fertigen und ausdrucksvollen Lesen, zur Weckung der Aufmerksamkeit, des Vorstellungsvermögens und der Urtheilskraft, mittelst gewisser Sprach- und Sachkenntnisse, und endlich zur Schärfung des Gedächtnisses, des sittlichen Gefühls und des Schönheitssinnes. Wenn von diesem dreifachen Zweck die Einrichtung des Lesebuchs abhängt, und keiner derselben aufgeopfert werden kann: so leuchtet doch ein, daß der zweite dem Hauptzweck der Schule, die zunächst Kräfte anregen und positive Kenntnisse geben soll, am nächsten liegt und ihr deshalb am wichtigsten ist, weil ihr dieser Theil der Jugendbildung allein und ausschließlich auf die ganze Jugend - — oft kann man sagen, auf die ganze Lebenszeit — überlassen wird, während der erste als vorübergehend erscheint, und der letzte reichliche Unterstützung in der häuslichen Erziehung und dem gesellschaftlichen Leben findet. Ohnedies bedürfen die Schulen (besonders die Mädchenschulen) eines Buchs, das theils durch einzelne wissenschaftliche Bruchstücke auf den zusammenhangenden Vortrag späterer Zeit

vorbereitet, theils den Stoff zu nützlichen und nöthigen Wiederholungen und Anknüpfungen des schon Gehörten darbietet, theils den langsamern und Zurückbleibenden eine Nachhülfe gibt, auf die der Lehrer in vorkommenden Fällen hinweisen kann. Darum soll ein Lesebuch den Stoff, wenigstens zu demjenigen Umfang von Kenntnissen enthalten, die man von jedem menschlich Gebildeten zu fodern berechtigt ist, der in seinen nächsten Umgebungen einheimisch seyn, und die gewöhnlichen Erscheinungen der Natur und des gemeinen Lebens nicht gedankenlos anstarren soll. Dies erscheint allen Schullehrern und praktischen Erziehern so klar, daß man das Eifern dagegen nicht anders als auf Rechnung einer gewissen Unkunde im Lehrwesen setzen kann.

Eben darum aber muß auch ein Lesebuch zugleich ein Lehr- und Unterrichtsbuch seyn, d. h. ein solches, welches die Aufmerksamkeit des Schülers in Spannung erhält, und dem Lehrer vielfache Gelegenheit gibt, das Nachdenken und die Urtheilskraft zu wecken, und das religiöse und Schönheitsgefühl anzuregen, indem er das Lesen durch allerlei Fragen unterbricht, und davon Veranlassung nimmt zu mannigfaltigen, den Verstand schärfenden Unterredungen, wie solches Beispielweise in den ersten Abschnitten dieses Lesebuchs häufig (nachher, der Ersparung des Raums wegen seltener) durch untergelegte Fragen angedeutet ist. Nur wenige Lesebücher geben dazu

hinreichende Gelegenheit, und doch frommt ohne solches Lesen auch das beste Lesebuch nur wenig.

In den Zwecken des Lesebuchs macht das Geschlecht keinen Unterschied, wohl aber in den Mitteln. Formelle Bildung und geistig-gymnastische Kraftübung soll in den Mädchen- wie in den Knabenschulen statt finden; Sprach- und Sachkenntnisse soll jene wie diese lehren. Aber Maaß des Stoffs und Behandlung desselben soll sich, wie nach dem Alter, auch nach dem Geschlecht richten. Das Mädchen kann und soll nicht alles wissen und erforschen. Vieles ist ihm zu schwer, noch mehreres unnütz oder doch entbehrlich, manches sogar unziemend; ein streng wissenschaftlicher Zusammenhang in fortlaufender Folge will der schwächern weiblichen Natur, besonders in den mittlern Jahren der körperlichen Entwickelung, nicht zusagen; dafür bedarf sie wieder mehr Nahrung für die Kräfte der Phantasie und des Gefühls, die in ihr zu einer höhern und überwiegenden Thätigkeit sich hinneigen. Aus diesen Gründen kann aus der großen Masse des Kenntnißstoffes nur derjenige Theil herausgehoben werden, der mit der Natur und besondern Bestimmung des weiblichen Geschlechts in näherem Zusammenhange steht, und zugleich einer mehr gemüthlichen Behandlung fähig ist; doch immer nur so, daß der Zweck der allgemeinmenschlichen Bildung darüber nicht verloren geht, und dem Lehrer noch immer brauchbarer Stoff genug

übrig bleibt, um daran die formelle Bildung zu vollenden.

Diesen Gesichtspunkt habe ich bei dem Entwurf und der Ausarbeitung dieses Lesebuchs aufgefaßt. Seine Bestimmung ist, in denjenigen Familien und Stadtschulen gebraucht zu werden, die ihre Töchter und Zöglinge für die mittlern und höheren Stände erziehen, und ihnen, außer den gewöhnlichen Fertigkeiten im Schreiben und Rechnen, nützliche Kenntnisse, erhöhtere Einsicht und Geschmacksbildung für die edleren Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens mitgeben wollen. Sein Gebrauch tritt erst da ein, wo das Mädchen anfängt, über die Erscheinungen der Sinnenwelt nachzudenken, und endet da, wo es für die Auffassung eines zusammenhangenden Geschichtsvortrages reif ist. Dies würde also bei sorgfältiger gebildeten Mädchen die Zeit seyn, welche zwischen dem Kindes- und Jungfrauen-Alter in der Mitte liegt, also etwa vom 8ten Jahre (wo die meisten Kinder zugleich das mechanische Lesen begriffen haben) bis zum 14ten, oder — wenn es nach der Einrichtung einer höhern, aus vier Klassen bestehenden Töchterschule Berlins bestimmt werden sollte — von der dritten bis zur ersten Klasse, obwohl es auch in dieser noch immer mit Nutzen würde gebraucht werden können.

Nach dieser längern Dauer seines Gebrauchs ist seine Einrichtung berechnet worden. Der erste Abschnitt, der von der Bildung der Sinne und des

Sprachvermögens handelt, und bei dem die Idee der sinnlichen Wahrnehmungen von Türk zum Grunde liegt, ist für das jüngere Alter, in welchem das Auffassungsvermögen am regsten ist, hingestellt; er soll besonders den Stoff zur formellen Bildung darbieten, und die eigentliche Gymnastik der Sinne und des Geistes seyn; eben dadurch aber den Geist stärken für die Aneignung positiver Sprach- und Sachkenntnisse, und allmählig aus dem gemeinen Leben und dem engen Bezirk der Umgebungen des Kindes in das Reich des Wissens einführen, womit sich die nachfolgenden Abschnitte bis zum sechsten beschäftigen. Um aber diesen ersten Abschnitt ganz zweckmäßig benutzen zu können, ist es nöthig, daß sich der Lehrer eine kleine Sammlung von verschiedenen Proben Leinewand, Wolle, Seide, Tuch und gefärbtem Papier halte, auch für eine kleine Wage sorge, — Dinge, welche ja wohl die ärmste Schule herbeizuschaffen vermag. Daß in diesem Abschnitt auch die ersten Begriffe von geraden und krummen Linien und den gewöhnlichsten Figuren und Formen, wie sie in unsern täglichen Umgebungen dem Auge sich darstellen, entwickelt werden, so weit sie nämlich Gegenstände des sinnlichen Auffassungsvermögens sind, und daß dabei das Nachbilden dieser Figuren auf der Schiefertafel gefodert wird: kann wohl dem Lehrer nicht anders als zweckmäßig erscheinen. — Der sechste, siebente und achte Abschnitt sollen das Mädchen theils auf seine jetzigen und nächst-

liegenden Familien- und häuslichen Verhältnisse aufmerksam machen, theils den weiblichen Sinn für das Gute, Schickliche und Schöne schärfen, theils es durch böse Erfahrungen Anderer belehren, in seinem häuslichen Wirkungskreise vorsichtig und weise zu seyn. Daß die dahin führenden Erzählungen größtentheils aus der wahren Geschichte und dem gemeinen Leben entnommen sind, hat seinen Grund sowohl in dem höhern sittlichen Eindruck, den wahre Begebenheiten auch auf das Kindesgemüth machen *), als auch in dem wissenschaftlichen Nutzen, indem dabei zugleich die gelegentliche Belehrung über geschichtliche Begebenheiten der alten und neuen Zeit bezweckt wurde. Nur wenige dieser Erzählungen sind von Andern entlehnt, und auch diese wenigen nicht ohne mannigfaltige Abänderungen. Hier besonders ist, wie in dem ganzen Buche, so viel als möglich die Wahl des Stoffs durch das sittliche Bedürfniß des weiblichen Geschlechts bestimmt, zugleich aber auch das vaterländische Gefühl berücksichtiget worden.

Die Anhänge werden nach Umständen für jedes Alter, theils zur Bildung des religiösen und sittlichen Gefühls, theils zur Schärfung des Nachdenkens, besonders aber die Sprüche und Klugheitslehren — nach dem Muster der Alten — zur festern Begrün-

---

*) Kinder fragen bei den Erzählungen, die sie hören und lesen, gewöhnlich: ist das eine wahre Geschichte? Und wenn man diese Frage bejahen kann, wird man immer eine höhere Spannung in ihnen wahrnehmen.

dung guter Grundsätze für das ganze Leben benutzt werden können. Die Gebete in ungebundener Rede sind größtentheils aus Glatz Andachtsbuch für die Jugend, doch mit mehr oder weniger Abänderungen, ausgewählt, und werden, wie die Lieder, von dem denkenden Lehrer bei schicklichen Abschnitten dieses Buchs, und bei Schulfesten gewiß sehr wirksam benutzt werden können. Zugleich sollen mehrere die häusliche Andacht des Mädchens befördern helfen. Die lateinischen Schriftzüge, mit denen der Anhang gedruckt ist, sind zum Besten derjenigen Schulen gewählt worden, welche sich dieser Abschnitte zugleich zur Uebung im ausdrucksvollen Lesen bedienen wollen.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen werden sich denn auch wohl die verschiedenen Stylarten der einzelnen Abschnitte, und die Uebergänge aus der Sprache des gemeinen Lebens in den ernstern Ton der Belehrung, und aus diesem in die feierliche Sprache des Gefühls vollkommen rechtfertigen, indem darin das Mittel gegeben ist, nächst den Verstandeskräften auch die Phantasie- und Gemüthskräfte aufzuregen, und zugleich bei den Leseübungen auf den verschiedenen Ausdruck aufmerksam zu machen.

Da der Herr Verleger dieses Lese- und Unterrichtsbuches dabei mehr den Vortheil der Schulen als seinen eigenen in's Auge gefaßt, und daher den Verkaufspreis so niedrig als möglich gestellt hat: so darf ich hoffen, daß der Fleiß, den ich auf die Be-

arbeitung desselben verwendet, durch zweckmäßige Benutzung, wie in meiner eigenen Töchterschule (für die es zunächst bestimmt ist), auch in mehrern ihr ähnlichen Anstalten und gebildeten Familien sich belohnen werde. Indem ich dies wünsche, werde ich nicht unterlassen, jede gegründete Bemerkung sachverständiger Beurtheiler für etwanige folgende Auflagen dankbar zu benutzen.

Berlin den 18. Oktbr. 1815.

Theodor Heinsius.

Erster Abschnitt.

Bildung der Sinne und des Sprachvermögens.

Erster Abschnitt.

Bildung der Sinne und des Sprachvermögens.

1. Ich kann sehen.

Ich kann sehen, denn ich habe Augen. Ich sehe täglich Menschen, Thiere und Sachen; aber ich sehe sie nur am Tage oder bei Lichte, denn ohne Licht ist alles finster. Jetzt ist es helle und ich sehe.

Was siehst du in dieser Stube? —

Ich sehe zuerst einen Tisch. —

Du mußt ihn genau ansehen, um mir sagen zu können, was du an diesem Tische siehst.

Der Tisch hat ein Tischblatt und vier Füße. Das Tischblatt ruht auf einem Fußgestell, und die Füße stehen auf dem Fußboden. Das Tischblatt hat vier Ecken; die Füße sind gerade, und stehen gleich weit aus einander. Der Tisch ist von Holz, und das Holz ist mit grauer Farbe angestrichen. Hin und wieder sind einige Tintenflecke.

Ist das alles, was du mir von dem Tische zu sagen weißt?

Ich will ihn noch einmal ansehen. Jetzt sehe ich, wie das Tischblatt mit dem Fußgestell verbunden ist; denn der Tisch besteht nicht aus einem Stück. Auch be-

merke ich, daß der Tisch mehr lang als breit ist, etwa so breit als hoch. Gewiß weiß ich's nicht; aber er kann gegen drei Fuß in der Breite und Höhe, und sechs Fuß in der Länge haben.

Woher kannst du das wissen, da du den Tisch nicht gemessen hast?

Ich vergleiche ihn in Gedanken mit der Größe meines Körpers. Ich weiß, daß ich nicht viel über drei Fuß groß bin, und der Tisch ist nur um etwas kleiner als ich.

Wenn aber der Tisch drei Fuß breit und sechs Fuß lang ist, so können doch die vier Füße nicht gleich weit von einander stehen?

Ganz recht. Ich habe mich *versehen*. Der Raum in der Länge zwischen den Füßen beträgt mehr als der Raum in der Breite.

(*Fragen*: Sind alle Tische, die du gesehen hast, von Holz? — Sind sie alle viereckig? — Haben sie alle vier Füße? — Hast du auch schon einen Tisch mit *zwei* Füßen gesehen? Sind alle Tische gleich lang, gleich breit und gleich hoch?)

Du hast einen Tisch gesehen und ihn beschrieben, weil du ihn genau *angesehen* hast. Dadurch hast du die Kennzeichen oder Merkmale des Tisches aufgefunden. Jetzt sollst du *auf* den Tisch sehen.

Ich sehe auf dem Tische vielerlei Sachen liegen: einige eingebundene Bücher, einige Rechentafeln, Schreibbücher und Federn; auch stehen einige Tintefässer darauf; weiter bemerke ich nichts.

Und was siehst du *hinter* dem Tische?

Ich sehe hinter dem Tische eine hölzerne Bank und einige Stühle, und auf Bank und Stühlen sitzen Kinder.

Wo aber steht denn der Tisch?

Er steht in der Schulstube, von dem Eingang rechter Hand in der Nähe der Fenster.

Wozu dient der Tisch?

Er dient dazu, um beim Lesen und Schreiben daran zu sitzen, und die nöthigen Bücher und Geräthschaften darauf zu legen.

(Fragen: Wird jeder Tisch gemacht, um daran zu lesen und zu schreiben? — Kann man es dem Tische immer oder nur zuweilen ansehen, wozu er gemacht ist?).

Was siehst du ferner?

Ich sehe eine Bank.

Du sollst die Bank genau ansehen, und sie mir beschreiben.

Ich sehe, die Bank ist aus Holz, und beinah so lang als der Tisch. Sie besteht aus einem hölzernen Brett, das auf vier Füße befestigt ist, und hat eine Rücklehne.

Ist das alles, was du an der Bank bemerkst?

Sie ist nicht angestrichen, wie der Tisch, sondern sie hat ihre natürliche Holzfarbe.

Aber wie ist es mit ihrer Höhe?

Sie ist niedriger als der Tisch.

Das ist nicht genau. Ist denn die ganze Bank niedriger als der Tisch?

Nein, der Sitz der Bank ist nur niedriger, die Rücklehne ist höher.

(Fragen: Ist jede Bank aus Holz? — Hat jede Bank eine Rücklehne? — Warum muß der Sitz der Bank niedriger seyn als der davor stehende Tisch?).

Was siehst du noch weiter?

Ich sehe Stühle.

Du sollst die Stühle ansehen und sie mir beschreiben.

Das kann ich nicht, denn die Stühle sind verschieden.

So magst du dir einen Stuhl herausnehmen. Da, diesen hier.

Ich sehe einen Stuhl; der Stuhl ist von Holz; er hat einen Sitz, eine Rücklehne und vier Füße, von de-

nen die beiden vordern etwas mehr von einander entfernt sind als die beiden hintern; das Holz ist braun und glänzend.

Ist deine Beschreibung ganz richtig? Sieh den Stuhl noch einmal an.

Ich sagte, der Stuhl sey von Holz, das ist nicht genau; nur das Gestelle ist von Holz, der Sitz besteht aus geflochtenem Rohr. Auch sehe ich jetzt, daß die Seiten der Rücklehne eine Fortsetzung der hintern Füße und mit diesen aus einem Stücke gemacht sind, das mittelste Stück der Lehne aber aus eingesetzten Holzstäben besteht.

(Fragen: Kannst du von diesem Stuhl etwas wegnehmen, ohne daß er aufhört, ein Stuhl zu seyn? — Was ließe sich wohl an diesem Stuhl verändern, ohne seinem Zweck zu schaden?).

Was siehst du ferner?

Ich sehe einen Stickrahmen. Der Stickrahmen besteht aus zwei starken Holzstäben, an deren Enden eine breite Oeffnung ist, durch welche zwei dünne Hölzer, wie ein Lineal gestaltet, hindurch gehen. Diese Hölzer haben hin und wieder kleine Löcher; in dem einen steckt ein kleines rundliches Holz, in der Stärke eines Federkiels. Weiter weiß ich nichts.

Du hast den Stickrahmen nicht genau angesehen, sonst hättest du mir wohl noch etwas zu sagen gehabt.

Ja, ich sehe jetzt, daß ein Stück schwarzes Tuch in diesen Rahmen eingespannt, und durch Schnüre, die um die beiden durchlöcherten Hölzer laufen, an denselben befestigt ist. Nun begreife ich auch, wozu die vielen kleinen Löcher dienen. Die Holzstäbe können näher und entfernter von einander gebracht werden, und damit sie in der Lage bleiben, die sie jedesmal haben sollen, befestigt man sie durch die kleinen Hölzer, die ich an jedem Ende des Rahmens wahrnehme.

Gut, nun kenne ich einen Stickrahmen. Aber ich sehe noch nicht ein, wie die Stickerinn diesen Rahmen legen wird, um daran zu arbeiten?

Sie legt ihn auf zwei hölzerne Böcke, die gleich neben dem Rahmen stehen. Jeder Bock besteht aus einem breiten hölzernen Stab, der auf zwei andern Holzstäben ruht, welche die Füße des Bockes bilden, und daher unten noch ein breites Holzgestell haben, damit der Bock fest stehe.

(Fragen: Wonach wird sich wohl die Größe dieses Rahmens richten?)

Was siehst du nun?

Ich sehe einen Ofen.

Betrachte ihn ja genau, es ist viel an ihm zu sehen.

Der Ofen steht an der Wand in einem Winkel. Er hat ein Oberstück (eine Oberplatte) und ein Unterstück (eine Unterplatte), zwei breite Seitenstücke, und ein Vorder- und ein Hinterstück; alle diese Stücke bestehen aus einzelnen, durch Lehm mit einander verbundenen Kacheln, die aus gebranntem Thon gemacht, und mit einer Glasur überzogen sind. Der Ofen ruht auf einem hölzernen Gestell, unter dem ich vier Füße sehe. —

Ist dies Alles? Es scheint mir noch Manches zu fehlen.

In dem Vorderstück, gleich über der Unterplatte, sehe ich eine viereckige Oeffnung, die durch eine eiserne Thür verdeckt wird. Auch hätte ich wohl sagen sollen, daß der Ofen eine schwarze Farbe hat.

Ich sehe noch eine Oeffnung in dem linken Seitenstück und noch etwas anderes.

So werde ich den Ofen wohl noch einmal von hinten und vorne betrachten müssen.

Ha! da entdecke ich etwas Neues. Hinter dem Ofen sehe ich eine dicke eiserne Röhre, die aus dem rechten Seitenstück hervorkommt und in die Wand hineingeht; in der Röhre ist eine kleine eiserne Stange, in der Gestalt einer Kelle. Der Ofen steht fest wie eine Wand.

(Fragen: Sind alle genannten Theile des Ofens gleich wichtig? Sind vielleicht gar einige entbehrlich? Bestehen alle Oefen, die du gesehen hast, aus Kacheln?)

Was siehst du ferner in der Stube?

Ich sehe einen Schrank (ein Spind). Der Schrank ist von Holz und mit brauner Farbe angestrichen. Er besteht aus vier Seiten, von denen die hintere aber nicht ganz sichtbar ist, weil sie hart an der Wand steht. Die Vorderseite ist die Thür, an welcher sich ein eisernes Schloß befindet. Der Schrank hat einen Sims und ein Fußgestell. Er ist etwa sechs Fuß hoch, drei Fuß breit und zwei Fuß tief.

Woher weißt du, wie tief der Schrank ist?

Ich sehe es an den Seitenwänden des Schranks.

Da ist der Schlüssel zum Schrank, wir wollen doch das Innere besehen.

Ich sehe eins, zwei, drei, vier weiße Bretter, welche die ganze Breite des Spindes einnehmen, und etwa einen Fuß aus einander stehen. Auf jedem Brette liegen allerlei Lehrmittel und Lehrgeräthschaften: Bücher, Landkarten, Rechentafeln, Vorschriften, Lineale, Tintefässer, Schwamm und Kreide, auch einige Pappkasten.

(Fragen: Welchen Nutzen gewährt dieser Schrank? — Kann man einen solchen Schrank auch zur Aufbewahrung anderer Sachen gebrauchen? — Wie nennt man den Schrank, in welchem man Bücher aufbewahrt? Wie den, in welchem Wäsche liegt? Wie den, in welchem Kleider hangen? Was darf aber ein Kleiderschrank in seinem Innern nicht haben?).

Was siehst du ferner.

Ich sehe Fenster.

Wie viel Fenster siehst du?

Ich sehe zwei Fenster. Jedes Fenster besteht aus einem viereckigen hölzernen Rahmen, der gerade so groß ist als die Oeffnung in der Mauer, worin er eingepaßt ist. In jedem Rahmen ist ein Fensterkreuz, durch welches der ganze Raum in vier gleich große Theile getheilt wird. Jeder dieser Theile hat seinen Fensterflügel, also besteht das Fenster aus vier Flügeln. Jeder Flügel ist

wieder durch eine hölzerne Sprosse, die queer durchgeht, in zwei gleiche Theile gebracht, und in jeden Theil ist eine Glasscheibe eingepaßt, und mit Kitt fest gemacht. Ich sehe also in jedem Fenster acht Scheiben, die eine weißlich-grüne Farbe haben.

Und weiter sähest du nichts?

Ja, ich sehe auch, daß die Fenster mit grauer Oelfarbe angestrichen sind, auch daß sie geöffnet werden können.

Aber ich möchte gerne wissen, wie sie geöffnet werden?

Der hintere Theil der Fensterflügel ist oben und unten mit Eisen beschlagen, woran sich ein Ring befindet, der in einer Angel ruht, die an den Rahmen angebracht ist. In der Mitte des Fensterkreuzes, da, wo sich die Flügel einander nähern, sehe ich zwei eiserne Riegel, welche die Flügel fest halten, wenn das Fenster zugemacht wird. Zwischen diesen Riegeln sind zwei eiserne Knöpfe, die man anfaßt, wenn man das Fenster öffnen und schließen will.

Sollte nicht zu dem Fenster noch etwas gehören, das davon auch seinen Namen hat?

Ach ja! An den untern Theil des Fensterkreuzes schließt sich ein Fensterbrett an, das die ganze Breite des Fensters einnimmt.

(Fragen: Wozu dienen die Fenster? — Warum kann man nicht statt des Glases Holz nehmen? — Ist es nothwendig, daß ein Fenster vier Flügel hat? — Bestehen alle Fensterflügel nur aus zwei Scheiben? — Wenn nun ein Fensterflügel vier Scheiben hat, wie viel Scheiben hat dann ein ganzes Fenster, das aus vier Flügeln besteht? Wie viel Scheiben sind dann in zwei, drei, vier Fenstern? — Warum werden wohl die Fenster mit Oelfarbe angestrichen?).

Hier ist eine Schreibfeder. Besieh' sie, und sage mir, was du daran bemerkst.

Ich sehe an der Schreibfeder drei verschiedene Theile. Der oberste Theil, oder der Schaft, ist mit Mark ge-

füllt, hat eine längliche, viereckige Gestalt, inwendig eine Rinne, und ist auf beiden Seiten glatt und glänzend weiß. Ihm zu beiden Seiten sitzen weiße Bartfedern, in großer Zahl, die dicht neben einander liegen, sich etwas fett anfühlen, und bis zur Spuhle hinuntergehen. Diese ist länglich rund und hohl, war aber auch mit einem dünnen Mark gefüllt, wovon noch ein vertrockneter Theil zurückgeblieben ist. Die ganze Feder ist biegsam und prall (elastisch). Der Schaft ist ein Theil der Feder, die Bartfedern sind Theile der Feder, die Spuhle ist auch ein Theil der Feder.

Die Federspuhle ist geschnitten, und, wie ich an der Tinte sehe, auch schon gebraucht. Die geschnittene Federspuhle hat eine Spitze, in der sich eine Spalte befindet; über der Federspalte an dem Innern der Spuhle befindet sich eine längliche Oeffnung, welche die Tinte enthält, und sie beim Schreiben der Spitze zuführt.

(Fragen: Warum heißt diese Feder eine Schreibfeder? — Kann man mit jeder Feder schreiben? — Welches Thier trug diese Feder sonst? Wo trug es sie? Was könnten wir von der Schreibfeder noch wegschneiden, ohne ihren Gebrauch zu hindern? — Welcher Theil dieser Feder könnte auch eine andere Farbe haben? — Was ist das Nothwendigste und Unentbehrlichste an der Schreibfeder? — Warum mögen die Bartfedern wohl fettig seyn?).

Hier ist ein Tintefaß. Sieh es an, und beschreib' es mir.

Ich sehe auswendig einen breiten Rand, der um das ganze Faß herumgeht. Unter dem Rande ist ein schmaler Hals; unter dem Halse das Faß selbst, und unter dem Faß ein Fuß.

Inwendig sehe ich oben in dem breiten Rand eine Oeffnung, die durch den Hals geht, und sich in dem Fasse selbst zu einer großen Aushöhlung erweitert, welche zur Hälfte mit schwarzer Tinte angefüllt ist.

Der Rand ist rund, die Oeffnung ist rund, die Aushöhlung oder der Bauch des Fasses ist rund, und der

Fuß ist auch rund. Das Ganze besteht aus grünem Glas.

Der Rand ist ein Theil des Tintefasses; der Hals ist ein Theil des Tintefasses, der Bauch und der Fuß sind auch Theile des Tintefasses.

(Fragen: Welches ist wohl der nothwendigste Theil an dem Tintefasse? — Welchen Umfang muß wohl die Oeffnung in dem Halse haben? — Sind alle Tintefässer von Glas? — Was ist das Nothwendigste an der Tinte? Ist es die schwarze Farbe? Was denn?).

Du hast dein Lesebuch vor dir liegen. Besieh es genau und beschreib' es mir.

Mein Buch besteht aus einem Band und aus vielen Blättern. Der Band ist ein Pappdeckel, auswendig mit buntem und inwendig mit weißem Papier bellebt. Er ist länglich viereckig, und ein wenig breiter und länger als die Blätter, welche er umgibt. Er hat einen gebogenen Rücken, der etwas dünner ist, und zwei breite Seitenflächen.

Die Blätter liegen dicht auf einander und sind von gleicher Größe, denn sie sind beschnitten. Sie sind sämmtlich bedruckt, doch ist oben und unten, so wie an den Seiten noch ein schmaler leerer Raum gelassen. Das Papier ist weiß, doch schimmert es etwas grau. Jedes Blatt hat zwei Seiten, und auf jeder Seite stehen mehrere Reihen (Zeilen) gedruckter Worte, die bald länger, bald kürzer sind, bald aus einer Sylbe, bald aus mehrern bestehen. Auch sind die Buchstaben der Worte von verschiedener Größe, einige Worte haben einen großen Anfangsbuchstaben, alle aber sind schwarz. Auf jeder Seite steht noch eine Zahl, daher heißt sie Seitenzahl. Auch bemerke ich eine solche Zahl unten auf der rechten Seite, aber immer nur auf dem neunten Blatte.

Ganz recht. Hier aber zeige ich dir ein Buch, wo statt der Zahl ein Buchstab steht.

Der Band ist mit dem Rücken an die Blätter befestiget, und die Blätter sind durch Schnüre zusammengeheftet.

Der Band ist ein Theil des Buches.
Der Pappdeckel ist ein Theil des Bandes.
Die Blätter sind Theile des Buches.
Die Seiten sind Theile der Blätter.
Die Zeilen sind Theile des Drucks.
Die Wörter sind Theile der Zeilen.
Die Buchstaben sind Theile der Wörter.

(Fragen: Wie nennt man den Mann, der ein Buch druckt? — Wie den, der ein Buch bindet? — Wie heißt der, der das Papier macht? — Woraus mag wohl das Papier gemacht werden? — Warum mögen wohl mehrere Worte einen großen Anfangsbuchstaben haben? — Kannst du mir ein Wort suchen, das sechs (sieben, acht x) Buchstaben hat? — Auch ein Wort, das drei (vier, fünf x) Sylben hat? — Wozu dient wohl die Seitenzahl? — Wozu aber die Zahl (oder der Buchstab), die immer auf dem neunten Blatte steht? — Würdest du dein Lesebuch, wenn es unter andern Lesebüchern läge, wohl als das deinige erkennen, und woran?).

Du hast viele Dinge in der Stube gesehen und beschrieben; könntest du mir wohl auch das Ding beschreiben, womit du siehst?

Ich sehe mit meinen Augen, aber meine Augen selbst kann ich nicht sehen. Die Beschreibung wird mir schwer werden.

Wenn du deine Augen nicht sehen kannst, so sieh die meinigen, denn unsre Augen sind gleich; wird es dir schwer, so mußt du um so aufmerksamer seyn.

Ich habe zwei Augen, eins an der rechten, und eins an der linken Seite meines Gesichts. Zu den Augen gehören folgende Theile: die Augenbranen, die Augenlieder, die Augenwimpern und die Augäpfel. —

Du hast noch vergessen die Augenwinkel, die Augenhöhlen, die Augenringe und die Augensterne.

Die Augen liegen unter der Stirn, über den Backen auf beiden Seiten des obern Theils der Nase, zwischen den Schläfen. — Das rechte Auge liegt unter der rechten Seite der Stirn, über der rechten Backe, zwischen dem obern Theil der Nase und dem rechten Schlaf. Das linke Auge liegt unter der linken Seite der Stirn, über der linken Backe, zwischen dem obern Theil der Nase und dem linken Schlaf.

Die Augenbranen sind haarige, bogenförmige Erhöhungen über der Augenhöhle, unter der Stirn. — Die rechte Augenbrane liegt über der rechten Augenhöhle, unter der rechten Seite der Stirn. Die linke Augenbrane liegt über der linken Augenhöhle, unter der linken Seite der Stirn.

Die Augenlieder sind die beweglichen, häutigen Decken über und unter den Augäpfeln. — Die Augenlieder des rechten Auges liegen über und unter dem rechten Augapfel. Die Augenlieder des linken Auges liegen über und unter dem linken Augapfel.

Die Augenwimpern sind die kleinen Haare an den Rändern der obern und untern Augenlieder. — Die Augenwimpern des rechten Auges sitzen an den Rändern der rechten Augenlieder. Die Augenwimpern des linken Auges sitzen an den Rändern der linken Augenlieder.

Die Augäpfel liegen in den Augenhöhlen. — Der rechte Augapfel liegt in der rechten Augenhöhle. Der linke Augapfel liegt in der linken Augenhöhle.

Die Augenwinkel liegen auf den Seiten der Augen, wo die obern und untern Augenlieder zusammen gehen. Der äußere Augenwinkel des rechten Auges liegt auf der rechten Seite des rechten Auges. Der äußere Augenwinkel des linken Auges liegt auf der linken Seite des linken Auges. Der innere Augenwinkel des rechten Auges liegt auf der linken Seite des rechten Auges. Der innere Augenwinkel des linken Auges liegt auf der rechten Seite des linken Auges.

Die Augenhöhlen liegen unter der Stirn, über den Backen, auf beiden Seiten des obern Theils der Nase, zwischen den Schläfen, und gehen in das Innere des

Kopfs hinein. — Die rechte Augenhöhle liegt unter der rechten Seite der Stirn, über der rechten Backe, zwischen dem obern Theil der Nase und dem rechten Schlaf. Die linke Augenhöhle liegt unter der linken Seite der Stirn, über der linken Backe, zwischen dem obern Theil der Nase und dem linken Schlaf.

Die Augenringe (Augenbogen) liegen mitten im vordern Theil der Augäpfel, rings um die Augensterne herum. — Der rechte Augenring liegt mitten im vordern Theile des rechten Augapfels, rings um den rechten Augenstern herum. Der linke Augenring liegt mitten im vordern Theile des linken Augapfels, rings um den linken Augenstern herum.

Die Augensterne liegen mitten in den Augenringen. — Der rechte Augenstern liegt mitten in dem rechten Augenring. Der linke Augenstern liegt mitten in dem linken Augenring.

Die Augen sind Theile des Angesichts. — Das rechte Auge ist ein Theil der rechten Seite des Angesichts. Das linke Auge ist ein Theil der linken Seite des Angesichts.

Die Augenbranen sind auch Theile des Angesichts. — Die rechte Augenbrane ist ein Theil der rechten Seite des Angesichts. Die linke Augenbrane ist ein Theil der linken Seite des Angesichts.

Die Augenlieder sind Theile der Augen. — Das rechte obere, und das rechte untere Augenlied sind Theile des rechten Auges. Das linke obere, und das linke untere Augenlied sind Theile des linken Auges.

Die Augenwimpern sind Theile der Augenlieder. — Die obern Augenwimpern sind Theile der obern Augenlieder. Die untern Augenwimpern sind Theile der untern Augenlieder. Die rechte obere und die rechte untere Augenwimper sind Theile der Augenlieder des rechten Auges. Die linke obere und die linke untere Augenwimper sind Theile der Augenlieder des linken Auges.

Die Augäpfel sind Theile der Augen. — Der rechte

Augapfel ist ein Theil des rechten Auges. Der linke Augapfel ist ein Theil des linken Auges.

Die Augenwinkel sind Theile der Augenlieder. — Der äußere Augenwinkel des rechten Auges ist ein Theil des rechten Augenliedes. Der äußere Augenwinkel des linken Auges ist ein Theil des linken Augenliedes. Der innere Augenwinkel des rechten Auges ist ein Theil des rechten Augenliedes. Der innere Augenwinkel des linken Auges ist ein Theil des linken Augenliedes.

Die Augenringe sind Theile der Augäpfel. — Der rechte Augenring ist ein Theil des rechten Augapfels. Der linke Augenring ist ein Theil des linken Augapfels.

Die Augensterne sind Theile der Augäpfel. — Der rechte Augenstern ist ein Theil des rechten Augapfels. Der linke Augenstern ist ein Theil des linken Augapfels.

(Fragen: Warum hat wohl die Natur dem Menschen zwei Augen gegeben? Warum sind die Augenlieder und die Augäpfel beweglich? — Warum liegen die Augen tief in einer Höhlung? Ist die Farbe des Augenrings und Augensterns bei allen Menschen gleich?).

Ich mache dir einen Strich

Ich mache ihn noch einmal auf der Tafel, damit du siehst, wie ich ihn mache; du sollst ihn dann nachbilden. Man nennt den Strich Linie. Die Linie geht in gerader Richtung fort, darum heißt sie gerade Linie. Die gerade Linie geht von der Linken zur Rechten, und hat die Richtung einer Wage, deren beide Schalen gleich stehen, darum heißt sie wagerecht (horizontal). Die wagerechte Linie hat einen Anfangs- und einen Endpunkt; von jenem fing die Linie an, mit diesem endet sie. Die ganze Linie besteht aus solchen Punkten, denn wenn wir mehrere Punkte so nahe an einander stellen, daß sie sich eben berühren, so entsteht mit der Zeit eine Linie. Ich werde es dir an der Tafel vormachen, du sollst es mir nachmachen. —

(Fragen: Kannst du mir durch die Richtung deines rechten Arms eine wagrechte Linie in der Luft machen? — Siehst du hier in der Stube wagerechte Linien, und an welchen Gegenständen?)

Ich mache noch eine Linie |

Ich mache die Linie noch einmal auf der Tafel, damit du siehst, wie ich sie mache; du sollst sie mir dann nachbilden. Die Linie ist auch eine gerade Linie, denn sie geht in einer Richtung fort. Aber diese Linie senkt sich von oben nach unten, wie ein Stein, der ungehindert von einer Höhe herab in die Tiefe fällt, darum heißt sie eine senkrechte (perpendikulare). Auch die senkrechte Linie hat einen Anfangs- und einen Endpunkt; von jenem fing die Linie an, mit diesem endet sie. Die ganze Linie besteht aus solchen Punkten, denn wenn wir mehrere Punkte von oben nach unten so nahe an einander stellen, daß sie sich eben berühren, so entsteht eine senkrechte Linie. Ich werde es dir an der Tafel vormachen, du sollst es mir nachmachen.

(Fragen: Kannst du mir durch die Richtung deines rechten Arms eine senkrechte Linie in der Luft bilden? — Siehst du hier in der Stube senkrechte Linien, und an welchen Gegenständen? — Wodurch unterscheidet sich nun wohl die senkrechte Linie von der wagerechten?)

Ich mache wieder eine Linie /

Ich mache die Linie noch einmal auf der Tafel, damit du siehst, wie ich sie mache; du sollst sie mir dann nachbilden. Die Linie ist auch eine gerade Linie, denn sie geht in einer Richtung fort. Aber die Linie liegt schief, halb aufwärts halb abwärts, darum heißt sie eine schräge Linie. Auch die schräge Linie hat einen An-

fangs- und einen Endpunkt, und die ganze Linie besteht aus solchen Punkten. Ich werde es dir an der Tafel vormachen, du sollst es mir nachmachen.

(Fragen: Kannst du mir durch die Richtung deines rechten Arms eine schräge Linie in der Luft machen? — Siehst du hier in der Stube schräge Linien, und wenn du hier keine findest, siehst du eine am Dache? — Wodurch unterscheidet sich die schräge Linie von der wagerechten und senkrechten? —).

Ich mache zwei Linien

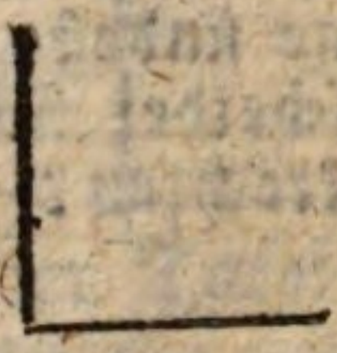
Ich mache die beiden Linien noch einmal an der Tafel, damit du siehst, wie ich sie mache; du sollst sie mir dann nachbilden. Die Linien sind wagerecht, denn sie gehen in gerader Richtung von der Linken zur Rechten fort; aber es sind zwei gerade Richtungen, die sich immer gleich bleiben, sich nirgends mehr einander nähern, und nirgends weiter von einander entfernen; dies würden sie auch nicht, wenn sie noch einmal, zehnmal und hundertmal so lang wären. Man neunt sie darum gleichlaufende (parallel).

(Fragen: Siehst du in der Stube gleichlaufende Linien? — Siehst du sie an diesem Lineal? — Kannst du mir das Lineal in solche Richtungen bringen, daß alle die verschiedenen Linien heraus kommen?).

Ich mache noch zwei Linien

Ich mache die beiden Linien noch einmal an der Tafel, damit du siehst, wie ich sie mache; du sollst sie mir dann nachbilden. Die Linien sehen beinah aus wie gleichlaufende, sind es aber wohl nicht; denn sie bleiben sich in ihrer Richtung nicht gleich, sondern entfernen sich weiter von einander, und würden, wenn man sie länger machte, immer mehr und mehr sich von einander entfernen. Sie sind also nicht gleichlaufend.

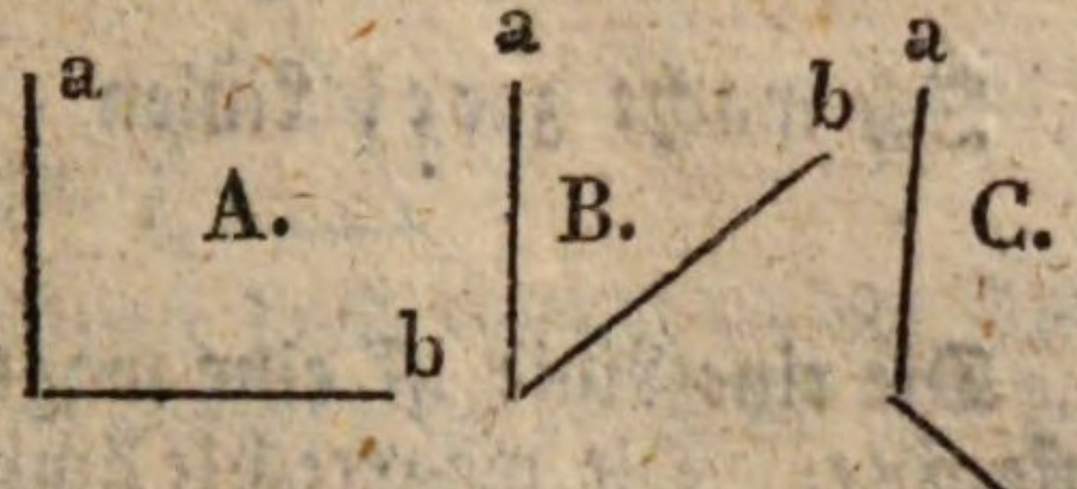
(Fragen: Wo sind die beiden nicht gleichlaufenden Linien am weitesten von einander entfernt? — Wo nähern sie sich am meisten? — Was würde geschehen, wenn man beide Linien etwa um ein Glied am Anfangspunkt verlängerte?).

Ich mache wieder zwei Linien 

Ich mache die beiden Linien noch einmal an der Tafel, damit du siehst, wie ich sie mache; du sollst sie mir dann nachbilden. Die eine dieser Linien ist eine senkrechte, die andere eine wagerechte. Beide Linien berühren sich in einem Punkt, oder treffen in einem Punkt zusammen. Da, wo sich die beiden Linien berühren, entsteht innerhalb ein Winkel, außerhalb eine Ecke. Die Linien, die diesen Winkel bilden, heißen die Schenkel des Winkels; der Winkel hat also zwei Schenkel. Der Punkt, in welchem die Schenkel des Winkels zusammentreffen, heißt der Scheitelpunkt. Der Winkel hat also einen Scheitelpunkt. Der wagerechte Schenkel ist eben so groß als der senkrechte Schenkel, darum nennen wir den Winkel gleichschenklig; wären aber die Schenkel von ungleicher Länge, so müßten wir sie ungleichschenklig nennen.

(Fragen: Siehst du in der Stube Winkel? Wo? Wie viel? Wo ist der Scheitelpunkt in den Winkeln, die du siehst? Wo sind die Schenkel der Winkel? — Sieh noch einmal den Winkel in deinem Lesebuche an, und sage mir: wie viel Winkel würden entstehen, wenn die wagerechte Linie von der Rechten nach der Linken verlängert würde? Wie viel Winkel würden entstehen, wenn auf der verlängerten wagerechten Linie die senkrechte Linie verlängert würde? — Wollen wir uns das nicht einmal an der Tafel vorbilden?).

Ich mache drei Winkel



Ich mache die drei Winkel noch einmal an der Tafel, damit du siehst, wie ich sie mache, du sollst sie mir dann nachbilden. Den Winkel A haben wir schon gesehen, nicht wahr? Wer will ihn beschreiben? — Den Winkel B haben wir noch nicht gesehen. Er hat eine senkrechte Linie wie A, aber keine wagerechte, sondern eine schräge. Den Winkel C haben wir auch noch nicht gesehen. Er hat auch eine senkrechte Linie und eine schräge; die schräge Linie geht nach unten, dagegen sie in dem Winkel B nach oben geht. Die drei Winkel sind also verschieden. Der Winkel in A heißt ein rechter Winkel, die Winkel in B und C aber heißen schiefe Winkel. Betrachten wir die drei Winkel genau, so sehen wir, daß die Schenkel a und b in einer ungleichen Entfernung von einander stehen. In welchem Winkel sind sie am nächsten, in welchem am entferntesten? — Da die Schenkel in dem schiefen Winkel B einander näher als in dem rechten Winkel A sind, so ist der schiefe Winkel B kleiner als der rechte Winkel A, und darum heißt der Winkel B ein spitzer Winkel. Da die Schenkel in dem schiefen Winkel C weiter von einander als in dem rechten Winkel A sind, so ist der schiefe Winkel C größer als der rechte Winkel A, und darum heißt der Winkel C ein stumpfer Winkel.

(Fragen: Sieh dich in der Stube um, und sage mir, ob die Winkel, die du siehst, rechte oder schiefe Winkel sind? — Kannst du mit deinen Armen einen spitzen und einen stumpfen Winkel bilden? — Welche Winkel bildet ein regelmäßig ausgespannter Stickrahm?).

Ich mache zwei Linien

Die eine Linie ist eine wagerechte, die andere eine senkrechte. Die wagerechte Linie wird von der senkrechten durchschnitten; die beiden Linien durchkreuzen sich, machen also ein Kreuz, darum heißen sie kreuzförmige. Wie viel Winkel bildet dieses Kreuz? Was sind es für Winkel?

(Fragen: Kannst du mir ein Kreuz bilden mit deinen Armen? — Wo siehst du ein Kreuz in der Stube?).

Ich mache einen Bogen

Ich mache ihn noch einmal an der Tafel, damit du siehst, wie ich ihn mache. Der Bogen ist auch eine Linie, aber eine krumme. Die krumme Linie geht um einen Punkt in der Mitte in gleichem Abstand herum, darum heißt sie ein Kreis (Zirkel). Der Raum in diesem Kreise heißt eine Fläche, denn er ist durch den Kreis begrenzt. Weil der Punkt, um den sich der Kreis bewegt, gerade in der Mitte der Fläche liegt, heißt er Mittelpunkt. Alles, was die Form eines Kreises hat, heißt kreisförmig. Ziehen wir uns eine wagerechte Linie durch den Mittelpunkt des Kreises, so theilen wir ihn in zwei Hälften, und jede Hälfte ist dann ein Halbkreis. Ziehen wir uns noch eine Linie durch den Mittelpunkt des Kreises, nämlich eine senkrechte, so theilen wir ihn in vier Theile, und jeder Theil ist ein Viertelkreis.

(Fragen: Hast du am Himmel schon einen kreisförmigen Körper gesehen? — Wie heißt der kreisförmige Körper an einem Wagen? — Welchen kreisförmigen Körper siehst du täglich bei Tische? — Wie ist der obere Rand eines Bierglases? — Wie eine Taschenuhr? — Wie ein Ring? — Wie eine Kugel?).

Ich mache drei Linien

Ich mache die drei Linien noch einmal an der Tafel, damit du siehst, wie ich sie mache; du sollst sie mir dann nachbilden. Die drei Linien sind mit einander verbunden, denn zwei schräge Linie begegnen sich auf einer wagerechten so, daß sie in einem Punkt zusammenstoßen. Dadurch entsteht eine Figur, die wir Dreieck nennen, weil sie drei Ecken hat. Die Linien, welche die Fläche begrenzen, heißen Seiten oder Schenkel und da alle Seiten gleich groß sind, so nennen wir das Dreieck ein gleichseitiges oder gleichschenkliges.

(Fragen: Wie viel gerade Linien müssen wir wenigstens haben, um eine Fläche zu begrenzen? — Wenn ein Dreieck, dessen Seiten gleich groß sind, ein gleichseitiges heißt: wie werden wir ein Dreieck nennen, dessen Seiten ungleich sind?).

Ich mache vier Linien

Ich mache die vier Linien noch einmal an der Tafel, damit du siehst, wie ich sie mache; du sollst sie mir dann nachbilden. Die vier Linien sind mit einander verbunden, denn zwei senkrechte Linien laufen zwischen zwei wagerechten, bis jene diese berühren. Die vier Linien sind die vier Seiten der Figur. Sie sind von gleicher Größe und haben vier gleiche Winkel; darum heißt die Figur ein Viereck (Quadrat).

(Fragen: Bilden die Fenster dieser Stube, oder die Glasscheiben ein Viereck? — Hast du schon einen Würfel gesehen?).

Hier ist eine kleine Schachtel mit allerlei Proben von Leinwand, Wolle, Seide und gefärbtem Papier.

Ich lege Weiß zu Weiß, Schwarz zu Schwarz, Grau zu Grau, Gelb zu Gelb, Roth zu Roth, Braun zu Braun, Blau zu Blau, Grün zu Grün. Nun haben wir acht Farben. Wir wollen jede genau ansehen.

Hier ist ein Stück gebleichte Leinwand! Wie sieht es aus? Wir haben doch schon viele Dinge gesehen, die eine weiße Farbe haben, nicht wahr?

O ja! Sehr weiß ist der Schnee. — Daher sagt man zuweilen von der feinen Leinwand, sie sey schneeweiß. — Weiß ist auch die Milch, die Baumwolle, der Kalk und — — —.

Nun, was ist denn noch mehr weiß? — Auch die Federn, das Elfenbein, die Kreide, die Baumblüthe, der Zucker, das Mehl, das Papier, das Porzellan, das Lichttalg.

(Fragen: Sind alle diese genannten Dinge immer weiß? Welche von ihnen können auch wohl eine andere Farbe haben? — Sind sie alle gleich weiß? — Wodurch wurde die Leinwand weiß?).

Hier ist eine Probe von schwarzem Atlaß, auch eine Probe von schwarzem Sammet, und noch eine Probe von schwarzem Tuch! — Die Farbe ist dunkel, sie ist die Farbe der Trauer, aber auch die Farbe der Feierlichkeit? Welche Personen tragen gewöhnlich eine schwarze Kleidung?

Manche Menschen sind auch schwarz, z. B. die Mohren. Einige Leute haben schwarze Haare.

Es gibt auch schwarze Thiere. Die Raben sind schwarz, auch gibt es schwarze Katzen.

Hier in der Stube sind schwarze Dinge. Die Schiefertafeln sind schwarz, die Tinte ist schwarz, die Schuhe sind schwarz, der Ofen ist schwarz. Auch die Kohlen im Ofen sind schwarz.

(Fragen: Sind alle die genannten Dinge immer schwarz? — Ist denn schwarze Wäsche auch schwarz? — Welche Dinge sind unter allen wohl die schwärzesten?).

Hier ist eine Probe ungebleichter Leinewand. Wie sieht sie aus?

Grau ist die Asche und das Löschpapier, grau sind die Haare alter Leute. Es gibt viele graue Thiere, z. B. Esel, Mäuse, Sperlinge. Auch der Schimmel, der auf feuchten Körpern entsteht, ist grau.

Auch sind viele Baumstämme grau; oft sind grau die Wolken am Himmel.

(Frage: Zwischen welchen Farben liegt wohl die graue in der Mitte?).

Hier ist eine Probe von gelbem Atlaß!

Gelb ist die Zitrone, der Schwefel, das Stroh. Gelb sind die Erbsen, die Morrüben und viele Blumen; auch die trocknen Baumblätter.

Gelb ist das Messing und der Bernstein, das Gold und der Honig.

(Frage: Welche Hausthiere haben gelbe Füße?).

Hier ist eine Probe von rothem Tuch! Viele Dinge sind roth. Das Blut ist roth, die Rose ist roth, rohes Fleisch ist roth. Die Blüthen des Pfirsichbaumes und mehrerer Aepfelbäume sind roth. Es gibt rothe Kirschen, rothe Aepfel und rothe Johannisbeeren, rothe Tulpen, rothe Nelken.

Neue Dachziegel sind roth. Gekochte Krebse sind roth. Das Rothkehlchen hat rothe Federn an der Kehle. Der Himmel ist roth beim Aufgang und Untergang der Sonne, und bei einer Feuersbrunst.

Kinder werden leicht im Gesicht roth, wenn sie sich schämen oder etwas Böses gethan haben.

(Frage: Welche Eßwaaren sind roth?).

Hier ist eine Probe von braunem Tuch. Die braune Farbe liegt in der Mitte von Schwarz und Roth.

Braun ist der gebrannte Kaffee, die reife Kastanie und die Nuß. Einige Käfer haben braune Flügel, wie der Maikäfer. Einige Menschen und Thiere haben braune Haare. Manche Blumen haben eine braune Farbe. Eine Kohlart ist braun, daher heißt sie Braunkohl. Es gibt auch braune Erde und braunes Holz. Viele Hausgeräthe sind mit einer braunen Farbe bestrichen.

(Frage: Welches gewöhnliche Getränk ist braun?).

Hier ist ein Stück blau-gefärbte Leinewand, auch eine Probe von blauem Tuch.

Blaue Blümchen wachsen in allen Gärten und auf allen Feldern. Besonders lieben wir das blaue Vergißmeinnicht und die blaue Kornblume.

Blau ist die Blüthe des Flachses, blau ist die gemeine Pflaume, blau ist der Hecht.

Eine weit entlegene Waldung erscheint uns blau.

Der heitere Himmel am Tage ist blau; blau ist manches Menschen Auge.

(Frage: Wie heißt die süße Beere, die bald blau bald weiß ist?).

Hier ist ein Stück grünes Papier.

Grün ist die Farbe der Natur. Das Gras ist grün, die Blätter der Bäume und Sträuche sind grün, die Pflanzenstengel sind grün, die unreifen Früchte sind grün, auch manche reife Aepfel und Pflaumen.

Viele Thiere sind grün, die Laubfrösche und Eidechsen, auch mehrere Raupen und Schmetterlinge. Die Zeisige und Grünspechte sind grün.

(Fragen: Welche Eßwaaren, die häufig genossen werden, sind grün? Nenne mir drei solcher Speisen, die sich mit einem S anfangen.)

Nun sind noch mehrere Zeug- und Papierproben übrig geblieben, die weder weiß noch schwarz, weder grau noch gelb sind, und überhaupt keine von den acht Farben haben. Sie haben eine gemischte Farbe.

Da ist eine Zeugprobe, die sieht einer gelben sehr ähnlich, aber sie ist doch nicht ganz gelb. Wir müssen sie indessen den Zeugen der gelben Farbe beilegen, und wollen sie gelblich nennen.

Hier ist eine andere Probe, die viel Aehnlichkeit mit dem Rothen hat, wir nennen sie daher röthlich.

Hier ist noch eine Probe, die sieht beinah aus wie die blaue Weintraube, aber sie ist etwas dunkler; wir nennen sie bläulich.

(Fragen: Wie werden wir die Farben nennen, die dem Weißen, Grauen, Braunen, Schwarzen und Grünen ähnlich sind?).

Hier haben wir ein Papier, dessen Farbe ist nicht gelb und nicht braun; aber sie hat von beiden etwas, am meisten von dem Braunen, darum nennen wir sie gelbbraun.

Dagegen wollen wir nun einmal ein Papier halten, das auch gelb und braun gemischt ist, aber mehr vom Gelben als vom Braunen hat, darum nennen wir diese Farbe braungelb.

(Fragen: Wie werden wir die Farbe nennen, die eine Mischung von blau und grün ist, aber dem Grünen näher kommt als dem Blauen? — Wie die Farbe, die dem Weißen näher kommt als dem Grauen? Wie aber umgekehrt, wenn sie dem Grauen näher kommt als dem Weißen?).

Hier ist ein Papier, das ist zwar weiß, aber es schimmert etwas Bläuchliches durch, und sieht aus wie Milch, wenn sie mit Wasser gemischt ist. Es hat also eine bläulich-weiße Farbe.

Hier ist eine Rolle mit Seide. Die Seide ist grau, aber es schimmert etwas Röthliches durch, sie ist also röthlich grau.

(Fragen: Wie wirst du die rothe Farbe nennen, in der etwas Schwärzliches durchschimmert? Wie umgekehrt die schwarze Farbe, in der etwas Röthliches durchschimmert?).

Wir wollen unsere Zeug- und Papierproben nach den acht Hauptfarben noch einmal vor uns legen.

Hier sind zwei Stückchen weißer Leinewand. Beide weiß, aber in der Weiße unterschieden! Das eine Stückchen ist blendend weiß, sieht aus wie frisch gefallener Schnee, ist also schneeweiß. Das andere sieht aus wie Milch, ist also milchweiß.

(Frage: Wenn ein Körper aussieht, wie Kreide, wie werden wir ihn dann nennen?).

Hier sind zwei Stückchen schwarzes Tuch. Beide sind schwarz, aber in der Schwärze unterschieden. Das eine Stückchen hat die Farbe eines Raben, ist also rabenschwarz. Das andere sieht aus wie eine Kohle, ist also kohlenschwarz.

Hier sind mehrere blaue Zeugproben. Alle sind blau, aber ihre blaue Farbe hat eine verschiedene Höhe und Tiefe. Ein Stück ist blaßblau, eines hellblau, und eines dunkelblau. Eines sieht aus wie der helle, blaue Himmel, das nennen wir also himmelblau; ein anderes hat Aehnlichkeit mit der dunkeln Farbe des Veilchens, das ist also veilchenblau; noch ein anderes sieht aus, wie der blasse, blaue Ueberzug einer reifen Pflaume, das heißt, pflaumenblau.

(Fragen: Wie werden wir das Blau nennen, das Aehnlichkeit hat mit der Farbe der Kornblume? Wie das, dessen Farbe dem Hechte gleicht?).

Hier sind verschiedene Arten von grünem Papier. Das eine Stück ist blaßgrün, das andere hellgrün, das dritte dunkelgrün. Eines hat große Aehnlichkeit mit einem grünen Apfel, das ist also apfelgrün; ein anderes sieht aus wie Gras, das ist also grasgrün; ein drittes sieht aus wie eine Olive, das ist also olivengrün.

Hier sind verschiedene Proben von grauem Atlaß. Die eine Probe ist hellgrau, die andere blaßgrau, die dritte dunkelgrau. Die eine hat Aehnlichkeit mit der Farbe der Asche, sie ist also aschgrau; die andere mit der Farbe eines Mausefelles, sie ist also mausegrau.

Hier haben wir mehrere Rollen gelber Seide. Wir wollen die Rollen gegen einander halten, da werden wir sehen, daß die eine Art hellgelb, die andere dunkelgelb, die dritte blaßgelb ist. Mit welchen bekannten Dingen könnten wir wohl die verschiedenen Arten der gelben Farbe vergleichen? Wie würden wir sie nennen, wenn wir sie verglichen mit Schwefel, mit Zitronen, mit Honig, mit Stroh, mit Wein, mit Safran, mit Pomeranzen? —

Hier sind rothe Zeug- und Papierproben, auch noch einige Stickmuster, die verschiedene rothe Blumen darstellen. Wir wollen uns das Hellrothe, Dunkelrothe, Blaßrothe und Hochrothe aufsuchen. Das eine hat Aehnlichkeit mit dem Dachziegel, das andere mit dem Feuer, ein drittes mit dem Scharlach, ein viertes

mit der Rose, ein fünftes mit der Pfirsichblüthe, ein sechsstes mit dem Blut, ein siebentes mit dem Purpur ꝛc. Wie werden wir nun die Farben nach den ähnlichen Gegenständen nennen?

Noch sind uns einige Proben von braunem Tuch übrig. Hier ist ein hellbraunes, hier ein dunkelbraunes Tuch. Jenes hat Aehnlichkeit mit der Kastanie, dieses mit dem gebrannten Kaffee. Wie werden wir nun diese Farben nennen?

Wenn Jede von uns aus allen diesen Proben sich ein Kleid aussuchen sollte, würde die Wahl wohl auf eine und dieselbe Farbe fallen? Gewiß würden wir alle sehr verschieden wählen, denn der Geschmack ist verschieden. Die Eine liebt das Einfache, die Andere das, was in die Augen fällt. Aber in einigen Farben würden wir doch übereinstimmen. So z. B. ist hier ein lebhaftes Roth, hier ein liebliches Blau, hier ein sanftes, zartes Grün; das hätten wir alle gern. Aber seht einmal dieses matte Gelb, dieses düstre Grau, dieses verschossene Grün, und nun gar dieses widrige Braun. Nein, nein, solches Kleid wollen wir nicht. Doch wer weiß, ob es sich nicht besser machen würde, wenn wir ein ganzes Stück davon sehen sollten!

Wir wollen mit dem Kleide lieber noch etwas warten, denn ich habe hier noch ein Schächtelchen, worin manche schöne Zeuge und Papiere liegen. Was wir bisher gesehen haben, hatte immer nur eine Farbe, oder war einfarbig; was wir nun sehen werden, hat mehrere Farben, ist also bunt.

Hier ist ein Stück Taffet, das übrig geblieben ist von dem Zeuge zu einem Frauenmantel (Enveloppe). Seht euch dies einmal an!

Ei, wie schön! das ist ja gelblich! — Nein, es ist grünlich! — Nicht doch, es ist röthlich! — Warum nicht gar, es ist bläulich!

Ihr habt alle recht und unrecht. Der Taffet spielt mit verschiedenen Farben, und je nachdem ihr ihn so oder so haltet, und von dieser oder jener Seite ansehet, erscheint er euch bald gelblich, bald grünlich, bald röthlich. Von einem solchen Taffet sagt man: er schillert, und darum heißt er Schillertaffet.

Ach ja, er sieht aus wie ein Schillebold (Jungfer, Heupferd).

Ungefähr so; der Schillebold hat auch eine schillernde Farbe, daher er auch Schillebold heißt. Es gibt auch Thiere, die solche Mischfarbe an sich haben, wie z. B. die Taube an ihrem Halse, die Ente an ihrem Kopf. Ich habe auch schon Schmetterlinge gesehen, deren Flügel schillernd waren.

Auch neue Stahlfedern, und eine Art von Steinkohlen.

Hier ist ein Stück Kattun, das hat eine braune Grundfarbe; es gehen aber in gleichen Zwischenräumen der Länge nach verschiedene Streifen durch, es ist also gestreifter Kattun, und da die Streifen aus weißlicher, gelblicher und bläulicher Farbe bestehen, so ist der Kattun bunt-gestreift.

Da, hier sind noch mehrere ähnliche Proben, die verschiedene Grundfarben, helle und dunkle, und verschiedene Streifen haben. Dieser hier hat schmale Streifen, ist also schmal-gestreifter; der da hat breite Streifen, ist also breit-gestreifter Kattun.

Hier sind Kattunproben anderer Art. Da ist eine mit einem gelblichen Grunde, auf dem sich viele Flecken von brauner Farbe befinden; der Kattun ist also gefleckt. — Diesem ähnlich ist eine andere Probe, die auch auf gleicher Grundfarbe Flecken hat, aber die Flecken sind

von verschiedenen Farben; der Kattun ist also bunt=gefleckt.

Hier ist noch ein gefleckter Kattun, aber die Flecken sind punktartig, darum heißt er getüpfelt oder punktirt. — Von diesem unterscheidet sich noch eine daneben liegende Probe, die mit kleinen punktartigen Flecken ganz bestreuet ist, wie die Flügel einiger Schmetterlinge; das ist besprengter Kattun.

Nun sind uns noch einige bunte Papierproben übrig.

Hier ist ein graues Papier. Die graue Farbe ist aber bald heller bald dunkler, und so in einander gemischt, daß sie ein wolliges und nebeliges Ansehen hat; das Papier ist also nebelig. — Dem ähnlich ist dieses hier, das aber verschiedene durch einander gemengte Farben hat, die bald wie wolkige Flecken, bald wie Streifen und Adern aussehen, und dem geschliffenen Marmor gleichen; das Papier ist also marmorartig.

Hast du schon eine Windmühle gesehen?

O ja, vor dem Thore steht eine auf einer Anhöhe.

Hast du sie schon öfter gesehen?

O schon mehrere Male; ich bin oft vorbei gegangen.

Hast du sie denn auch genau besehen? Und könntest du mir wohl die Windmühle beschreiben?

Nein, das kann ich nicht; denn ich durfte nicht so nahe hinan gehen.

Warum denn nicht?

Die Flügel der Windmühle bewegten sich, und hätten mich, wenn ich ihnen zu nahe gekommen wäre, leicht ergreifen können.

Bewegten sich denn die Windflügel immer?

Ja, außer einmal, da fuhr ich vorbei, und ich sah, daß sie still standen.

Also einmal bewegten sich die Windflügel nicht, sie waren in Ruhe.

Es gibt viele Dinge, die sich bald bewegen, bald in Ruhe sind. Menschen und Thiere bewegen sich gewöhnlich am Tage, und ruhen sich in der Nacht. Das Wasser bewegt sich, wenn es stürmisch ist, die Flüsse bewegen sich immer. Die Zweige und Blätter der Bäume werden vom Winde bewegt, die Häuser aber stehen immer in Ruhe. Der Zeiger einer Uhr bewegt sich, wenn sie aufgezogen ist, ist aber in Ruhe, wenn sie nicht aufgezogen ist. Die Wolken am Himmel bewegen sich, die Flamme im Ofen bewegt sich; das Schiff auf dem Strome und die Fahne am Kirchenthurm werden vom Winde bewegt. Aber der Knopf auf dem Thurm ist in Ruhe, die Berge und Felsen sind auch in Ruhe.

(Fragen: Kannst du mir noch einige Dinge nennen, die sich zuweilen bewegen, zuweilen in Ruhe sind? — Weißt du mir auch etwas zu nennen, das sich immer bewegt?).

Wir wollen einmal einige Gegenstände betrachten, wenn sie sich in der Ruhe befinden, und wollen darauf merken, ob sie eine und dieselbe Richtung haben.

Hier steht ein Ofen, dort sehen wir ein Dach. Beide sind in Ruhe; aber wie ist ihre Richtung? Mache mir einmal mit diesem Lineale die Richtungen beider Körper vor. — Die Richtung des Ofens ist also eine senkrechte Richtung, die Richtung des Daches aber eine schräge.

Die Baumstämme, besonders die Stämme der Tannen, stehen gewöhnlich in senkrechter Richtung, aber die Aeste der Apfel- und Birnbäume, der Eichen und Linden haben gewöhnlich eine schräge Richtung.

Ein Licht auf dem Leuchter steht senkrecht, aber eine Treppe liegt schräg.

(Fragen: Warum gibt man dem Dache eine schräge Richtung? — Warum muß das brennende Licht senkrecht stehen? — Welcher Theil deines Gesichts hat eine schräge Richtung?).

Hast du schon eine Kegelbahn gesehen? Wie unterscheidet sich die Richtung derselben von der Kugelrinne, die an der Kegelbahn angebracht ist? Die Kegelbahn hat eine gerade, wagerechte Richtung, die Kugelrinne aber eine schräge.

In einem Garten sind gewöhnlich verschiedene Arten von Fußsteigen. Die eine Art geht gerade aus, die andere gekrümmt, eine dritte geschlängelt.

(Frage: Warum muß die Kegelbahn gerade, und die Kugelrinne schräg liegen?).

Wie liegen die Haare auf dem Kopf? — Sie liegen entweder von vorne nach hinten, oder von hinten nach vorne, oder seitwärts herabhangend. — Die Federn der Gänse und Enten liegen von vorne nach hinten.

In welcher Richtung befinden sich die reifen Weintrauben am Weinstock? Sie hangen herab. In welcher Richtung die Schoten und Bohnen? Sie hangen auch herab.

Wie unterscheidet sich von ihnen die Richtung der blauen Kornblume, der Tulpe, der Federnelke? Sie stehen aufrecht.

In welcher Richtung aber befinden sich die Glöckchen der Maiblume? Sie hangen abwärts.

(Frage: Warum hangen die reifen Weintrauben herab?).

Nun wollen wir einige Gegenstände betrachten, wenn sie in der Bewegung sind, und darauf merken, ob sie sich in einer und derselben Richtung bewegen.

Die Bewegungen der Menschen und Thiere gehen nach allen Richtungen hin. Der Mensch geht gerade aus, rechts, links, aufwärts, wenn er einen Berg ersteigt, abwärts, wenn er bergab in ein Thal steigt.

Der Vogel fliegt aufwärts, niederwärts, seitwärts, gerade und im Kreise, wie der Habicht. Die Fledermaus und der Schmetterling flattern hin und her.

Die Fische heben sich auf die Oberfläche des Wassers, und senken sich in die Tiefe desselben hinab.

Der Krebs geht rückwärts.

Also bewegen sich Menschen und Thiere in einer verschiedenen Richtung.

Auch leblose Dinge bewegen sich nach verschiedenen Richtungen hin. — Der Rauch steigt in die Höhe, der Regen und Schnee aber fällt aus der Höhe herab. Auch der Nebel steigt zuweilen in die Höhe, fällt aber auch zuweilen nieder.

Der Blitz fährt in gebrochener Richtung oder im Zickzack zur Erde. — Das Wasser eines Springbrunnen steigt senkrecht in die Höhe, das Wasser im Strome aber läuft immer abwärts. Eine Kugel rollt, wenn sie keinen Widerstand findet, so lange fort, als es abwärts geht.

Ein Kreisel, wenn er gepeitscht wird, dreht sich in unregelmäßigen Kreisen umher. Das Rad am Wagen dreht sich gleichmäßig um die Axe desselben. Der Minutenzeiger an einer Uhr beschreibt alle 60 Minuten, d. h. jede Stunde einen regelmäßigen Kreis. Ein Ball fliegt gemeinhin in einem Bogen durch die Luft.

(Frage: Kannst du mir auch einige Gegenstände nennen, die sich in einer bestimmten Richtung bewegen?).

Die Art der Bewegung ist verschieden, und wird daher auch verschieden benannt.

Wie verschieden bewegen sich die Schnecken und das Windspiel! Die Schnecke geht langsam, das Windspiel ist schnell wie der Wind.

Wie verschieden ist die Bewegung der Raupe und der Maus! Die Raupe kriecht, die Maus läuft und springt über Tisch und Schüssel.

Wie verschieden ist die Bewegung des Eichhörnchens und des Esels! Das Eichhörnchen klettert schnell den Baum hinauf, und springt von Zweig zu Zweig; der Esel geht träge Schritt vor Schritt.

Wie mannigfaltig sind die Bewegungen, die der Mensch macht! Er kann gehen, laufen, springen, hüpfen, tanzen, treten, stampfen, stoßen.

Wir wollen einige sichtbare Bewegungen, welche der Mensch mit den verschiedenen Theilen seines Körpers vornehmen kann, genauer betrachten.

Der Mensch kann seinen Kopf und Hals nach allen Seiten hin bewegen oder drehen, er kann ihn vor- und zurückbiegen, ihn schütteln und damit nicken.

Wir drehen den Kopf, wenn wir uns umsehen wollen; wir biegen ihn vor, wenn wir eine Sache genau besehen; wir biegen ihn zurück, wenn wir senkrecht in die Höhe sehen; wir schütteln ihn, wenn wir unzufrieden sind; wir nicken, wenn wir etwas bewilligen. Wenn Jemand mit dem Kopf schüttelt, so ist das so viel, als wenn er sagt: nicht doch! Wenn Jemand mit dem Kopf nickt, so ist das so viel, als wenn er sagt: ja!

Am Kopf kann der Mensch bewegen die Stirn, die Augen, die Nase, die Backen, den Mund, die Kinnladen, die Zunge und das ganze Gesicht.

Die Stirn können wir runzeln. Mit dem Mund können wir reden, pfeifen, zähnen. Mit den Kinnladen können wir kauen. Mit der Zunge können wir reden und die Speisen im Munde bewegen. Das ganze Gesicht bewegt sich beim Lachen und heftigen

Weinen. — Aber einen Theil des Kopfs bewegen wir gewöhnlich nicht.

Welcher ist das wohl?

Der Haupttheil des Gesichts sind die Augen. Diese können wir öffnen und schließen, sie nach allen Seiten hin drehen, damit sehen, messen und winken.

Wir öffnen die Augen, wenn wir erwachen, wir schließen sie, wenn wir einschlafen. Wir drehen sie rechts und links, nach unten und nach oben, je nachdem die Gegenstände, welche wir sehen wollen, rechts oder links, unten oder oben sind.

Wir sehen mit den Augen auf mancherlei Art. Wir können einen Menschen ansehen, ein Buch durchsehen, auch durch ein Fenster sehen, hin und her sehen, uns nach Jemanden umsehen, von dem Buche wegsehen, in das Buch hinein sehen, zum Fenster hinaussehen, aus dem Fenster hinabsehen und zum Himmel hinaufsehen, beim Kuchenbacken zusehen, der Mutter die Handgriffe absehen, uns versehen und die Fehler Anderer übersehen.

O wir können noch auf mehrere Arten sehen. Was thun z. B. die Kinder gern, wenn sie am Fenster stehen, und den abreisenden Vater noch so lange als möglich sehen wollen? — Und wie sagen wir, wenn wir in einen schönen Garten gehen, um ihn kennen zu lernen? —

Wir können auch mit den Augen die Höhe, Länge und Breite eines Körpers messen. Ein solches Maaß mittelst der Augen heißt Augenmaaß. Das Augenmaaß kann die Größe und den Umfang eines Körpers nicht ganz genau bestimmen. Wollen wir dies, so müssen wir den Körper messen mit einem Maaßstab oder mit einer Elle. Manche Hausfrau aber weiß ziemlich genau nach dem Augenmaaß zu bestimmen, wie lang und wie breit ein Tischtuch ist, und wie viel Ellen Musselin zu einem Fenstervorhang (Gardine), wie sie ihn braucht, gehören, oder wie viel Ellen Leinewand zu einem Rollvorhang (Rouleau) erfoderlich sind. — Wollen wir ein-

mal etwas mit unsern Augen messen? — Hier die Thür! Wie hoch wird sie wohl seyn? Wir wollen uns vorstellen, wir hätten eine Elle, und legten diese an die Thür, wie an ein Stück Leinewand: wie viel Ellen würde die Thür wohl haben? Auch können wir uns vorstellen, es ginge ein Mann von gewöhnlicher Größe, d. h. von fünf Fuß Höhe, durch diese Thür: wie weit würde wohl die höchste Spitze seines Kopfs reichen, und wie viel würde dann von der Thür noch übrig bleiben? — Wenn wir nun herausgebracht haben, wie hoch die Thür ist, dann werden wir schon leichter die Höhe der Stube finden, und endlich auch die Breite der Thür und der Stube angeben können.

Außer dem Kopf kann der Mensch auch Brust und Rücken, Arme und Beine bewegen.

Wir bewegen die Brust, wenn wir sie vorwärts halten und den Rücken einbiegen. Dies thut der Soldat, wenn er sich in Reih' und Glied stellt; dies sollten alle die thun, die krumm gehen, damit sie sich gewöhnten, ihrem Körper eine gerade Haltung zu geben.

Den Rücken bewegen wir, wenn wir eine Verbeugung machen, oder uns bücken.

Arme und Beine sind die Gliedmaßen, mit denen wir sehr viele und mannigfaltige Bewegungen vornehmen können.

Wir bewegen die Arme, wenn wir sie in die Höhe heben, sie sinken lassen, sie ausstrecken, sie aufstützen, sie vorhalten, sie über einander schlagen und sie öffnen.

Wir heben die Arme in die Höhe, wenn wir einen Gegenstand über uns erreichen wollen; wir lassen sie sinken, wenn wir müde sind; wir strecken sie aus, wenn wir das, was vor uns liegt, ergreifen wollen; wir stützen mit den Armen den Kopf, wenn wir Kopfschmerzen haben; wir halten sie vor, wenn wir fallen; wir schla-

gen sie über einander, wenn uns friert; wir öffnen sie, wenn wir eine Freundinn recht herzlich umarmen wollen.

Theils mit den Armen, theils ohne dieselben bewegen wir die Hände, wenn wir etwas ergreifen, fest halten, drücken, heben, ziehen, werfen, fangen, reiben, ringen, klatschen, streicheln. Auch bewegen wir sie beim Gebet, indem wir die Hände falten, beim Zeichnen, Stricken, Nähen, Sticken, Spinnen, Klavier spielen, und bei vielen andern Beschäftigungen.

Wir bewegen die Beine, wenn wir gehen, laufen, springen, hüpfen, tanzen, klettern.

Einige dieser Bewegungen sind so, daß die Arme Theil daran nehmen, auch wohl der ganze Körper.

Bei den meisten dieser Bewegungen müssen wir auf Ort und Zeit sehen, und durch keine Bewegung unsers Körpers dürfen wir Anstand und Schicklichkeit verletzen.

Die Thiere haben noch mannigfaltigere Bewegungen als der Mensch. Sie können gehen, laufen, traben, springen und hüpfen, klettern, fliegen, flattern, schwimmen, kriechen, beißen, schlagen, stoßen, stechen, kratzen, saugen, picken, kneifen, weben.

Die Pferde, Hunde, Hasen und viele Thiere des Waldes gehen, laufen und traben. — Der Floh, der Frosch, der Sprengsel hüpft und springt. — Die Katze und das Eichhörnchen klettert. — Die Vögel, Fliegen und Bienen fliegen. — Die Fledermaus und der Schmetterling flattert. — Fische, Gänse, und Enten schwimmen. — Die Schlangen, Regenwürmer und Raupen kriechen. — Der Hund beißt, das Pferd schlägt, der Ochse stößt, die Biene und Mücke sticht, die Katze kratzt, der Blutigel saugt, der Vogel pickt, der Krebs kneift, die Spinne webt.

(Fragen: Gibt es auch wohl Thiere, die gehen, schwimmen und fliegen können? — Warum kann das Huhn nicht schwimmen, da es doch die jüngste Ente kann? —

Mit welchem Namen werden wir wohl die Vögel belegen, die schwimmen können? Womit schwimmt der Fisch, der doch keine Füße hat?).

Endlich bewegen sich auch leblose Körper. Das Blatt am Baum bewegt sich, das Rad am Wagen bewegt sich, das Mühlrad bewegt sich, der Regen bewegt sich, Wasser und Feuer bewegen sich, die Wolken am Himmel bewegen sich.

Wie geht es zu, daß sich das Blatt bewegt, da es doch kein Leben hat? —

Ja, der Wind bewegt es.

Also, es bewegt sich nicht von selbst, wie der Mensch oder das Thier, sondern es wird vom Winde bewegt. Der Wind ist die Ursache, daß sich das Blatt bewegt.

Wie geht es zu, daß sich das Rad am Wagen bewegt?

Ja, die Pferde ziehen den Wagen fort.

Also das Rad bewegt sich nicht von selbst, sondern es wird durch die Pferde in Bewegung gesetzt. Die Pferde sind die Ursach, daß sich das Rad bewegt.

Wie geht es zu, daß sich das Mühlrad bewegt?

Das Wasser treibt das Mühlrad; wäre kein Wasser da, würde es stille stehen.

Also das Mühlrad wird vom Wasser bewegt. Das Wasser ist die Ursach, daß sich das Mühlrad bewegt.

Ein lebloser Körper wird also durch einen andern Körper in Bewegung gesetzt.

Aber wer setzt denn das Wasser des Flusses in Bewegung?

Vielleicht der Wind? Aber es fließt doch auch, wenn es nicht windig ist.

Seht, hier ist ein Tisch. Ich halte den Tisch schräg, und gieße etwas Wasser hinauf. Wohin wird das Wasser wohl fließen?

Nach unten!

Was heißt das? Wo ist unten?

Hier, wo der Tisch tiefer steht, wo er abschüssig ist. Also das Wasser fließt von Oben nach Unten, von der Höhe nach der Tiefe. Es fließt vom Berge in's Thal,

aber nie vom Thal auf einen Berg. Warum rollt die Kegelkugel in der Kugelrinne? Weil die Rinne schräg angelegt ist.

Aber wie ist es nun mit dem Regen, der sich aus der Luft herabbewegt?

Seht, hier ist eine kleine Papierkugel. Ich halte sie mit dem Daum und dem Zeigefinger hoch, und jetzt lasse ich sie herabfallen. Wie geht es zu, daß die Papierkugel herabfällt? Etwa, weil ich sie los ließ? Ja freilich, mußte ich sie los lassen, wenn sie herabfallen sollte; aber warum blieb sie nicht in der Luft auf der Stelle, wo ich sie hielt, schweben?

Ja, sie konnte nicht, weil da nichts ist, worauf sie fest liegt.

Etwas ist wohl da, nämlich die Luft; aber die Luft ist nicht fest, und zu leicht, als daß sie die Kugel hätte tragen können, denn die Kugel ist schwerer als die Luft. Also, die Kugel fiel herab, weil sie schwerer als die Luft ist; sie bewegt sich durch ihre Schwere.

Wir wollen einmal ein kleines Stück Papier nehmen, und es aus derselben Höhe herabfallen lassen. Fällt das Stückchen Papier so wie die Kugel?

Nein, es fällt langsamer und in unregelmäßiger Richtung.

Warum fällt es nicht schnell und gerade herunter, wie die Kugel?

Weil es leichter ist, als die Kugel. — Also je schwerer der Körper ist, desto schneller und gerader fällt er aus der Höhe in die Tiefe. — Was fällt schneller herab, der Platzregen oder der Schnee? Warum bewegt sich eine Feder, aus dem Fenster geworfen, so lange in der Luft, ehe sie herabfällt? Aber warum bewegen sich Rauch und Flamme in die Höhe?

(Fragen: Bewegt sich das Spinnrad von selbst? — Bewegt sich der Ball und der Kreisel von selbst? — Wer ist die Ursach, daß sich diese Dinge bewegen? — Bewegt sich das Wasser in den Gossen und Rinnen von selbst? — Was ist die Ursach, daß es sich bewegt?).

Wir haben jetzt viele und verschiedene Dinge gesehen, und auf ihre Gestalt, ihre Farbe, ihre Ruhe und Bewegung geachtet. Wir würden dies nicht gekonnt haben, wenn wir keine Augen hätten, denn der Blinde entbehrt die Freude, die Gegenstände, von denen er umgeben ist, durch das Auge wahrzunehmen; er muß sich bloß mit dem Gefühl behelfen, so gut er kann. Aber die Augen allein machen es nicht, daß wir sehen können; wir müssen auch Licht haben. Zur Nachtzeit sehen wir die Gegenstände gar nicht, oder nur halb und undeutlich. In einem finstern Zimmer und in einem Keller, wohin kein Lichtstrahl kommt, helfen uns unsere Augen gar nichts. Licht ist also zum Sehen unentbehrlich.

Allein Augen und Licht sind doch noch nicht hinreichend, um alle Gegenstände zu sehen. — Hier mache ich auf der Tafel einen schwarzen Punkt mit Tinte. Stelle dich an die Thür, und sage mir, ob du den Punkt siehst?

Nein, ich sehe ihn nicht.

Siehst du im Sommer die Fliege und Mücke, die oben in der Linde sitzt? Warum siehst du den Punkt und die Fliege nicht?

Weil Punkt und Fliege von mir zu weit entfernt sind.

Du würdest sie also sehen, wenn du ihnen nahe genug wärest.

Aber der Knopf auf dem Thurm ist doch noch entfernter von dir, als dieser Punkt an der Tafel, und doch siehst du ihn von der Straße aus.

Ja, der Thurmknopf ist auch größer als der Punkt an der Tafel.

Je größer also der Körper ist, je eher kann man ihn aus der Entfernung sehen.

Bemerkst du aber nicht doch einen Unterschied, wenn du einen Körper in der Nähe und in der Entfernung siehst? Du hast jetzt dein Lesebuch in der Hand, und kannst darin alle Buchstaben sehen und lesen. Nun gib einmal das Buch deiner Nachbarinn, die soll sich damit

an den Ofen stellen, und es dir vorhalten. — Kannst du noch sehen?

O ja, ich sehe das Buch.

Siehst du auch, was darin steht?

Ich sehe schwarz gedruckte Zeilen.

Kannst du diese Zeilen so erkennen, daß du die Wörter derselben lesen kannst?

Nein, das kann ich nicht.

Warum kannst du es denn nicht?

Weil das Buch zu weit von mir entfernt ist.

Wenn wir also einen entfernten Gegenstand auch sehen, so sehen wir ihn doch nicht deutlich, wir erkennen ihn nicht.

So geht es uns im Leben oft. Wir sehen in der Entfernung viele Dinge, aber wir sehen sie nicht deutlich, und je entfernter wir von den Dingen sind, desto kleiner erscheinen sie uns.

Wir erwähnten vorher des Thurmknopfs. Wie groß kommt er dir wohl vor?

Wie ein kleines Butterfaß. O, das ist noch zu viel, wie eine kleine Kindertrommel.

Ja, so ungefähr. Und was meinst du nun, wenn ich dir sage, daß du recht bequem in ihn hineinkriechen, und dich darin verstecken könntest. Wie groß müssen nun wohl Sonne, Mond und Sterne seyn, die viele, viele Millionen Male weiter von uns entfernt sind als der Thurmknopf!

Jetzt wollen wir bloß auf unser Lesebuch sehen, aber recht aufmerksam, denn wir sollen genau angeben, was wir bemerkt haben.

Hier sind Wörter: Mensch, Kind, Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Oheim, Base, Muhme, Großvater, Großmutter, Schwager, Schwägerinn, Braut, Bräutigam.

Was ist denn an diesen Wörtern zu sehen? Ich bemerke nichts.

O ja, ich bemerke wohl etwas. Die Wörter bezeichnen solche Personen, die zu einer Familie gehören.

Das kannst du aber den Wörtern eben so gut anhören als ansehen. Betrachte sie doch noch einmal.

Ha! nun seh' ich's. Die Wörter haben alle einen großen Anfangsbuchstaben.

Recht. Nun wollen wir die ganze Seite unsers Lesebuches heruntersehen, und Zeile für Zeile uns die Wörter aufsuchen, die einen großen Anfangsbuchstaben haben.

Wir wollen noch einige Wörter dieser Art ansehen; der Mensch, der Vater, der Sohn, der Bruder, der Mann, der Tisch, der Stuhl, der Baum, der Hund.

Die Frau, die Mutter, die Tochter, die Schwester, die Stube, die Nadel, die Seide, die Blume, die Katze.

Das Kind, das Mädchen, das Buch, das Papier, das Kleid, das Auge, das Thier, das Schaaf.

Was hast du an diesen Wörtern bemerkt?

Ich habe bemerkt, daß sie alle einen großen Anfangsbuchstaben haben.

Gut. Stehen denn aber die Wörter hier allein, wie die vorigen?

Nein, es steht noch immer ein anderes Wort davor.

Aber welches?

Ich habe drei verschiedene Wörter bemerkt: der, die und das.

Haben denn diese Wörter auch einen großen Anfangsbuchstaben?

Nein!

Nun kannst du dir merken: die Wörter, die einen großen Anfangsbuchstaben haben, und vor denen der, die, das steht, heißen Hauptwörter.

Wenn du mir die Theile des Tisches, Stuhles ꝛc. nennst, so nennst du mir Hauptwörter. Thue dies.

Wenn du mir die Theile deines Kopfs nennst, so nennst du mir Hauptwörter. Thue dies.

Wenn du mir die Geräthe (Möbel) dieser Stube nennst, so nennst du mir Hauptwörter. Thue dies.

Wir wollen uns noch einige Hauptwörter in zwei Reihen hinstellen, und sie genau ansehen:

Der Fisch	der Fischer.
Das Schiff	der Schiffer.
Das Glas	der Glaser.
Das Seil	der Seiler.
Der Riem	der Riemer.
Der Krieg	der Krieger.

Hier sind zwölf Hauptwörter, in jeder Reihe sechs. Sind die sechs in der zweiten Reihe eben so als die sechs in der ersten? Welchen Unterschied siehst du?

Die zweite Reihe ist also aus der ersten entstanden, oder von der ersten abgeleitet. Durch Hinzufügung der Sylbe er.

Denkst du dir bei den Wörtern der zweiten Reihe auch etwas anderes? Was ist denn ein Fischer? Was ein Schiffer? u. s. w.

(Aufgabe: Erfinde mir zu folgenden sieben Wörtern eben so viele durch Hinzufügung der Sylbe er: Fleisch, Arbeit, Streit, Tisch, Schloß, Topf, Sattel).

Sieh dir nun einmal folgende Wörter genau an:

Der König	die Königinn.
Der Gatte	die Gattinn.
Der Fürst	die Fürstinn.
Der Prediger	die Predigerinn.
Der Lehrer	die Lehrerinn.
Der Schüler	die Schülerinn.

Was siehst du denn hier für einen Unterschied zwischen der ersten und zweiten Reihe dieser Wörter?

Ist die erste Reihe aus der zweiten oder die zweite aus der ersten entstanden?

Denkst du dir bei den Wörtern der zweiten Reihe auch etwas anders? Was ist denn eine Königinn? Was eine Gattinn? u. s. w.

(Aufgabe: Erfinde mir zu folgenden acht Wörtern eben so viele durch Hinzufügung der Sylbe inn: Freund, Graf, Schwager, Berliner, Schneider, Sänger, Tänzer, Jäger).

Wir wollen drei Reihen Wörter hinstellen:

Das Spiel,	die Karte,	das Kartenspiel.
Der Garten,	das Schloß,	der Schloßgarten.
Der Schuh,	die Frau,	der Frauenschuh.
Der Lohn,	der Tag,	der Tagelohn,
Die Mühle,	das Papier,	die Papiermühle.

Wie nennst du diese Wörter? — Woran erkennst du sie?

Welchen Unterschied aber werden wir entdecken zwischen der dritten Reihe und den beiden ersten?

Die dritte Reihe besteht aus zwei mit einander verbundenen Hauptwörtern, die beiden ersten Reihen haben immer nur ein Hauptwort.

Die dritte Reihe hat also zusammengesetzte Hauptwörter. Ob wir uns aber wohl aus den zusammengesetzten Hauptwörtern der dritten Reihe wieder einige Wörterreihen bilden können? Wir wollen versuchen:

Das Klavierspiel,	der Klavierspieler,	die Klavierspielerinn.
Der Schloßgarten,	der Schloßgärtner,	die Schloßgärtnerinn.
Der Frauenschuh,	der Frauenschuster,	die Frauenschusterinn.
Der Tagelohn,	der Tagelöhner,	die Tagelöhnerinn.
Die Papiermühle,	der Papiermüller,	die Papiermüllerinn.

Wo steckt der Unterschied zwischen den drei Wörterreihen? — Woran erkennst du, daß in der zweite Reihe von Männern, und in der dritten von Frauen die Rede ist?

(Aufgabe: Setze mir einmal folgende Wörter zusammen: Hals und Tuch; Hand und Tuch; Haus und Frau; Haus und Vater; Spiel und Zeug; Tasche und Uhr; Thurm und Uhr; Kirsche und Baum; Feder und Vieh; Feder, Vieh und Händler).

---

2. Ich kann hören.

Ich kann hören, denn ich habe ein Gehör.

Ich höre das Gewitter, den Regen, den Wasserfall, die Kanone, die Glocke, den Gang und die Rede eines Menschen, die Stimme eines Thieres, den Sturm u. s. w. Aber ich höre diese Dinge nicht selbst, sondern nur den Schall, das Rauschen, das Brausen, die Töne, welche durch das Gewitter, den Regen, die Kanone, Glocke u. s. w. hervorgebracht werden.

Doch geben diese Dinge keinen Schall und keinen Ton, wenn sie still stehen. Die Regentropfen auf dem Grase höre ich nicht, auch nicht einen Eimer voll Wasser, auch nicht einen Teich; aber ich höre den Regen, wenn er herabfällt, das Wasser im Eimer, wenn es ausgegossen wird, das Wasser im Teich, wenn ich mit einem Stab darin rühre. Eine Glocke höre ich nur, wenn ich den Strick anziehe, eine Uhr nur, wenn sie aufgezogen ist, eine Kanone, wenn ich sie abfeuere, eine Saite, wenn ich sie berühre, einen Menschen nur, wenn er geht oder spricht, die Stimme eines Ochsen nur, wenn er den Mund öffnet und brüllt. Das Fallen des Regens aber, das Ausgießen des Wassers, das Rühren im Teiche, das Ziehen der Glocke, das Abfeuern der Kanone, das Berühren einer Violinsaite, das Herausstoßen der Luft beim Reden und Schreien: alle diese Dinge machen eine Bewegung.

Ohne Bewegung also gibt es keinen Schall und keinen Ton.

Frage: Warum hören wir ein Ding nicht, wenn es stille steht?

Die Menschen machen sich durch verschiedene Töne hörbar. Wir können sprechen, rufen, schreien, singen, lachen, weinen, schluchzen, seufzen, jammern, stöhnen, winseln, röcheln, niesen, husten, pfeifen, gähnen, jauchzen, mit den Zähnen knirschen, an die Thüre pochen und schlagen, mit dem Fuße stampfen, mit den Fingern trommeln.

Die Thiere können bellen, wiehern, grunzen, pipen, miauen, brummen, brüllen, schreien, blöken, meckern, heulen, krähen, singen, zwitschern, girren, schnattern, trillern, klappern, quaken, zischen, summen, zirpen.

Aber nicht alle Menschen weinen, stöhnen, röcheln, gähnen, jauchzen, sie thun es nur zuweilen. Wer mag wohl weinen, wer stöhnen, wer jammern und seufzen, wer gähnen, wer jauchzen, wer knirschen, wer pochen?

Nicht alle Thiere bellen, wiehern, grunzen und pipen, singen und schnattern. Einige können dies, Andere jenes. Kannst du mir zu jedem der verschiedenen Töne ein Thier nennen? Der Hund z. B. bellt, das Pferd wiehert; aber welches Thier grunzt, pipt, miaut, brummt ꝛc.?

Auch leblose Dinge bringen Töne hervor, und zwar theils ohne Zuthun, theils mit Zuthun der Menschen.

Der Wind fächelt und säuselt, sauset und pfeift, heult, tobt und brauset. Das Wasser rauscht und plätschert, und der Bach murmelt und rieselt. Das Feuer knistert und prasselt. Der Donner rollt und kracht. Dies alles geschieht ohne Zuthun des Menschen.

Die Trompete schmettert, die Trommel wirbelt, die Glocke schlägt und läutet, die Harfe, Violine, Flöte und das Klavier tönen, die Klingel klingelt, der Hammer pocht und klappert, die Peitsche klatscht, der Wagen rollt, der Dreschflegel klappt, die Feder kritzelt, die Kette klirrt und rasselt, das Mühlrad klappert, der Schuß knallt, das Glas klingt, die Maultrommel brummt, die Knarre knarrt, das Horn tutet, das Spinnrad schnarrt. Alles dies geschieht nur mit Zuthun des Menschen.

Fragen: Kannst du mir noch einige leblose Dinge nennen, die ohne Zuthun des Menschen tönen? — Und auch einige, die mit Zuthun des Menschen tönen? (Denke z. B. bei jenen an das Laub, an siedendes Wasser; bei diesen an Geld, an die Stubenuhr, an die Säge ꝛc. ꝛc.).

Wollen wir einmal versuchen, das, was wir von den Tönen der lebenden und leblosen Dinge gesagt haben, auf eine andere Art auszudrucken?

Wir sagten: der Hund bellt, das Pferd wiehert, das Schaaf blökt. Wir können aber auch sagen: das Bellen des Hundes, das Wiehern des Pferdes, das Blöken des Schaafes.

Sieh zu, ob du es nachmachen kannst.

Das Kind schreit	also	das Schreien	des Kindes.
Der Schüler singt	—	?	des Schülers.
Der Mensch spricht	—	?	?
Der Schläfrige gähnt	—	?	?
Der Kranke stöhnt	—	?	?
Das Kind schluchzt	—	?	?
Der Hungrige winselt	—	?	?
Der Sterbende röchelt	—	?	?
Der Jäger pfeift	—	?	?
Der Fröhliche jauchzt	—	?	?
Der Ochse brüllt	—	?	?
Der Bär brummt	—	?	?
Die Ziege meckert	—	?	?
Die Nachtigall singt	—	?	?

Die Maus pipt	also das		?	?
Die Grille zirpt	—		?	?
Der Frosch quakt	—		?	?
Der Storch klappert	—		?	?
Die Gans schnattert	—		?	?
Der Rabe krächzt	—		?	?
Die Schlange zischt	—		?	?
Die Taube girrt	—		?	?
Der Wind säuselt	—		?	?
Der Wind heult	—		?	?
Der Wind brauset	—		?	?
Das Wasser rauscht	—		?	?
Das Wasser plätschert	—		?	?
Der Bach rieselt	—		?	?
Das Feuer knistert	—		?	?
Der Donner rollt	—		?	?

Ob es wohl noch eine dritte Art gibt, diese verschiedenen Töne auszudrucken?

O ja; wir können auch sagen: der bellende Hund, das wiehernde Pferd, das blökende Schaaf.

Sieh zu, ob du es nachmachen kannst; ich mache es dir noch einmal vor.

Das schreiende Mädchen, der singende Schüler.
Der sprechende Mensch, der stöhnende Kranke.
Das schluchzende Kind, der winselnde Hungrige.

Da hast du die Worte, die du zusammenstellen sollst:

röcheln der Sterbende,	pfeifen der Jäger.
jauchzen der Fröhliche,	brüllen der Ochse.
weinen der Knabe,	wiehern das Roß.
brummen der Bär,	meckern die Ziege.
blöken das Schaf,	schnattern die Gans.
girren die Taube,	zischen die Schlange.
klappern die Mühle,	rasseln die Kette.
klingen das Geld,	schmettern die Trompete.

säuseln der Wind, rollen der Wagen.
heulen der Sturm, murmeln der Bach.
plätschern das Wasser, knistern das Feuer.

Wir hören das schreiende Kind, den singenden Schüler, den weinenden Knaben, das blökende Schaaf, die girrende Taube, die schnatternde Gans, die schmetternde Trompete. Wir hören das Wiehern des Pferdes, das Heulen des Windes, den Schall der Glocke, das Schlagen der Uhr, das Wirbeln der Trommel, das Rollen des Donners. Wir hören, wie der Bach rieselt, wie das Wasser plätschert, wie der Wind heult und brauset, wie der Frosch quakt und wie die Gans schnattert.

Aber wir hören vielleicht von dem allen jetzt nichts.

Wie geht dies zu? Schreiet denn jetzt nirgend ein Kind, weint kein Knabe, singt kein Vogel, blökt kein Schaaf, wiehert kein Pferd, rieselt kein Bach, schlägt keine Uhr, läutet man keine Glocke? —

O ja, gewiß weint und schreit irgenwo ein Kind, blökt ein Schaaf, rieselt ein Bach, läutet eine Glocke. Aber wir hören es nicht, weil wir zu fern von dem Ton sind.

Aber wenn wir auch ganz nahe wären, wir würden diese Töne doch nicht immer hören. Schreit denn ein Kind immer? Singt der Vogel immer? Schlägt die Uhr immer? Läutet man die Glocke immer? — Wann schreit denn ein Kind? Wann singt der Vogel? (im Frühling). Wann schlägt die Uhr? Wann lärmt die Trommel? Wann rollt der Donner? Wann knarrt die Thür? Wann bellt der Hund? Wann lächelt die Mutter? Wann schilt der Lehrer? Wann schellet die Hausklingel? Wann tönen die Saiten eines Tonwerkzeuges?

Welch ein Unterschied in der Stärke und Schwäche ist doch zwischen dem Schlag einer Stuben- und einer

Thurmuhr, zwischen dem Knall einer Flinte und einer Kanone, zwischen dem Rollen eines Wagens und des Donners, zwischen dem Ton einer Flöte und dem Schmettern einer Trompete, zwischen dem Gesang einer Lerche und dem Schlagen der Nachtigall, zwischen dem Summen der Biene und dem Wiehern eines Pferdes, zwischen dem Schnattern einer Gans und dem Brüllen eines Ochsen, zwischen der Stimme eines Kindes und dem Ruf eines Nachtwächters oder dem Geschrei eines Ausrufers!

Die Thurmuhr und den Donner hören wir in der ganzen Stadt, aber die Stubenuhr und die Rede eines Kindes hören wir nur in der Stube und im Hause; denn die Töne der Thurmuhr und des Donners sind stark, und die Töne der Stubenuhr und der Rede des Kindes sind schwach.

Der sprechende Lehrer wird in der Schulstube von allen Kindern gehört, aber was mir Jemand heimlich in's Ohr sagt, das höre ich allein; denn der Lehrer spricht laut, und der, welcher mir etwas in's Ohr sagt, spricht leise.

Manche Menschen sprechen wohl laut, aber zu schnell oder durch die Nase; man hört sie wohl, aber man kann nicht recht verstehen, was sie sagen, denn sie reden nicht deutlich.

Die Flöte und die Harmonika machen einen besonders weichen Eindruck auf uns, denn ihre Töne sind sanft; die Trompete aber macht einen starken Eindruck auf uns, denn ihr Ton ist gellend.

Eine Pfeife hat einen durchdringenden Ton, denn er ist hell; aber der Nachhall des Donners in der Ferne ist dumpf.

Fragen: Wie nennst du den Ton einer Nachtigall? — Wie das Gebell eines Hundes? — Wie den Ton einer Sturmglocke? — Wie den Klang des Geldes? — Wie spricht der Kranke und Schwache? — Wie der Gesunde und Starke? —

Hier habe ich eine metallene Glocke, ich kann auch zwei Gläser nehmen. Ich klingele mit der Glocke, oder stoße die beiden Gläser an einander. — Hast du den Ton gehört? Wir wollen es wiederholen, merke dir den Ton.

Jetzt umfasse ich die Glocke mit meiner Hand und klingele, oder ich schlage an das Glas mit einer Schere oder einem Messer. Hast du auch diesen Ton gehört und dir solchen gemerkt?

O der erste Ton war viel besser! — Besser? Was heißt das? Er gefiel dir mehr, das glaube ich. Aber wie war er denn? Heller oder dumpfer als der zweite?

Gewiß war er heller. Aber ich möchte besonders wissen, welcher von beiden Tönen länger hörbar war, also länger dauerte?

Ich habe es mir gemerkt, der erste und helle Ton dauerte viel länger als der zweite und dumpfe.

Ja, so ist es bei mehrern Tönen. Der Ton einer Nachtigall ist bald lang gezogen, bald kurz abgebrochen. In einem Gesange kommen viele Töne vor, die lange hörbar sind, aber der Knall einer Flinte und Pistole ist kurz und schnell verschwindend.

So ist es auch mit der Rede des Menschen. Manche Wörter werden lang gezogen oder gedehnt gesprochen, andere aber kurz weggeschnellt. Höre einmal den Unterterschied zwischen

Kahn und kann,	Saat und satt.
lahm und Lamm,	Staar und starr.
fahl und Fall,	Heer und Herr.
Schlaf und schlafif,	Aal und all.
Kehle und Kelle,	Haken und Hacken.
schal und Schall,	spuken und spucken.
Gram und gramm,	kam und Kamm.

Welche von diesen Wörtern wurden kurz, welche lang gesprochen?

Wenn ich mit dem Schlüssel auf dem Tisch oder an ein Glas schlage, so höre ich nur einen Ton. Wenn ich die Saite einer Violine berühre, oder eine Taste auf dem Klavier anschlage, so höre ich auch nur einen Ton. Wenn ich aber zwei Saiten zugleich berühre, und zwei oder mehrere Tasten meines Klaviers zugleich anschlage, so höre ich zwei oder mehrere Töne.

Der Ruf des Kuckuks ist eintönig, das Klappern einer Mühle ist eintönig, das Schlagen eines Dreschflegels ist eintönig; aber der Gesang einer Nachtigall ist vieltönig, das Spiel einer Orgel ist vieltönig, und die Musik bei einem Feste ist auch vieltönig.

Wenn nun viele Töne einer Art in einander stimmen und in ein Ganzes verschmelzen, so entsteht daraus die Uebereinstimmung der Töne oder die Harmonie. Ein schöner Gesang von mehrern Sängern hat Harmonie; in einem Konzerte ist Harmonie. Einen solchen Gesang nennen wir harmonisch. Wenn aber in einem Gesange die Töne nicht in einander stimmen, alles durch einander schreit, und reine und unreine Töne sich mischen: so ist ein solcher Gesang nicht harmonisch oder unharmonisch (disharmonisch).

Welch ein Unterschied ist doch zwischen dem gewöhnlichen Kirchen-Gesang und dem Gesellschafts-Gesang! Jener ist ernst, und bewegt sich langsam feierlich, dieser ist lustig, und bewegt sich lebhaft und schnell. — Wie ganz anders klingt eine Trauer-Musik als ein Walzer. Jene ist wehmüthig und bringt uns zu Thränen, dieser ist munter und setzt uns in eine hüpfende Bewegung. Die Töne zeigen die verschiedenen Empfindungen an, die man hat, und bringen verschiedene Empfindungen hervor.

In einem Hause, wo der Vater oder die Mutter gestorben ist, hört man lauter Klagetöne. Wenn aber der Vater mit Geschenken von der Messe kommt, oder der Sohn gesund und glücklich aus dem Krieg zurückkehrt, so hört man lauter Freudentöne.

Ein Kind, das gern von seiner Mutter etwas haben möchte, hat einen schmeichelnden und bittenden Ton; aber ein Kind, das sich den Eltern und dem Lehrer widersetzt, hat einen trotzigen Ton.

Ein Mädchen, das von dem Lehrer etwas wissen möchte, hat einen fragenden Ton; aber ein Herr, der seinem Diener etwas mit Strenge und Härte befiehlt, hat einen gebieterischen Ton.

Wenn der Vater das Betragen seiner Tochter tadelt, so ist sein Ton ernst; wenn aber die Mutter freudig lächelnd mit ihrem Kinde spielt, so ist ihr Ton scherzhaft.

Aufgabe: Versuche, folgende Sätze in dem richtigen Tone zu lesen, und mir jedesmal den Ton zu nennen: Willkommen, willkommen, lieber Vater! — Mutter, der liebe Vater kommt! — Ach! der Vater ist krank! Mein Gott, er ist ja am Arm verwundet! — Liebe, gute Mutter, laß mich nur ein Stündchen spielen. — Nein, ich lasse dich nicht spielen, du hast deine Arbeit schlecht gemacht. — Ei, du kleiner Schalk, du hast mir ja meine Nadelbüchse versteckt. — Wo liegt wohl Dresden? Ist Dresden nicht die Hauptstadt von Sachsen? — Du sollst gleich Abbitte thun, ich befehle es dir! — Nein, ich will nicht abbitten.

Wir mögen nicht alle Töne gleich gern haben. Einige sind uns angenehm, andere sind uns unangenehm. Wie angenehm ist uns die Stimme eines guten Sängers. Wie gern hören wir einen singenden Kanarienvogel und eine Nachtigall! Wie unangenehm aber ist uns die Stimme eines heisern Menschen! Wie ungern hören wir einen krächzenden Raben, und eine schreiende Krähe! Wie übelklingend ist das Quaken des Frosches! Wie wohlklingend ein ausdrucksvoller Gesang!

Einige Töne sind fürchterlich, wie das Rollen des Donners und das Krachen der Kanone. Einige sind fürchterlich und betäubend zugleich, wie der Feuerlärm in einer brennenden Stadt. Andere sind entzückend, bezaubernd, ergreifend und herzerhebend!

Es gibt Menschen, die auch schwache Töne sehr genau hören und unterscheiden. Diese haben ein scharfes Gehör.

Einige können jeden unreinen Ton, selbst unter vielen andern Tönen in einem großen Konzert deutlich heraushören. Diese haben ein feines Gehör.

Andere Menschen hören nur starke Töne deutlich, aber die schwachen wissen sie nicht zu unterscheiden. Diese haben ein schwaches Gehör.

Noch Andere vernehmen selbst schreiende Töne nur mit Mühe. Diese sind harthörig.

Endlich gibt es auch Menschen, die selbst den stärksten Ton nicht hören können. Das sind Taube. Mit diesen muß man sich durch sichtbare Zeichen und Gebehrden verständigen.

---

4. Ich kann fühlen.

Ich kann fühlen, denn ich habe ein Gefühl.

Ich fühle an den Händen und im Gesicht die kalte Morgen- und Abendluft; ich fühle mit den Füßen, ob ich auf einen festen oder lockern Fußboden trete; ich fühle am Kopf den Kamm, mit dem ich mein Haar kämme; ich fühle mit dem Munde die Speise, die ich eben esse; ich fühle mit dem Rücken den Stuhl, an den ich mich lehne. — Ich fühle also an allen Theilen meines Körpers. Nur an den Haaren und den Spitzen der Nägel habe ich kein Gefühl, daher kann ich sie ohne Schmerz abschneiden und zerstückeln.

Auch die Thiere fühlen. Der Hund schreiet, wenn man ihn tritt; die Fliege und der Maikäfer fühlen den Schmerz sehr wohl, wenn unverständige Kinder ihnen die Füße ausreißen; der Fisch sträubt sich, wenn die Köchinn das Messer an ihn legt; der Krebs wird unruhig, wenn das heiße Wasser durch seine Schaalen dringt. O ja, auch die Thiere haben Gefühl, daher soll man sie nicht ohne Noth quälen.

Wenn die Mutter eine Waare kauft, so prüft und untersucht sie die Güte derselben. Dabei braucht sie ganz besonders den Sinn des Gesichts und Gefühls. Kauft sie z. B. Butter, so will sie wissen, ob sie frisch, fett und gehörig gesalzen ist. Das kann sie ihr nicht ansehen, sie muß es ihr anfühlen. Mit welchem Theil ihres Körpers aber wird sie das wohl herausfühlen? — — Kauft sie Kattun oder Leinewand, so wird sie ihr Gefühl auch zu Hülfe nehmen, denn sie kann es fühlen, ob die Waare fein und dicht ist. Aber sie fühlt es diesmal nicht mit dem Munde oder der Zunge. Nun womit denn? — —

In der Zunge und den Fingerspitzen steckt das feinste Gefühl. Aber die Zunge braucht der Mensch nur, wenn er Eßwaren und Getränke prüfen will; die Fingerspitzen dagegen bei allen andern Dingen, die er anfaßt oder anfassen kann. Mit der Zunge fühlen, was bitter oder süß, sauer oder salzig ist, heißt schmecken; aber mit den Fingerspitzen fühlen, was trocken oder naß, glatt oder rauh, fein oder grob ist, heißt tasten, antasten oder betasten. Das ist das wahre Gefühl.

Auch die Käfer haben an ihrem Körper einen Theil, mit dem sie am feinsten fühlen, — das sind die Fühlhörner.

Fragen: Liegt das Gefühl nur in einem Theile des Körpers? — Aber mit welchem Theile fühlen wir denn am feinsten?

Hier ist ein Stück Sammet. Ich berühre die Oberfläche desselben mit den Fingerspitzen, vorzüglich mit dem Zeigefinger und dem Daumen. Ei, wie sanft fühlt sich der Sammet an! Die Oberfläche ist so glatt und eben wie ein Katzen- oder Kaninchen-Fell.

Es sind mehrere Dinge in der Stube, die sich glatt und eben anfühlen. Berühre einmal die Fensterscheiben, die Rechentafel, das Schreibpapier.

Aber viele andere Dinge sind auch rauh und uneben. Da ist ein Stück Borke (Baumrinde) von einer alten Eiche! Vergleiche sie einmal durchs Gefühl mit dem Sammet, und du wirst den Unterschied sehr deutlich empfinden. Auf dem Hofe und der Straße sind viel rauhe und unebene Körper. Nicht wahr? — —

Hast du schon einmal untersucht, wie sich ein Talg- und ein Wachslicht anfühlt? Nicht wahr, jenes ist fettig, dieses klebrig?

Wenn die Mutter Wäsche aufhängen läßt, so ist diese feucht, aber an der Luft wird sie mit der Zeit trocken.

Wir können also durch das Gefühl herausbringen, ob ein Körper sanft, glatt und eben, rauh und uneben, fettig und klebrig, feucht und trocken ist.

Wenn es kalt ist, stellst du dich an den geheizten Ofen. Warum? Weil er warm ist und du seine Wärme fühlen willst; denn wäre er kalt, so würdest du dich nicht an ihn stellen.

Wir können es also den Körpern auch anfühlen, ob sie warm oder kalt sind. (Können wir es ihnen zuweilen auch wohl ansehen?)

Der Luft fühlen wir es an, ob sie kalt oder warm ist; dasselbe fühlen wir dem Wasser im Flusse an, auch den Speisen und Getränken, die wir genießen.

Die Körper sind aber nicht alle gleich warm, und nicht alle gleich kalt.

Im Herbst wird die Luft schon kalt, und man spricht alsdann von kühlen Morgen und kühlen Abenden. Im Winter ist sie gewöhnlich sehr kalt. Im Frühling wird es warm, und im Sommer ist die Luft am wärmsten.

Wenn das Wasser so warm ist, daß es auf unsern Körper einen angenehmen Eindruck macht, so nennen wir es lauwarm; macht es einen schmerzhaften Eindruck

auf uns, so nennen wir es heiß; wenn es aber gar so kocht, daß es überwallt, so ist es siedend.

Wenn das Wasser einen so hohen Grad von Kälte hat, daß es zu Eis wird, so nennen wir es eiskalt.

Hier ist ein Stein, ein Stückchen Wachs und eine frische Brodkrume. Ich berühre die Oberfläche dieser Körper mit meinen Fingerspitzen etwas stark, d. h. ich drücke darauf. Was bemerke ich für einen Unterschied?

Wenn ich stark auf das Wachs drücke, so entsteht ein Eindruck, oder eine kleine Vertiefung; noch leichter entsteht diese in der Brodkrume. Aber auf den Stein mag ich drücken, wie ich will, er bekommt keine Vertiefung.

Der Stein ist also hart, aber Wachs und Brodkrume sind weich.

Da aber der Eindruck in die Brodkrume leichter war als in das Wachs, so muß jene auch weicher seyn als dieses. Die weichen Körper sind also nicht alle gleich weich. Frische Butter und holländischer Käse sind beide weich, aber welcher von beiden Körpern ist weicher?

So wie nicht alle Körper gleich weich sind, so sind auch nicht alle Körper gleich hart. — Hier ist ein Stück Kreide, hier eine Schachtel, und hier ein Schlüssel! Wenn wir mit dem Finger auf diese Körper drücken, so bemerken wir an ihnen keine Vertiefung. Aber mit dem Nagel können wir leicht etwas Kreide abschaben, und mit dem Schlüssel können wir einen Eindruck auf die Schachtel machen; nur dem Schlüssel selbst werden wir weder mit der Kreide noch mit der Schachtel etwas anhaben können. Welcher von diesen Körpern wird also wohl der Härteste seyn? —

Fragen: Gewisse Holzarten nennt man hart. Ist denn nicht alles Holz hart? — Einen goldenen Ring und einen Dukaten kann ich zusammendrücken, aber nicht einen eisernen Ring und einen Groschen: wie geht das zu?

Mehrere Körper lassen sich auch beugen, z. B. diese Schreibfeder, dieser Pappdeckel, ein Blatt Papier, ein Wachsstock, ein Baumblatt, ein dünner Zweig, — was denn noch mehr? — Solche Körper nennt man beugsam. Die Feder also ist beugsam, das Papier ist beugsam, eine Klavierfaite ist beugsam, auch Eisendraht ist beugsam.

Zwischen den beugsamen Körpern ist aber ein großer Unterschied. Hier ist ein Stück Wachs! Ich erwärme es mit meiner Hand, und nun kann ich es mit dem Finger eindrücken, kann es länglich und rund drehen, und allerlei Figuren daraus machen; es bleibt so, wie ich es gedreht und geformt habe. — Ob wir dasselbe mit allen beugsamen Körpern vornehmen können? — Wir wollen sehen.

Hier ist eine Feder! Ich beuge sie, und sie wird krumm. Nun lasse ich aber meine Hand los, und — die Feder springt wieder in ihre vorige Lage zurück. Einen solchen Körper, der wieder seine Lage einnimmt, so bald der äußere Eindruck aufhört, nennen wir prall oder elastisch, denn er hat Prallkraft oder Elasticität. — Recht sehr prall oder elastisch ist ein Harz, womit man Fehler aus einer mit Blei gemachten Zeichnung auszureiben pflegt, und welches man eben wegen seiner Prallkraft elastisches Gummi nennt. Hier ist ein Stück Gummi! Ich dehne es aus; nun lasse ich die rechte Hand los, und es springt wieder in seine vorige Lage.

Frage: Wenn ich mich auf einen Polsterstuhl setze, so drücke ich ihn nieder; stehe ich auf, so hebt sich der Polster: wie geht das zu?

Mehrere Körper lassen sich nicht beugen, sind also nicht beugsam. Ein Hammer ist nicht beugsam, ein Stein ist nicht beugsam, ein Bierglas ist nicht beugsam, eine Tasse ist auch nicht beugsam. Was ist wohl noch mehr nicht beugsam? —

Wollte man versuchen solche Körper zu bengen, so würden sie brechen oder zerspringen, denn sie sind spröde.

Das Glas ist also spröde, denn es zerspringt, wenn ich stark darauf drücke. Der Stein ist spröde, denn er zerspringt, wenn ich mit einem Hammer darauf schlage. Eine Schiefertafel zerspringt, wenn sie hart an die Erde fällt, und einen Griffel kann ich ohne große Mühe mitten durchbrechen.

Die Körper sind nicht alle von gleicher Schwere. Einige nennt man leicht, andere schwer.

Kannst du mir einige leichte Körper nennen?

Nun, ein Blatt Papier ist leicht, eine Schreibfeder ist auch leicht, eine Stecknadel ist leicht, ein Faden Zwirn ist leicht.

Kannst du mir auch einige schwere Körper nennen?

O ja, die große Wandtafel ist schwer; die Bank, auf der ich sitze, ist auch schwer; ein großer Korb mit Wäsche ist schwer; ein gefüllter Wasserkrug ist auch schwer.

Kannst du es denn diesen Körpern ansehen, daß sie leicht oder schwer sind?

Nein, ich fühle es ihnen an.

Wie machst du es denn, um ihnen die Schwere anzufühlen?

Ich nehme sie in die Hand, und hebe sie auf. Was ich ohne Beschwerde und Anstrengung heben und halten kann, ist leicht; was mir Mühe macht, ist schwer.

So wirst du manche Dinge schwer nennen, die ich leicht nenne. Dir ist die Wandtafel schwer, weil es dir Mühe macht, sie zu heben; mir ist sie leicht, weil es mir keine Mühe macht. Kindern ist manches schwer, was erwachsenen Personen leicht ist; denn wir vergleichen das Gewicht eines Körpers mit unserer Kraft.

Sollte denn aber die Schreibfeder, die du leicht nennst, nicht auch schwer seyn?

O, die kann ja jedes Kind heben!

Das glaube ich auch. Aber wenn ich dir nun einen Zwirnsfaden in die Hand gebe, ist dieser auch leicht?

O, der ist noch viel leichter als die Schreibfeder.

Und wenn du nun ein Stäubchen in der Luft umher schwimmen siehst, wie erscheint dir dies?

Noch viel leichter als ein Zwirnsfaden.

So wäre also der Zwirnsfaden in Vergleich mit der Schreibfeder leicht, aber in Vergleich mit dem Staubchen wäre er schwer. Und so kannst du die Schreibfeder, in Vergleich mit der großen Wandtafel leicht nennen, aber in Vergleich mit dem Zwirnsfaden ist sie schwer. Willst du also von einem Körper sagen, daß er schwer oder leicht sey, so mußt du ihn immer vergleichen mit einem andern Körper, denn jeder Körper, — sey er noch so klein, — hat doch immer eine gewisse, ihm eigenthümliche Schwere. Der aber ist immer am schwersten, der den stärksten Druck macht.

Hier sind zwei Körper, die du leicht nennen wirst, weil du sie beide bequem aufheben kannst, — eine Schere und ein Groschen. Und hier ist eine kleine Wage. Ich halte die Wage in die Höhe, und du siehst, daß der Wagebalken wagerecht steht, denn er senkt sich weder zur Rechten noch zur Linken. Jetzt aber werfe ich in die rechte Wageschale den Groschen. Was siehst du?

Der Wagebalken senkt sich nach der rechten Seite.

Wie geht das zu?

Die rechte Wageschale zieht ihn herab.

Und woher kommt das?

Weil in der rechten Wageschale der Groschen liegt. Die rechte Wageschale ist durch den Druck des Groschens schwerer geworden als die linke. Der Groschen hat also sein eigenthümliches Gewicht.

Nun lege ich in die linke Wageschale die Schere. Was siehst du?

Ich sehe, daß der Wagebalken sich nach der linken Seite senkt.

Wie geht das zu?

Die linke Wageschale zieht ihn herab.
Und woher kommt das.
Weil in der linken Wageschale die Schere liegt.
Die linke Wageschale ist durch den Druck der Schere schwerer geworden als die rechte. Die Schere ist also schwerer als der Groschen.

Fragen: Wenn du eine Flaumfeder und einen Ball zu gleicher Zeit aus dem Fenster wirfst: welcher von diesen beiden Körpern wird eher zur Erde kommen, und warum?

Ist denn ein großer Körper immer schwerer als ein kleiner?

Das magst du dir selbst beantworten. Hier ist der große Tafel-Schwamm und hier ein kleiner rundlicher Feldstein. Jener ist wohl 6 mal so groß. Ich lege den Schwamm in die rechte, und den Stein in die linke Wageschale. Was siehst du?

Ich sehe, daß der Wagebalken sich nach der linken Seite herabsenkt.

Wie geht das zu?
Die linke Wageschale zieht ihn herab.
Und woher kommt das?
Weil in der linken Wageschale der Feldstein liegt, und der Stein schwerer ist als der Schwamm.

Ist also der größere Körper schwerer als der kleinere? — —

Wenn nun aber der größere Körper, also der Schwamm, auch ein Feldstein wäre: würde er dann nicht schwerer seyn als der kleine?

Ganz gewiß, denn beide Steine bestehen aus einem und demselben Stoff, und müssen daher bei gleicher Größe gleiche Schwere haben. Zwei gleich große Stücken Blei sind gleich schwer und zwei gleich große Stücken Kienholz sind auch gleich schwer, denn sie sind beide aus einem Stoffe. Nur wenn die beiden Stücke Blei von ungleichem Umfang sind, so müssen sie auch von ungleicher Schwere seyn.

Nehmen wir aber zwei verschiedene Körper von ungleicher Schwere, wie Eisen und Holz, und wägen von einem jeden ein Pfund ab: welcher von beiden Körpern wird größer seyn, das Eisen oder das Holz?

Gewiß das Holz, denn es hat weniger eigenthümliche Schwere als das Eisen.

---

4. Ich kann schmecken.

Ich kann schmecken, denn ich habe einen Geschmack.

Der Geschmack ist ein Gefühl der Zunge; nur mit der Zunge kann ich fühlen, ob eine Speise salzig, bitter, sauer oder süß ist, d. h. ich kann die Speise schmecken.

Man sagt aber auch: die Speisen haben einen Geschmack, oder sie schmecken. Das soll indessen nicht heißen, als könnten diese Speisen selbst etwas schmecken; sondern nur, daß sie eine Eigenschaft der Süßigkeit oder der Bitterkeit, der Säure oder der Schärfe an sich haben, die geschmeckt werden kann, oder daß sie einen Reiz auf der Zunge hervorbringen. Sagt man also, die Speise schmeckt salzig: so heißt das — die Speise bringt auf meiner Zunge den Reiz hervor, den das Salz erregt.

Fast alle Körper haben einen ihnen eigenthümlichen Geschmack, besonders die Getränke und Speisen. Einige sind süß, wie der Zucker, das Süßholz, der Syrop, der Honig, und viele reife Früchte; Andere sind sauer, wie die Zitrone, der Essig, die saure Kirsche und manche Aepfel; noch Andere sind bitter, wie die Pomeranze, die bittere Mandel, die Galle; wieder Andere sind salzig, wie das Küchensalz und der Salpeter.

Manche Dinge haben einen zwiefachen Geschmack. So sind manche Aepfel sauer und süß; alsdann sagt

man, sie haben einen sauer-süßen oder einen säuerlich-süßen Geschmack.

Einige Dinge haben in ihrem Geschmack etwas Aehnliches mit andern Dingen. So haben manche Aepfel etwas weinartiges. Viele Dinge haben einen öhlichten, fettichten, thranichten Geschmack.

Von manchen Dingen kann man gar nicht sagen, wie sie schmecken, weil sie weder etwas Saures noch etwas Süßes, weder etwas Bitteres noch etwas Salziges an sich haben; sie sind also geschmacklos. Dies ist der Fall bei dem gewöhnlichen Brunnenwasser, das man zwar wohl süßes Wasser zu nennen pflegt, aber nur, um es zu unterscheiden von dem salzigen Meerwasser oder dem bittern Wasser einiger Gesundbrunnen.

Das Gefühl, welches die Dinge auf unserer Zunge hervorbringen, ist uns entweder angenehm oder unangenehm.

Speisen und Getränke, die uns ein angenehmes Gefühl machen, nennen wir schmackhaft und wohlschmeckend, und wenn sie durch ihren Saft uns stärken — labend und erquickend.

Speisen und Getränke, die uns ein unangenehmes Gefühl machen, nennen wir unschmackhaft und übelschmeckend, und wenn sie uns ganz zuwider sind, — widrig, abscheulich, ekelhaft.

Manche Getränke verderben und verlieren bisweilen ihren eigenthümlichen Geschmack, wie das Bier; von diesem sagt man alsdann, es sey schal.

Das Gefühl aber, welches die Speisen und Getränke auf unsrer Zunge hervorbringen, ist nicht bei allen Menschen dasselbe. Was dem einen angenehm schmeckt, ist einem Andern oft unangenehm, und so umgekehrt. Es gibt Leute, denen Butter und Käse ganz zuwider ist. Daher sagt man wohl zuweilen: über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Kinder müssen sich gewöhnen, Alles zu essen.

Einige Menschen lieben auch mehr das Bittere und Saure, und Salzige, Andere ziehen das Süße vor.

Manche Speisen und Getränke haben einen so starken Geschmack, daß jeder Mensch ihn sogleich empfindet. So schmeckt Jeder das Süße des Zuckers, die Säure des Essigs, die Bitterkeit der Pomeranze.

Manche Speisen aber, denen es an Salz, an Säure, an Süßigkeit oder Bitterkeit fehlt, haben einen schwachen Geschmack.

Wer selbst die auffallenden Verschiedenheiten nicht herausschmeckt, hat einen groben und stumpfen Geschmack. Wer aber auch die geringen Verschiedenheiten leicht herausschmeckt, hat einen scharfen und feinen Geschmack.

Ein Mensch, der krank ist, oder der sich die Zunge verbrüht, hat zu der Zeit gewöhnlich einen stumpfen Geschmack.

Eine Hausfrau muß einen feinen Geschmack haben, um die Eßwaaren, die sie einkauft, und die Speisen, die sie bereitet, gehörig prüfen zu können.

Die meisten Speisen, die wir genießen, bekommen ihren Geschmack erst durch die Kunst der Zubereitung, d. h. durch die Kochkunst und Backkunst.

Die Kochkunst macht die Gaben der Natur durch Feuer und Wasser zu Speisen, und durch allerlei Zusätze und Mischungen schmackhaft. Bei allen Speisen bedient sie sich der Gewürze, besonders des Salzes, ohne welches auch die kostbarste Speise keinen Geschmack hat. — Diese Kunst erlernt ein gutes Kind von seiner Mutter dadurch, daß es aufmerksam zusieht, und der Mutter schon früh allerlei kleine Handreichungen thut.

Die unentbehrlichste Speise ist das Brod, das aus Weizen- oder Roggenmehl verarbeitet (geknetet) wird.

Zur Verfertigung desselben bedient man sich eines durch die Gährung sauer gemachten Teigs, Sauerteig genannt.

Die unentbehrlichsten und natürlichsten Getränke sind Brunnen- oder Quellwasser und Bier, welches aus Gersten- oder Weizenmalz, mit einem Zusatz von Hopfen, bereitet wird.

Nicht alle Speisen und Getränke sind gleich gesund und zuträglich.

Kalte Speisen und Getränke sind gesunder als warme, die den Magen schwächen. Fleischspeisen sind gesunder als Gemüse, und geben mehr Nahrung. Gut ausgebackenes Brod und reife Früchte sind nur schwachen und kranken Personen schädlich.

Ungesund und schädlich sind alle Speisen, die nicht gar gekocht sind; ungesund sind besonders unreife Früchte und erhitzende Gewürze, frisches Brod, Kuchen, Zuckerwerk und bittere Mandeln; verderblich für die Zähne sind heiße Speisen. Warme und scharfe Getränke sind Kindern gar nicht zuträglich.

Auch die gesundeste Speise ist schädlich im Uebermaaß und zur unrechten Zeit.

Sehr schädlich, oft tödtlich ist ein kalter Trunk, wenn man erhitzt ist.

Mehrere Pflanzenkörper sind giftig, daher man sich vor ihnen hüten muß, z. B. der Saame des Stechapfels, der Schierling (der viel Aehnlichkeit mit der Petersilie hat), die Tollkirsche, und die Wurzel des Bilsenkrautes. Wer diese Dinge genießt, verliert den Verstand und das Leben.

---

5. Ich kann riechen.

Ich kann riechen, denn ich habe einen Geruch. Der Geruch ist ein Gefühl der Nase; denn nur mit

der Nase kann ich fühlen, ob eine Blume gut oder übel riecht. Doch brauchen wir nicht gerade, wie beim Gefühl und Geschmack, die Dinge mit der Nase zu berühren; wir riechen den Duft der Blume, der unsichtbar aus ihrem Kelch hervorsteigt und sich in der Luft verbreitet, oft schon in der Ferne.

Nicht aber bloß Menschen und Thiere haben einen Geruch; auch von leblosen Dingen sagt man: sie haben einen Geruch, oder sie riechen. Das soll indessen nicht heißen, als könnten diese leblosen Dinge selbst etwas riechen; sondern nur, daß sie einen Duft verbreiten, der gerochen werden kann.

So wie fast alle Körper einen Geschmack haben, so haben auch fast alle Körper einen Geruch. Die Blumen riechen, die meisten Speisen riechen, das Bier riecht, frisches Holz und Leder riecht. Einige Dinge riechen sauer, wie der Essig; Andere riechen süß oder süßlich, wie Honig und Syrop; noch Andere riechen scharf, wie Scheidewasser. Die meisten Körper haben in ihrem Geruch etwas Aehnliches mit dem Geruch anderer Körper, so daß man sie darnach zu benennen pflegt. Manche Blumen z. B. riechen wie eine Gewürznelke, daher sagt man — sie riechen gewürzhaft; manche Körper riechen wie Schwefel, daher sagt man — sie riechen schwefelartig oder schwefelicht; andere riechen wie Schimmel, wie Fisch, wie Thran u. s. w., daher sagt man — sie riechen schimmelicht, fischicht, thranicht.

Manche Dinge haben keinen Geruch, sind also geruchlos. Das reine Wasser ist geruchlos. Die meisten trocknen Dinge, wie Metall, Glas, Porzellan, sind geruchlos.

Der Geruch, den verschiedene Körper verbreiten, ist schwach oder stark, angenehm oder unangenehm.

Schwach ist der Geruch des Goldlacks, der Auriskel, des Veilchens. Stark ist der Geruch des Jas-

mins, der weißen Lilie. Manche Dinge sind sogar erstickend, wie der brennende Schwefel und Kampfer.

Angenehm ist uns der Geruch aller der Blumen und Kräuter, die wir wohlriechend nennen. Manche derselben sind uns durch ihren Geruch erquickend, und labend, wie die Rose, die Hyacinthe, die Maiblume.

Unangenehm ist uns der Geruch aller der Dinge, die wir übelriechend nennen. Manche derselben sind uns durch ihren Geruch widerlich, ekelhaft, abscheulich, wie manche Arzeneien, todte und faulende Körper, brennende Wolle und Haare.

Zuweilen aber ist das, was dem Einen unangenehm riecht, dem Andern angenehm. So ist Moschus den meisten Menschen zuwider, einige aber riechen ihn gern.

Böse und unangenehme Gerüche sind auch schädlich und ungesund, denn sie verderben die Luft, die wir einathmen.

Verdorbene Luft ist häufig in Schlafzimmern, Krankenstuben und an verschlossenen Orten.

Man verbessert solche verdorbene Luft am besten dadurch, daß man die Fenster öffnet und frische Luft einläßt, oder auch mit warmen Essig räuchert.

Die Thiere haben meist einen scharfen Geruch. Mehrere von ihnen, wie der Rabe und die Krähe, riechen (wittern) die todten Körper, von denen sie sich nähren, schon aus weiter Ferne. Viele unterscheiden durch den Geruch die ihnen schädlichen Kräuter.

Die Menschen bedürfen nicht eines so scharfen Geruchs, denn sie haben etwas, das den Thieren fehlt — Verstand.

In Krankheiten, besonders beim Schnupfen, ist der Geruch schwach, oder fehlt uns wohl ganz.

Zweiter Abschnitt.

Blicke in die Natur.

Was seh' ich doch Alles, wenn ich so umherblicke! Wie viel tausend verschiedene Dinge, große und kleine, stehen und bewegen sich hier unter einander! Ueber mir sehe ich den blauen Himmel mit seiner leuchtenden Sonne. In der Luft flattern die Vögel, und erfreuen durch ihren Gesang mein Ohr. Neben mir spielen im Sonnenstrahl die kleinen Mücken, und zu meinen Füßen wimmelt ein Ameisenhaufen. Dort schlängelt sich ein Fluß durch die grasreichen Wiesen, auf denen der Hirt seine Heerden weidet. Hier breiten sich die gelblichen Kornfelder aus, und in dunkler Ferne schließt ein dicker Wald meinen Gesichtskreis! — O, wie schön ist doch die Natur, und wie groß und gütig muß der seyn, der alles dies hervorgebracht hat und erhält — Gott! Ich sehe ihn nicht, denn er ist unsichtbar; aber ich sehe sein Werk, die Natur, und fühle ihn in meinem Innern, und bete ihn an als meinen Schöpfer und Vater!

---

1. Der Himmel mit seinen Gestirnen.

Das große blaue Gewölbe über mir, das in der Entfernung die Erde zu berühren scheint, ist also der Himmel.

Bei Tage sehe ich an ihm eine große Sonne, welche die Erde erleuchtet und erwärmt, und ohne welche weder Tag seyn, noch Pflanzen und Kräuter aus der Erde hervorsprießen könnten. Der Theil des Himmels, wo die Sonne am frühen Morgen heraufkommt oder aufgeht, heißt Morgen (Osten); der Theil, wo sie Mittags um 12 Uhr steht, heißt Mittag (Süden), und der Theil, wo sie am Abend verschwindet oder untergeht, heißt Abend (Westen). Der Theil des Himmels aber, wo man die Sonne gar nicht sieht, heißt Mitternacht (Norden). Dies sind die Himmelsgegenden, von denen sich Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht gerade gegen über liegen. Das schwache Licht vor dem Aufgang der Sonne heißt Morgendämmerung, und das schwache Licht bald nach dem Untergang der Sonne heißt Abenddämmerung. — Den ganzen großen Kreis des Himmels, den mein Auge umschauen kann, nenne ich Gesichtskreis (Horizont).

Ich weiß recht wohl, daß die Sonne viel größer ist als sie aussieht, denn ein sehr entfernter Körper erscheint immer kleiner als er ist, und die Sonne ist sehr weit von uns.

Oft ist der Himmel auch mit Wolken bedeckt, durch welche die Sonnenstrahlen nicht hindurch dringen können. Dann erscheint er trübe; aber die Wolken verziehen sich wieder, oder fallen in Regentropfen herab, und befruchten die Erde.

Am Abend und in der Nacht sehe ich am Himmel den Mond und die Sterne.

Der Mond leuchtet wohl, aber erwärmt nicht. Er bekommt, wie unsre Erde, sein Licht von der Sonne. Wir können ihn nicht immer ganz sehen, manchmal gar nicht. Anfangs sehen wir nur einen schmalen, sichelförmigen Streif, den nennen wir erstes Viertel. Dies wird aber mit jedem Tage breiter und glänzender, und am achten Tage steht die runde, prächtige Mondscheibe da,

die nennen wir Vollmond. Nach und nach nimmt der Vollmond ab, und nach sieben Tagen verliert sich auch das letzte Viertel desselben. Nun sehen wir gar keinen Mond, und dann sagt man, wir haben Neumond. Dies sind die Mondesveränderungen.

Wie kommt es denn aber, daß wir den Mond nicht immer ganz sehen? —

Du hast schon gehört, daß der Mond sein Licht von der Sonne bekommt; aber du weißt noch nicht, daß sich der Mond um sich selbst dreht, wie das Wagenrad um seine Achse. Nun beleuchtet ihn die Sonne nicht immer ganz, sondern nur einen Theil, er dreht also der Erde bald weniger bald mehr von seiner erleuchteten Seite, bald auch seine dunkle Seite zu. So sehen wir ihn als Viertel- und als Vollmond, oder gar nicht.

Alle übrige leuchtende Himmelskörper nennen wir Sterne. Du kannst sie nicht alle sehen und nicht zählen, sie sind unzählig! Einige von ihnen bleiben immer in ihrer Lage gegen einander, darum heißen sie Fixsterne; andere verändern ihre Lage, darum heißen sie Wandelsterne (Planeten). Der glänzendste Wandelstern ist die Venus, die auch Abend- und Morgenstern heißt, da sie unter allen Sternen am Abend zuerst, und am Morgen zuletzt gesehen wird. — Der helle weiße Streifen, der sich, wie eine Straße bogenförmig über den Himmel wegzieht, besteht aus vielen tausend Sternen, und heißt Milchstraße.

Zuweilen zeigt sich auch am Himmel ein Stern mit einem blassen Licht, aber mit einem langen Schweif, daher nennen wir ihn Schwanzstern (Komet). Er sieht sonderbar aus, aber hat weder etwas Gutes noch etwas Böses zu bedeuten.

---

2. Die Zeiteintheilung.

Nichts vergeht schneller als die Zeit! Was ist dem Fleißigen ein Tag und eine Woche! Ehe wir es denken,

ist ein Jahr verflossen. Und doch wird manchen Menschen die Zeit so lang! (Wem denn wohl?)

Wir müssen uns in unsern Geschäfften und Vergnügungen nach der Zeit richten, daher theilen wir sie ein in Stunden, Tagen, Wochen, Monate und Jahre.

Eine Stunde besteht aus 60 Minuten, eine Minute aus 60 Secunden. Ein Secunde beträgt etwa so viel Zeit, als man nöthig hat, um das Auge zuzuschließen. (Wie viel Secunden gehen nun wohl auf eine Stunde?) Die Uhren zeigen die Stunden und Minuten, oft auch die Secunden an.

Ein Tag besteht, mit Inbegriff der Nacht, aus 24 Stunden. Man rechnet von einer Mitternacht zur andern.

Eine Woche besteht aus 7 Tagen, von denen jeder seinen Namen hat: Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Sonnabend.

Ein Monat besteht aus 4 Wochen und einigen Tagen, oder aus 30 bis 31 Tagen, mit Ausnahme des Februar, der nur 28 Tage hat. Die Monate heißen: Januar, Februar, März, April, May, Junius, Julius, Augustus, Septemper, Oktober, November, December.

Ein Jahr besteht aus 12 Monaten, oder aus 52 Wochen, oder aus 365 Tagen und beinah 6 Stunden. Drei Monate machen den vierten Theil eines Jahres, daher sagt man $\frac{1}{4}$ Jahr; sechs Monate machen die Hälfte eines Jahres, daher sagt man $\frac{1}{2}$ Jahr; neun Monate machen drei Viertheile eines Jahres, daher sagt man $\frac{3}{4}$ Jahr; zwölf Monate machen das Ganze eines Jahres, daher sagt man ein ganzes Jahr.

Die 6 Stunden, welche das Jahr noch über 365 Tage enthält, rechnet man alle 4 Jahre zusammen. Dadurch bekommt man noch einen Tag. Diesen Tag schaltet man dem vierten Jahre ein, so daß man dem Februar 29 Tage gibt. Daher nennt man ein solches Jahr ein Schaltjahr. (Aus wie viel Tagen besteht also ein

Schaltjahr?) — Will man wissen, ob ein Jahr ein Schaltjahr ist, so darf man die Jahrzahl nur mit 4 theilen; bleibt nichts übrig, so ist es ein Schaltjahr; bleibt etwas übrig, so ist es ein gemeines Jahr, und die übrig gebliebene Zahl zeigt an, das wie vielste es nach dem nächst verflossenen Schaltjahre sey. (Ist 1815 ein Schaltjahr? Ist es aber 1816?).

Hundert Jahre nennt man ein Jahrhundert.

In jedem Jahre sind vier Jahreszeiten, nämlich: Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

---

3. Die Erde nach ihrer Gestalt und Bewegung.

Den großen Raum, auf dem wir und viele tausend Menschen und Thiere leben und sich bewegen, auf dem viele schöne Blumen, Pflanzen und Kräuter wachsen, nennen wir die Erde.

Der Himmel mit allen seinen Gestirnen, und die Erde mit allen Menschen, Thieren und Kräutern heißt die Welt.

Die Erde ist rund, aber nicht so rund wie eine Kugel, sondern länglich-rund (oval) wie ein Hünerei.

Sie dreht sich um sich selbst, wie das Wagenrad um seine Achse, so schnell, daß wir es nicht merken; das thut sie alle 24 Stunden einmal, und daraus entsteht Tag und Nacht. Das geht so zu: die Erde bekommt ihr Licht von der Sonne; die Sonne aber bescheint immer nur die eine Hälfte der Erde, so daß also die andere Hälfte dunkel bleibt. Wenn wir eine Kugel gegen ein Licht halten, so können wir uns das deutlich machen. — Den Menschen aber scheint es, als bewege sich die Sonne, daher sagt man: die Sonne geht auf und unter.

Die Erde dreht sich aber auch um die Sonne, und zwar jährlich einmal; dadurch kommt sie der Sonne bald mehr bald weniger nahe, und daraus entstehen die vier Jahreszeiten, Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

Durch die verschiedenen Stellungen des Mondes gegen die Erde und die Sonne entstehen zuweilen Verfinsterungen. Wenn nämlich der Mond zwischen die Sonne und die Erde tritt, so hindert er, daß die Sonnenstrahlen auf unsre Erde fallen, und es entsteht daraus eine sogenannte Sonnenfinsterniß. (Wie würde man diese Finsterniß wohl richtiger benennen?). Wenn aber die Erde zwischen Sonne und Mond zu stehen kommt, so hindert sie, daß die Sonnenstrahlen auf den Mond fallen, und es entsteht eine Mondfinsterniß.

---

4. Festes Land und Wasser.

Die Erde besteht aus Land und Wasser. Jenes ist fest, dieses ist flüssig.

Auf dem festen Lande sehen wir Berge, Thäler und Ebenen.

Die Berge bestehen bald aus bloßer Erde, bald aus festem Stein, und sind bald größer bald kleiner. Die kleinern nennt man Hügel oder Anhöhen. Mehrere mit einander verbundene Berge heißen Gebirge.

Von den Bergen hat man eine schöne Aussicht, denn man kann weit um sich sehen. Ihr größter Nutzen aber besteht darin, daß sie Steine und Metalle enthalten, daß auf ihnen viel Bäume und mancherlei Kräuter wachsen, und daß die Flüsse und Seen in ihnen ihren Ursprung nehmen. — Manche dieser Berge speien auch von Zeit zu Zeit Feuer, darum nennt man sie feuerspeiende, oder Vulkane. Das ist zwar fürchterlich, denn die Vulkane werfen glühende und geschmolzene Massen (Lava) oft mehrere Meilen weit umher, und verschütten damit sogar Dörfer und Städte. Aber sie verhindern auch zugleich die noch weit schrecklichern Erdbeben, welche einen großen Theil der Erde erschüttern, so daß ganze Städte einsinken, Berge einstürzen und Berge entstehen. Solche furchtbare Erscheinungen kommen von einem unterirdischen Feuer.

Auf den Spitzen hoher Berge und Gebirge ist es sehr kalt, denn sie sind immer mit Schnee und Eis bedeckt. Solche Eis- und Schneelagen nennt man Gletscher und Lavinen, und diese gleiten nicht selten von der Höhe herab.

Thäler nennt man die Vertiefungen zwischen zwei und mehreren Bergen; und wenn diese Vertiefungen sehr enge sind, so heißen sie Schluchten, so wie, wenn sie steil und tief sind, Klüfte.

Die meisten Gegenden auf der Erde sind weder erhaben noch tief, sondern flach, darum heißen sie Ebenen.

Das Wasser besteht aus Quellen, Flüssen, Strömen, Seen und Meer.

Die Quellen entspringen gewöhnlich aus den Bergen, denn in diesen sammelt sich viel Feuchtigkeit von den Dünsten in der obern Luft und dem vielen Schnee und Eis. Das Quellwasser ist entweder ganz rein, und dann nennt man es süßes Wasser, obwohl es gar keinen Geschmack hat, oder es ist mit allerlei Erd- und Metall-theilen gemischt, und dann nennt man es mineralisches Wasser. Dergleichen Wasser gebraucht man gegen manche Krankheiten zum Trinken, darum nennt man es Gesundbrunnen, aber auch häufig zum Baden, dann nennt man es Bad.

Eine Quelle, besonders wenn sie sich mit anderm Quellwasser vereinigt, gibt einen Bach, welches das kleinste fließende Wasser ist. Wenn mehrere Bäche in einander fließen, so entsteht ein Fluß, und wenn mehrere Flüsse sich vereinigen, ein Strom, der also größer und reißender ist als ein Fluß, und sich gewöhnlich in ein Meer ergießt. Die Vertiefung, worin das Flußwasser fortfließt, heißt sein Bette, und das Erdreich, von welchem er an beiden Seiten eingeschlossen ist, sein Ufer. In seinem Lauf theilt er sich zuweilen in Arme; auch

stürzt er sich manchmal von einer Höhe brausend und schäumend herab, und bildet so einen Wasserfall. Da, wo er sich in's Meer ergießt, ist seine Mündung.

Mitten im Lande findet man öfters still stehende Gewässer von verschiedener Größe. Das sind Seen oder Landseen, die gewöhnlich aus verborgenen Quellen entstehen, und ein klares Wasser haben, in welchem Fische leben. Dadurch unterscheidet sich der See von einem Sumpf, der klein und morastig ist, und von einem Teich, der nicht durch die Natur, sondern durch die Kunst des Menschen gebildet wird.

Das größte Gewässer ist das Meer, (der Ocean) das drei Theile der Erde bedeckt. Das Wasser desselben ist bitter und salzig, also nicht trinkbar; das Salz aber bewahrt es vor Fäulniß, in die es vielleicht sonst gerathen würde, da es nicht wie das Flußwasser abfließt.

Furchtbar und oft Bergen ähnlich schlagen die Wellen des Meeres empor, wenn der Sturm über dem Wasser wüthet! Merkwürdig ist auch, daß das Meer alle sechs Stunden steigt und fällt! jenes nennt man die Fluth, dieses die Ebbe.

Manches Wasser ist härter, manches weicher. Flußwasser ist weicher als Brunnenwasser, daher wird jenes lieber zur Reinigung der Wäsche genommen, denn die Seife schäumt leichter in weichem Wasser.

---

5. Der Dunstkreis mit seinen Erscheinungen.

Zwischen Himmel und Erde ist ein großer, mit Luft angefüllter Raum, den wir Dunstkreis (Atmosphäre) nennen.

In diesem Dunstkreis sammeln sich alle Dünste, die von der Erde aufsteigen, daher hat er seinen Namen. Die wässerigen Dünste fallen dann, vermöge ihrer

Schwere, in Thau, Regen, Hagel und Schnee wieder herab, und befruchten das trockene Land.

In diesem Dunstkreis entstehen auch die Winde und Stürme, die nach den Gegenden benannt werden, aus denen sie kommen, und Ost- Süd-West-Nordwinde heißen. Zuweilen thun uns die Winde Schaden, besonders wenn sie heftig sind (Stürme); denn sie reißen Bäume nieder und decken die Häuser ab. Aber ihr Nutzen ist doch viel größer, denn sie lockern die Bäume in ihren Wurzeln, daß sie mehr Früchte tragen, treiben Schiffe und Mühlen, und reinigen die Luft von bösen Dünsten, die unsrer Gesundheit schaden.

Zuweilen, besonders im November und December, ist die Luft um uns her ganz trübe und wie mit Rauch gefüllt. Das ist Nebel. Dieser steigt entweder in die Höhe und bildet die Wolken, oder er fällt in ganz feinen Tropfen wieder herab.

In dem Dunstkreis sehen wir auch glänzende Erscheinungen. Die schönste ist der Blitz, der im Zickzack mit großer Schnelligkeit die Luft durchschneidet, und dadurch den Donner verursacht. Blitz und Donner nennt man Gewitter. Der Donner hört sich oft schrecklich an, schadet aber nie, denn nur der Blitz kann tödten und einschlagen. Vor diesen Gefahren kann man sich sichern, wenn man sich entfernt hält von Bäumen, Thürmen und Metall, und wenn man auf den Dächern der Häuser eine metallene Stange anbringt, die den Blitzstrahl auffängt und ableitet, daher auch Gewitterableiter heißt. Oft sieht man es ganz in der Ferne blitzen, ohne einen Donner zu hören, das nennt man das Wetterleuchten. Das Gewitter hat großen Nutzen, denn es reinigt und erfrischt die Luft, und der dabei herabfallende Regen erquickt die Erde.

Zuweilen sieht man des Abends, besonders im Sommer, in der obern Luft einen fallenden, und schnell verschwindenden Feuerfunken, der wie ein Stern aussieht, und daher Sternschnuppe genannt wird. — Eine

Flamme, wie ein Licht, sieht man zuweilen auf Wiesen und Sümpfen in einer unstäten Bewegung umherflattern, darum nennt man sie Irrlicht oder Irrwisch. Alle diese Erscheinungen entstehen aus brennbaren Dünsten, die sich leicht entzünden.

Einen sehr schönen Anblick gibt ein feuriger Bogen, den man beim Regen zuweilen am Himmel sieht, und der eben darum Regenbogen heißt. Er hat sieben verschiedene Farben, die so sanft in einander übergehen, daß man sie nur mit Mühe unterscheiden kann. Der Regenbogen ist aber nichts anders als der Wiederschein der Sonne, deren Strahlen sich in den Regentropfen brechen. Er ist daher immer der Sonne gegen über.

Dritter Abschnitt.

Eintheilung der Erde.

Die Erde ist viel zu groß, als daß sie von irgend einem Standpunkt ganz übersehen werden könnte. Auch vom höchsten Thurm, oder vom höchsten Berge aus kann man nur einige oder mehrere Meilen weit um sich sehen. Viele Menschen aber wünschten doch mit einem Blick die ganze Erde zu umschauen; man hat also eine Zeichnung von ihr auf Papier gemacht, und so auf einem kleinen Raum einen ungeheuer großen Körper vorgestellt. Da aber die Erde (wie wir schon wissen) die Gestalt eines Eies hat, und dieses nicht von beiden Seiten zu gleicher Zeit gesehen werden kann, so hat man auch nicht die ganze Erde auf eine einzige Blattseite zeichnen können, sondern man mußte zwei Blattseiten dazu nehmen. Daraus entstand eine künstliche Erdkugel in zwei Hälften, und eine solche kann ich dir zeigen. Man nennt sie Halbkugel (Planiglob).

Sieh, da ist ein Planiglob! Der stellt dir also die ganze Erde vor, mit ihrem festen Lande und ihrem Wasser, von dem sie ganz umgeben ist. Du siehst hier verschiedene Farben, blau und gelb, und roth und grün, und willst gerne wissen, was diese bedeuten. Nun höre!

Man hat die ganze große Erde, um sich leichter auf ihr finden zu können, in fünf Haupttheile zerlegt, und jedem Theile seinen besondern Namen und seine eigene Farbe gegeben. Sieh, diese rechte Halbkugel enthält

vier Theile, nämlich: Europa, Asien, Afrika und einen Theil von Australien; die linke Halbkugel enthält noch einen Theil von Australien, und ganz Amerika. Dies sind die 5 Welttheile oder Erdtheile.

Ein jeder dieser Welttheile ist aber noch immer sehr groß, und wird wieder in mehrere Theile getheilt, die man Länder nennt. Auch von diesen Ländern hat man Zeichnungen oder künstliche Abbildungen, die man Landcharten nennt.

Da ist eine Landcharte von Europa! Hier sind wieder verschiedene Farben, blau und gelb, grün und roth, denn jedes Land soll sich durch die Farbe unterscheiden, damit wir es leichter herausfinden. Da, wo ein Land aufhört und ein anderes anfängt, ist seine Grenze. Zuweilen grenzt aber ein Land auch an Wasser, wie du hier an mehrern Stellen dieser Landcharte siehst.

Nun werde ich dir die Hauptländer auf der Charte von Europa zeigen: 1) Portugal, 2) Spanien, 3) Frankreich, 4) die Schweiz, 5) Italien, 6) Deutschland, 7) Holland, 8) Dänemark, 9) Galizien, 10) Ungern, 11) die Türkei, 12) Preußen, 13) Polen, 14) Rußland, 15) Schweden, 16) Norwegen. Diese alle nennt man das feste Land. — Außerdem sehen wir hier auch noch ein Land, das ganz von Wasser umgeben ist, darum nennt man es eine Insel. Es heißt Großbritannien oder England und Schottland, wozu auch noch die daneben liegende Insel Irland gehört. Dergleichen Inseln gibt es mehrere, z. B. Sicilien, wo ein feuerspeiender Berg (Vulkan) Namens Aetna ist, und ganz oben die Insel Island, wo ebenfalls ein feuerspeiender Berg ist, Namens Hekla.

Ein jedes dieser Länder ist wieder auf einer besondern Landcharte dargestellt. Man hat also eine Landcharte von Portugall, eine Landcharte von Spanien, eine Landcharte von Frankreich, der Schweiz, Italien, Deutschland u. s. w.

Hier ist eine Charte von Deutschland! Auch

wieder bunt, mit allerlei Farben ausgemahlt (illuminirt); denn in Deutschland sind ebenfalls mehrere große und kleine Länder, die man auch Staaten nennt, von denen jeder seinen eigenen Namen und seinen Herrn oder Fürsten hat. Ich nenne und zeige dir einige Staaten: Oestreich, Preußen, Sachsen, Baiern, Würtemberg, Braunschweig, Hannover, Baden ꝛc.

Manche dieser Staaten begreifen mehrere Länder in sich. Die Preußischen Staaten begreifen z. B. in sich: Preußen, die Marken Brandenburg, Pommern, Schlesien, Westphalen und einige andere Länder.

In jedem Lande und Staat sind viele große und kleine Städte und Dörfer. So liegt in Preußen die Stadt Königsberg, in den Marken Berlin, Potsdam, Brandenburg, Frankfurt, Küstrin, in Pommern Stettin, in Schlesien Breslau; in Sachsen Dresden und Leipzig; in Oestreich Wien; in Baiern München; in Würtemberg Stuttgard.

Deutschland ist unser Vaterland. Deß freuen wir uns!

So wie wir das feste Land in größere und kleinere Stücke getheilt haben, so machen wir es auch mit dem großen Meere oder Ocean.

So sehen wir z. B. auf unserm Planiglob das nördliche Eismeer, das südliche Eismeer, das Atlantische Meer ꝛc. Auf der Charte von Europa sehen wir z. B. das Mittelländische Meer, das Adriatische Meer, den Archipelagus, das schwarze Meer. Auf der Charte von Deutschland sehen wir das deutsche Meer, gewöhnlich die Nordsee, und das Baltische Meer, gewöhnlich die Ostsee genannt.

Alle diese Meere sind Theile des Weltmeers, das die ganze Erde umfließt.

Vierter Abschnitt.

Die Erde mit ihren Erzeugnissen.

Auf der Erde, in der Luft und im Wasser leben oder wachsen viele Millionen Thiere, Pflanzen und Steine verschiedener Art. Sie sind alle durch die Allmacht Gottes erschaffen; und werden alle durch die Güte Gottes ernährt und erhalten. Kein Thier, schiene es uns auch noch so häßlich und abscheulich; kein Kraut, wäre es auch Unkraut, und kein Stein, wenn wir ihn auch mit dem Fuße wegstoßen sollten, ist unnütz. Alles, was erschaffen worden, hat sein Gutes, wenn wir es auch nicht immer einsehen, selbst das, was dem Menschen lästig und schädlich ist, denn alles ist ein Geschöpf Gottes.

Man nennt das, was Erde, Luft und Wasser hervorbringen, sey es lebendig oder leblos, ein Erzeugniß (Produkt), denn es wird in der Natur erzeugt oder hervorgebracht. Die Erzeugnisse aber sind von sehr verschiedener Art, bald Thier, bald Pflanze, bald Stein, daher ordnen wir sie in drei Klassen, und eine jede Klasse nennen wir Naturreich. Wir haben also drei Naturreiche, nämlich: das Thierreich, das Pflanzenreich, das Steinreich.

1. Das Thierreich.

Zum Thierreich gehören alle lebendige Geschöpfe und alles, was von ihnen kommt, oder aus ihrem Fleisch und Blut, ihrem Fell, ihren Haaren, Knochen, Sehnen u. s. w. bereitet wird.

Die Thiere haben an ihrem Kopf eine Oeffnung, durch welche sie Nahrungsmittel zu sich nehmen. (Wie heißt diese Oeffnung?) dergleichen haben die Pflanzen und Steine nicht. Sie haben ferner die Kraft, sich von einem Ort zum andern zu bewegen. Das können Pflanzen und Steine auch nicht. Sie haben auch Empfindung von Wohlseyn und Schmerz, denn sie haben Sinne, und stärken sich, wenn sie müde sind, durch den Schlaf. Das haben und brauchen die Pflanzen und Steine alles nicht.

Die Thiere haben einen verschiedenen Aufenthalt. Einige leben auf der Erde, andere im Wasser, noch andere in der Luft, und wieder andere auf und in den Körpern anderer Thiere, oder auf Pflanzen und Steinen. — Auch sind ihre Nahrungsmittel sehr verschieden. Wie gut ist es doch, daß nicht alle Thiere Gerste haben wollen wie die Hühner, oder Erbsen wie die Tauben! Jede Thierart hat ihre bestimmte Nahrung. Der Rabe sucht sich todte Körper; der Habicht fängt sich kleine Vögel; der Sperling nascht überall, denn er pickt Korn und Kirschen, Brod und Käse, was er findet; die Raupe frißt Blätter; die Motte lebt von der Wolle, die Störche von Schlangen und Fröschen; die Maus liebt Nüsse und Getreide, Speck und Brod und Käse; der Strauß verschluckt sogar Leder, Knochen und Glas. Kurz es ist nichts, das von den Thieren nicht verzehrt würde.

Eben wegen dieser verschiedenen Lebensart der Thiere ist auch ihr Körper verschieden gebildet. Der Fisch, der schwimmen soll, muß Floßfedern, der Vogel, der in der Luft fliegen soll, muß Schwingen haben. Welch' einen Schnabel, und welche Krallen hat ein Raubvogel! (Warum?) Wie lang sind die Beine eines Sumpfvogels, z. B. des Storchs, des Kranichs, und des Reihers!

(Warum?) Wie scharf sind die Zähne der Raubfische, z. B. des Hechts! Wie spitz ist das Maul eines Maulwurfs und die Schnautze eines Schweins! (Warum?) Wie verschieden ist also ihr Körperbau!

Auch ihre Bedeckung ist verschieden; der Hund, die Katze, die Kuh haben Haare; das Schaaf hat Wolle, das Schwein hat Borsten, der Vogel hat Federn, der Igel hat Stacheln, die Schildkröte ein Schild, die Schnecke eine Muschel; die Käfer haben pergamentartige Decken, und die Flügel der Schmetterlinge sind mit Staub bestreut, und der Fisch hat Schuppen. Diese Verschiedenheit hat ihren guten Nutzen.

Die Thiere müssen sich auch wehren und schützen können vor Anfällen. Das thun sie zum Theil schon durch die Art ihrer Bedeckung. So wickelt sich z. B. der Igel in seine Stacheln, daß man ihn nicht anfassen kann, ohne sich zu stechen, und Schildkröten und Schnecken ziehen sich zurück in ihre Gehäuse. Aber viele andere beißen, wie der Hund und die Vögel, oder sie schlagen mit den Hinterfüßen, wie das Pferd, oder sie stoßen mit den Hörnern, wie der Ochse, oder sie kneifen mit ihren Scheren, wie der Krebs, oder sie stechen mit ihrem Stachel, wie die Wespe. Viele können das freilich nicht, dann sind sie geduldig, wie das Schaaf, oder sie laufen davon, wie der Hase, oder sie stellen sich todt, wie manche Käfer, und retten sich durch mancherlei List.

Einige Thiere leben immer in großer Gesellschaft mit andern ihrer Art, wie die Bienen und Ameisen in ihren Zellen. Andere leben nur paarweise beisammen wie viele Arten der Vögel in ihren Nestern, und die meisten vierfüßigen Thiere in ihren Höhlen. Manche vereinigen sich gegen den Anfang des Winters in große Schwärme, und ziehen in wärmere Gegenden, wie die Zugvögel. Nur wenige leben ganz einsam, wie die Spinne.

Alle Thiere vermehren sich. Einige legen Eier, wie die Vögel, andere gebären lebendige Junge, wie das Pferd, die Kuh, der Hund, die Katze, und da sie diese Junge mit ihrer Milch ernähren und säugen, so nennt man sie Säugthiere. Diejenigen Thiere, welche viel

Nahrung brauchen und besonders gefährlich und schädlich sind, wie Tiger, Löwen, Bären, Wölfe, Adler, vermehren sich nicht so stark, als diejenigen, welche wenig Nahrung brauchen und andern am meisten zur Nahrung dienen. (Erkennst du wohl darin die Weisheit und Güte Gottes?).

Alles, was die Thiere thun, können sie ohne Unterweisung und Unterricht. Die junge Ente kann sogleich schwimmen; die Spinne kann ihr künstliches Gewebe ohne Hülfe verfertigen; die Schwalbe ihr Nest bauen, gegen den Winter in wärmere Länder ziehen und zum Sommer zurückkehren und ihr Nest wiederfinden. Das alles können die Thiere, weil ihnen die Natur einen Trieb dazu gegeben hat, den wir Naturtrieb oder Instinkt nennen.

Wer kann die große Menge von Thieren übersehen! Wie viel Vögel unter dem Himmel, wie viel Fische im Wasser, wie viel Thiere auf dem Lande! Wer mag sie zählen, es ist nicht möglich!

Nein, das können wir freilich nicht; aber wir können sie nach ihren Aehnlichkeiten, die sie unter einander haben, in Klassen bringen. So z. B. hat ein Sperling Aehnlichkeiten mit einer Taube, denn beide legen Eier, beide haben zwei Füße, einen Schnabel und Federn. Ein Hund hat Aehnlichkeiten mit einer Kuh, und ein Hecht Aehnlichkeiten mit einem Hering. (Welche?).

So stellen wir nun ähnliche Thiere zu ähnlichen, und da bringen wir sechs Klassen oder Gattungen heraus, von denen jede ihren Namen wie ihre Kennzeichen hat, nämlich:

1) Säugthiere, die lebendige Jungen gebären; 2) Vögel, die Federn haben und Eier legen; 3) Fische, die im Wasser leben und statt der Füße Floßfedern haben; 4) Amphibien (beidlebige Thiere), die im Wasser und auf dem Lande leben können; 5) Insekten oder Kerbthiere, die wenigstens sechs Füße haben, am Kopfe Fühlhörner, und Einschnitte oder Ker-

ben an verschiedenen Theilen ihres Körpers; 6) Würmer, die weder Knochen noch Gräten noch Knorpel, auch keine eigentlichen Füße und keinen deutlich abgesonderten Kopf haben. — Den Insekten und Würmern fehlt auch das Blut; sie haben nur einen weißen Saft.

Säugthiere.

Da sind einige Säugthiere: eine Kuh, ein Schaaf, ein Pferd, eine Ziege, ein Schwein, ein Hase, ein Hund, ein Wolf, ein Bär, ein Löwe, eine Katze, ein Rennthier, ein Hirsch, ein Elephant, ein Biber, auch ein Affe! — Viele davon haben wir schon auf dem Felde, auf den Straßen und in den Ställen gesehen. Wollen wir nicht auch einige im Bilde sehen, um zu untersuchen, ob sie getroffen sind? Da können wir denn auch ihre Aehnlichkeiten aufsuchen. — Eine schon genannte Aehnlichkeit haben sie alle, die können wir aber hier nicht sehen (Welche denn?). Und noch eine, die wir nur sehen, wenn wir die Thiere schlachten; sie haben nämlich rothes warmes Blut. Mit dem Menschen haben sie recht viel Aehnlichkeit, nicht wahr? — Manche sehen recht böse aus, wie der Wolf und der Bär; manche dumm, wie der wiederkäuende Ochse. Sie haben auch tüchtige Zähne zum Beißen, Vorderzähne (Schneidezähne), Eckzähne (Augenzähne) und Backenzähne. Manche haben Klauen, die ungespalten sind, wie die Pferde und Esel; solche Klauen heißen Hufe. O, hier ist viel zu sehen, viel Aehnliches und Abweichendes! Aber man muß recht genau sehen.

Die meisten Säugthiere leben auf dem Lande, nur einige halten sich im Wasser auf, wie der ungeheure Wallfisch, der zwar Fisch heißt, aber kein Fisch ist. —

In dieser Klasse finden wir überhaupt die stärksten, größten, und auch die nützlichsten Thiere, von denen wir

besonders diejenigen gern haben, welche wir Haus=thiere nennen. (Welche sind das wohl?).

Zur Nahrung dienen uns die Ochsen und Kühe (Rind), die Kälber, Lämmer, Schweine, Ziegen, denn wir essen ihr Fleisch. Alle diese ziehen wir uns groß und zähmen sie, darum heißen sie zahme Thiere. Auch wilde, die in Wäldern leben, essen wir, z. B. das wilde Schwein, den Hirsch, das Reh, den Hasen. Manche Völker essen auch Pferdefleisch, und im Norden von Europa wohnen Menschen, Namens Lappländer, die essen das Fleisch ihrer Rennthiere, die beinah wie unsre Hirsche aussehen. Viele dieser Thiere geben uns Milch, woraus wir uns Butter und Käse bereiten. Auch die Eselinn gibt Milch, doch trinkt man diese nur in Krankheiten. Ferner dienen uns die Säugthiere zur Bekleidung. Von welchen Thieren bekommen wir das Leder zu Schuhen und Handschuhen? — Das Schaaf gibt uns die herrliche Wolle, aus der wir uns Tuch bereiten. Hasen, Kaninchen und Biber müssen ihre Haare lassen, damit wir Hüte tragen können. Der listige Fuchs, der hungrige Wolf, und der beißige Marder, der zur Nachtzeit uns die Hühner und Tauben würgt, werden von uns doch überwältigt, und wir ziehen uns ihren Pelz an, um uns im Winter gegen die Kälte zu schützen.

Und wie viele andere Vortheile gewähren uns die Säugthiere! der Ochse muß uns den Pflug ziehen, womit wir den Acker umwühlen; das stolze Pferd spannen wir vor unsere Wagen, oder setzen uns auf seinen Rücken; der langsame, aber sicher anftretende Esel trägt uns Säcke von der Mühle und große Lasten über die Gebirge, ohne zu fallen, und wenn er todt ist, machen wir aus seinem Fell das starke Papier, das wir Pergament nennen. Dasselbe bereiten wir aus Hammel= und Ziegenfellen. Das unreinliche Schwein gibt uns seine Borsten zu Bürsten, um unsre Kleider und Schuhe von Staub und Schmutz zu reinigen, und der Dachs und das Eichhörnchen, das so flink von einem Baum zum andern springt, sorgen für unsere Mahlerpinsel. Die gewaltigen

Zähne des Elephanten geben uns das weiße, schöne Elfenbein, woraus wir uns Kämme und Zierrathen machen. Das Schaaf muß seine Därme hergeben und das Pferd seinen schönen Schweif, damit wir auf der Geige spielen und auf weichem Polster sitzen können. Dem Ochsen und dem Hammel nehmen wir sein Talg, und dem 30 Ellen langen Wallfisch seinen Fischbein und besonders seinen Thran, um unsre Stuben und Kammern zu erleuchten. Auch die Knochen und Sehnen werfen wir nicht weg, denn es steckt in ihnen ein Gallert, den wir herauskochen, und daraus den Tischlerleim bereiten. Selbst den Mist der Thiere sammeln wir in Haufen, fahren ihn als Dünger auf unsere Aecker und befruchten damit das magere Erdreich, damit es uns Korn und Früchte trage. Und wenn wir das alles nun haben und besitzen, so stellen wir, um es vor Dieben zu sichern, einen treuen Hund dabei, der unser Eigenthum bewacht. So nützlich sind uns die Säugthiere! —

Freilich sind uns auch mehrere von ihnen schädlich. Die Wölfe z. B. rauben und tödten Schaafe, fallen sogar Menschen an. Die wilden Schweine wühlen zuweilen in den Kornfeldern. Die Ratten und Mäuse belästigen uns in unsern Wohnungen. Aber diese Nachtheile machen uns auch aufmerksam, reinlich und erfinderisch, so daß der Schaden gegen die großen Vortheile nur sehr unbedeutend ist.

Mehrern Säugthieren schreibt man eine gewisse Klugheit zu, weil sie besonders künstlich ihre Wohnungen bauen, wie z. B. der Biber in Amerika thut; oder, weil sie wie der Elephant, der Hund und das Pferd sich leicht abrichten lassen. Von diesen Thieren, so wie von dem listigen Fuchs weiß man sich viele artige Geschichten zu erzählen. (Wer weiß eine kleine Geschichte deutlich und gut zu erzählen?).

Vögel.

Gar liebe Thiere sind die Vögel unter dem Himmel. Wie ganz anders aber sehen sie aus als die Säugthiere! Sie haben Federn und zwei Flügel, zwei Füße und einen Schnabel. Die Füße stehen in der Mitte des Körpers, und haben vier Zehen, die sich in Krallen endigen. Drei Zehen sitzen vorne, eine ist hinten; aber bei einigen Vögeln sind auch zwei vorne und zwei hinten, z. B. bei den Spechten. Es gibt auch Vögel, bei denen die Zehen durch eine dünne Haut mit einander verbunden sind, z. B. die Enten und Gänse. Sie legen Eier, und wenn diese von der Mutter erwärmt oder bebrütet werden, so entstehen daraus kleine Vögel, die mit der Zeit Federn bekommen und davon fliegen. Eins haben sie mit den Säugthieren gemein, nämlich daß sie rothes warmes Blut haben.

Auch die Vögel sind uns sehr nützlich. Hühner, Gänse, Enten, Puter, Tauben, Rebhüner, Fasanen, Krammetsvögel, Lerchen, und mehrere andere werden gekocht, gebraten, geräuchert und gepökelt. Die Eier, welche uns die Hühner legen, geben eine kräftige und gesunde Nahrung, und werden zu vielen Speisen gebraucht. Aus den weichen Brustfedern oder Dunen der Gans, der Ente, des Schwans bereiten wir uns Betten, und die Gänsespulen schneiden wir zu Schreibfedern. Die Raubvögel, wie die Krähe und der Rabe verzehren die todten Körper, die uns die Luft verunreinigen, und Schwalben, Sperlinge, Fliegenschnäpper, Eulen und andere befreien uns von dem Ungeziefer der Fliegen, Mücken, Raupen, Mäuse. Und wie angenehm sind uns mehrere durch ihr buntes, glänzendes Farbenspiel, wie der Papagei und der Pfau! Wie ergötzen viele unser Ohr durch ihren Gesang, wie die Kanarienvögel, die Finken, die Nachtigallen, und die, welche sich künstlich von dem Menschen abrichten lassen, wie der Dompfaff und die Amsel, oder die, welche sogar sprechen lernen, wie der Papagei und der Staar!

Wollen wir nicht einige Arten der Vögel aus diesem Bilde kennen lernen? —

Hier sind Raubvögel, ein Geier, ein Adler, ein Falke, eine Eule. Die haben alle einen gekrümmten, starken Schnabel, kurze, dicke Füße und große, scharf gebogene Klauen. Sie sehen etwas furchtbar aus, denn sie rauben, wie ihr Name schon sagt, besonders der Geier. In Amerika gibt es sogar einen Greifgeier, der groß wie ein Hammel ist und Kinder raubt. Der Adler, so groß wie ein Puterhahn, hat ein recht vornehmes Ansehen, und wird auch der König der Vögel genannt. Der Falke ist wie ein Haushahn gestaltet, und läßt sich zum Vogelfang abrichten. Aber wie sieht die Eule aus. Sie hat einen Katzenkopf und große gelbe Augen, mit denen sie am Tage gar nicht sehen kann, daher sie nur des Abends umherfliegt. Ihr Geschrei hört sich an wie Hundegebell.

Hier sind einige Schwimmvögel, ein Schwan, eine Gans, eine Ente! die sehen wir selten einmal fliegen, und nie hoch. Aber sie unterscheiden sich auch sehr von den Raubvögeln durch den Bau ihrer Füße. (Wie ist der?). Welch einen lang gebogenen Hals hat der Schwan! Wie weiß und zart ist sein Gefieder! Die Gänse und Enten sind freilich nicht so schön, aber sie sind auch häufiger und dem Menschen nützlicher. In Norwegen und in Schottland lebt eine Gans, die man Eidergans nennt, von der man besonders die zarten weichen Federn (Dunen) rühmt.

Wie ganz anders sehen die Sumpfvögel aus! Hier ist ein Kranich, ein Storch, ein Reiher, eine Schnepfe, ein Kiebitz! Welche lange, nackte Füße diese Thiere haben! Welch' langen Hals! Wie lang ist ihr Schnabel! Und wie kurz ist ihr Schwanz! Die meisten von ihnen sind Zugvögel (Was heißt das?). Sie essen alle gerne Fische, auch Frösche und Schnecken. Der Storch nistet gern auf unsern Häusern und Thürmen, und klappert gewaltig mit seinem langen Schnabel. Die Schnepfe, wie eine Taube groß, hat ein sehr wohl-

schmeckendes Fleisch, und der Kiebitz legt Eier, die von reichen Leuten als Leckerbissen gegessen werden.

Sehr nützlich sind uns die hühnerartigen Vögel. Da ist ein Pfau, ein Truthahn, ein Haushahn und eine Henne, ein Fasan, ein Rebhuhn, eine Taube und eine Wachtel! Sie haben einen gewölbten Schnabel, dessen Oberthell über den untern sich wegkrümmt. Auch haben sie über dem Hinterzehen noch einen Sporn, aber nur die Männchen. Der Pfau sieht in der ganzen Gesellschaft am glänzendsten aus, aber wie häßlich sind seine rauhen Füße, und wie unangenehm würde uns sein Geschrei seyn! — Der Truthahn oder Puter (Kalekutsche Hahn) hat einige Aehnlichkeit mit ihm. Der rothe fleischige Lappen über seinem Schnabel mag uns wohl nicht gefallen; aber das Fleisch dieses Thieres schmeckt doch sehr gut. — Der Haushahn sieht stolz auf sein Geschlecht herab. Er ist sehr wachsam, kräht schon mit dem Anbruch des Tages, und weckt die Faulen aus ihrem Schlaf. Neben ihm steht die Henne, ausbreitend ihre Flügel über ihre Küchlein (Jungen), die sie über alles liebt. — Der Fasan ist neben dem Pfau der schönste Vogel. Sein Hals prangt mit einem goldfarben spielenden Grün, Rücken und Flügel sind roth. Auch schmeckt sein zartes Fleisch sehr gut. — Das Rebhuhn, in der Größe einer Taube, ist eine zarte Speise; es lebt gern in Gesellschaft von Alt und Jung; eine solche Gesellschaft heißt ein Volk. — Ein wahres Hausthier ist die Taube, dies friedliche und reinliche Thierchen. Es fliegt aus und kommt immer wieder, und legt seine Eier sehr fleißig, doch immer nur zwei. — Die Wachtel ist auch ein Zugvogel; ihr Schlag ist dem Ohre sehr angenehm.

Zum Vergnügen und zur Erheiterung des Menschen schuf der liebe Gott die Singvögel, die einen kegelförmigen, spitzen Schnabel haben. Die Lerche trillert hoch in der Luft ihres Schöpfers Lob. Der schwarze Staar lernt sogar Worte sprechen. Die Amsel und der Dompfaff pfeifen ganze Melodien. Der Finke singt lustig und hell. Der olivengrüne Zeisig läßt sich's gefallen,

in einem Käfich sein Wasser in einem Fingerhut an einem Kettchen zu sich in die Höhe zu ziehen. Der gelbliche Kanarienvogel, der bei uns nicht im Freien lebt, hat einen schmetternden Gesang; aber an Stärke und Mannigfaltigkeit der Töne übertrifft ihn die schlagende Nachtigall, der die Grasmücke ziemlich nahe kommt. Mehr zwitschernd als singend sind der Sperling, der uns aber viel Kirschen und Getreide wegschnappt, die künstliche und friedliche Schwalbe, die uns von den Fliegen und Insekten befreit, und der muntere Zaunkönig, der kleinste unter allen Europäischen Vögeln. — Mehrere dieser Singvögel haben auch ein wohlschmeckendes Fleisch, und werden daher von uns gebraten, wie die Lerche und der Krammetsvogel, die künstlich gefangen werden.

Aber nicht zu essen sind die krähenartigen Vögel, denn sie nähren sich von todten Körpern, und haben daher auch einen starken runden Schnabel. Auch singen sie nicht, sie können nur schreien. Der häßliche, schwarze Rabe schreit immer cras, cras, cras! Aber seine Schwungfedern gebrauchen wir doch gern zum Schreiben und zu den Klavieren. Die Krähe ist auch nicht unnütz, denn sie frißt viel Ungeziefer. Vor der Dohle und der Aelster müssen wir uns hüten, denn sie tragen Geld und Ringe fort; aber der Mensch mag sie doch leiden, weil sie leicht Worte nachsprechen lernen. Der Kuckuck verräth sich schon durch seine Stimme, und er ist so faul, daß er nicht einmal seine Eier selbst ausbrütet, sondern sie in das Nest einer Grasmücke legt, die dann auch den jungen Kuckuck futtert.

Die größten unter den Vögeln sind die Laufvögel, die von der Natur mehr zum Laufen als zum Fliegen bestimmt sind; daher sie auch lange Füße und nur ganz kurze Flügel haben. Der merkwürdigste und größte ist der Strauß, der in den Wüsten von Afrika lebt, wie das schnellste Pferd läuft, eine fürchterliche Stimme und einen so langen Hals hat, daß er über einen Reiter hervorragt. Er legt wohl 50 Eier, jedes so groß als ein Kinderkopf. Seine Schwanzfedern dienen zum Schmuck.

Fische.

Wie ganz anders sind doch die Fische gestaltet! Hier sind einige abgebildet! Gleich beim ersten Blick sehen wir, wodurch sie sich von unsern Landthieren unterscheiden, was ihnen fehlt und was sie mehr haben. (Was denn wohl?). Wie flach und zusammengedrückt ist ihr Körper! An beiden Seiten des Kopfs haben sie Klappen oder Deckel, die sie von Zeit zu Zeit öffnen und schließen. Unter diesen Deckeln liegen die Kiemen oder Kiefer, durch die sie Athem holen, wie wir durch die Lungen. Ihr Blut ist roth, aber kalt. Sie bewegen sich im Wasser hin und her durch ihre Flossen (Floßfedern), die am Rücken, am Bauch, an der Brust und am Schwanz sitzen, daher brauchen sie keine Füße. Sehr nützlich sind ihnen auch die Schuppen, die ihren weichen Körper beschützen, und mit einer schleimigen Haut überzogen sind, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Was uns die Knochen sind, das sind ihnen die Gräten. Lebendige Junge bringen sie nicht hervor; das Weibchen trägt in seinem Innern eine Menge kleiner Eier, Rogen genannt, und wenn es diese von sich läßt, so nennen wir sie Laich; das Männchen hat Milch.

Wovon sich doch die armen Thierchen nähren mögen? O, es geht ihnen recht gut. Sie nähren sich von Wasserpflanzen, Insekten und andern kleinen Thieren, und die Raubfische fressen andere Fische, daher sie auch scharfe Zähne in den Kinnladen haben.

Der größte Nutzen, den uns die Fische gewähren, besteht darin, daß sie dem Menschen zur Nahrung dienen. Ganze Völkerschaften in dem nördlichen Europa leben fast bloß von Fischen, die sie dürren, räuchern und einsalzen. Und, wie viele Menschen nähren sich von dem Fang und Verkauf derselben! (Wie aber werden denn wohl die Fische gefangen?).

Wollen wir nicht einige nutzbare Fische kennen lernen? — Hier sind einige.

Die Neunauge oder Pricke sieht aus wie ein kleiner Aal, und hat einen glatten Körper ohne Schuppen. Sie hat nicht neun Augen, aber sieben Luftlöcher, durch welche sie das eingesogene Wasser ausläßt.

Viel größer, und wohl 4 bis 8 Ellen lang, ist der Stör, ein gewaltiger Raubfisch, der in nordischen Gewässern lebt, und dessen Eier eingemacht, und unter dem Namen Caviar in großen und kleinen Fässern durch ganz Europa verschickt werden.

Eine Art Stör ist auch der Hausen, aus dessen Blase ein feiner Leim bereitet wird.

Der Aal hat viel Aehnlichkeit mit einer Schlange, denn sein Körper ist lang, glatt und ohne merkbare Schuppen. Sein Fleisch wird sowohl gekocht als geräuchert sehr geliebt. Er bringt lebendige Junge hervor, und kann auch lange außer dem Wasser leben.

Der Kabeljau hält sich im Meere auf, vorzüglich in den kältern Gegenden, und wird zuweilen ein Paar Ellen lang. Zu uns kommt er nur getrocknet her, unter dem Namen Stockfisch oder Klippfisch. Doch salzt man ihn auch ein, und dann heißt er Laberdan.

Der größte Flußfisch ist der Wäls, denn er wird manchmal 8 Ellen lang. Er ist ein gewaltiger Raubfisch, der sogar Enten und Gänse frißt. Sein Fleisch wird gern gegessen.

Auch der Lachs ist groß, oft 4 bis 5 Fuß lang. Man findet ihn in der Oder, in der Elbe und im Rhein. Der Rheinlachs wird für den besten gehalten. Sein Fleisch ist sehr angenehm, und wird sowohl frisch, als gesalzen und geräuchert gegessen.

Am häufigsten und nutzbarsten ist der Hering, der mit Meersalz eingepökelt und, in Tonnen gepackt, durch ganz Europa verführt wird. Man fängt die Heringe im Juni und Juli an den nordischen Küsten, wo sie sich in solcher Menge einfinden, daß man sie mit hölzernen Schaufeln und Gefäßen schöpft. Die geräucherten Heringe nennt man Bicklinge (Böklinge).

Viel kleiner, aber noch wohlschmeckender ist die Sardelle, die nicht so häufig gefunden wird. Man salzt sie ein, und gebraucht sie auch zu allerlei Speisen.

Zu gewöhnlichem Gebrauch dienen der Hecht, ein gewaltiger Raubfisch, die Karpfe, die Schleie, der Baarsch, der Zander, der Blei.

Der furchtbarste Fisch, der im großen Weltmeer lebt, ist der Hayfisch. Er wird zuweilen 20 Ellen lang, und verschlingt sogar Menschen, daher er auch Menschenfresser heißt.

Amphibien.

Häßlich und abschreckend sind uns die Thiere, die wir Amphibien nennen, und die im Wasser und auf dem Lande leben können. Sie haben rothes, kaltes Blut wie die Fische, aber weder Knochen noch Gräten, sondern nur Knorpel, daher wir sie auch Knorpelthiere nennen. Einige von ihnen haben Gift bei sich, wie manche Schlangen. — Doch sind auch sie nicht ohne Nutzen; denn sie vermindern die Insekten und Würmer, die sich zu stark vermehren würden, und dienen selbst mehrern Thieren, einige sogar den Menschen, zur Nahrung.

Einige Amphibien haben kurze Füße, auf denen sie sich kriechend fortbewegen, darum heißen sie kriechende Amphibien. Viele davon kennen wir schon, besonders die Frösche und Kröten, die beide nicht giftig sind. Manche Menschen fangen die Frösche, um die Keulen derselben zu braten und zu essen.

Die Schildkröten sind mit einem knochenartigen Schilde bedeckt, das über den ganzen Leib geht. Sie leben im Meere und in den Flüssen, sind aber verschiedener Art. Einige Arten werden gegessen, und ihr Schild (Schildpad) gebraucht man, um verschiedene künstliche Arbeiten, z. B. Dosen, daraus zu verfertigen.

Die Eidexen sind dünngestaltete, muntere Thier-

chen, gewöhnlich nur eine Spanne lang, und ganz unschädlich.

Aehnlichkeit mit der Eidexe hat das Krokodill, obwohl dies viel größer, oft gegen 20 Ellen lang ist. Es lebt in Aegypten, in dem großen Flusse Nil, hat einen gewaltigen Rachen mit scharfen Zähnen, und einen langen Schwanz, mit dem es Menschen und Thiere zu Boden schlägt. Es ist eins der fürchterlichsten und gefährlichsten Thiere.

Andere Amphibien haben keine Füße, sondern sie winden und schlängeln sich auf der Erde durch ihren geringelten Körper fort, darum heißen sie schleichende Amphibien oder Schlangen.

Zahlreich und von vielfältiger Art sind die Schlangen, unter denen auch mehrere, besonders in den wärmern Gegenden, ein Gift bei sich führen, das sie bei ihrem Biß in die Wunde lassen. Die gefährlichsten, wie die Klapperschlange und Riesenschlange, leben in Asien und Amerika.

Insekten.

Die Insekten haben kein rothes Blut, sondern nur einen weißen kalten Saft. Die meisten haben wenigstens sechs Füße, einige aber über hundert. Ein Hauptkennzeichen ihres kleinen Körpers sind die tiefen Einschnitte, da, wo Kopf, Vorderleib und Hinterleib zusammenhängen. Ohren und Nasen fehlen ihnen; aber sie haben Augen, und gewöhnlich auch Fühlhörner, oder haarartige Faden am Kopfe, mit welchen sie die Dinge betasten und zu untersuchen scheinen, so wie der Rücken der meisten mit zwei oder vier Flügeln bedeckt ist.

Das merkwürdigste an vielen dieser Thierchen ist ihre Verwandelung. Jeder Schmetterling war vorher eine Raupe, jeder Käfer ein Wurm, jede Fliege eine Made. Die meisten entstehen aus Eierchen, und leben einige Zeit als Würmer oder Larven; diese aber ver-

fertigen sich eine häutige Hülle, Puppe genannt, und wenn diese Wochen oder Monate lang ganz unthätig und fast leblos gelegen hat, kriecht ein Insekt hervor, das nicht mehr wächst, wenig oder gar nicht frißt, Eier legt, und oft nur wenige Stunden lebt.

Viele Insekten sind uns im Sommer zwar sehr lästig, z. B. die Fliegen und Mücken, und schädlich, wie die Heuschrecken und Motten; aber sie gewähren uns doch auch großen Nutzen. Einige verschaffen uns Nahrung, wie die Krebse, deren Fleisch wir essen, und die Bienen, die uns Honig bereiten; andere weben uns Stoffe zur Kleidung, wie die Seidenraupe; noch andere geben eine gute Farbe, wie die amerikanische Cochenille und die Gallwespe, der wir die Galläpfel verdanken; wieder andere haben eine heilende Kraft, wie die spanische Fliege und die Maiwürmer; viele verzehren todte Körper, welche die Luft verunreinigen, und alle dienen den größeren Thieren, besonders den Vögeln zur Nahrung. O, ihr Nutzen ist viel größer als der Schaden, den uns einige an unsern Feld- und Gartenfrüchten zufügen.

Es gibt unzählig viele Insekten, die wir nicht einmal alle sehen können; denn einige sind so klein, daß ihrer Tausende in einem Tropfen Wasser, wie in einem See, umherschwimmen, und nur durch Vergrößerungsgläser entdeckt werden.

Die meisten haben Flügel, darum nennen wir sie geflügelte. Dazu gehören die Käfer, und die Schmetterlinge, deren Flügel mit einem Staub oder vielmehr mit feinen Federn bedeckt sind.

An den Käfern entdecken wir außer den Flügeln noch pergamentartige Decken, die bald lang bald kurz sind. Lange oder ganze Flügeldecken hat der Maikäfer, der Goldkäfer, das leuchtende Johanniswürmchen, das punktirte Marienwürmchen, und die glänzend grüne, scharf riechende spanische Fliege, aus der wir Blasen-

oder Zugpflaster machen. Kurze oder halbe Flügeldecken hat die alles benagende Schabe, die zirpende Grille und die gewaltige Heuschrecke mit ihrem Pferdekopf, auch die häßliche Wanze, die uns an Reinlichkeit gewöhnen soll, und die grüne Blattlaus (Mehlthau), die sich auf Blüthen und Blättern in wenigen Tagen zu Tausenden vermehrt.

Die Schmetterlinge, die erst Raupen waren, sind hübsche und liebe Thierchen, die sorglos von Blume zu Blume flattern, und unser Auge durch ihr schönes buntes Farbenspiel ergötzen. Wie schön ist doch der Schwalbenschwanz mit seinen geschwänzten Flügeln, von gelber Farbe mit schwarzen Flecken! Und das Pfauenauge mit den dunkelbraunen Flügeln, und der schwarz und weiß gefleckte Admiral! Auch der Trauermantel mit seinen schwarzblauen Flügeln, und mit dem gelben Saum derselben gewährt einen schönen Anblick.

Einige Schmetterlinge haben einen dicken Körper, und fliegen nur des Abends und Nachts umher, die heißen Abend- und Nachtvögel. Die schönsten unter ihnen sind: der Todtenkopf, der Weinvogel und das Nachtpfauenauge. Der nützlichste ist der Seidenvogel, der aus der Seidenraupe entsteht. Diese, nachdem sie sich 6 — 7 Wochen von den Blättern des Maulbeerbaums genährt, macht sich ein festes Gespinnst, Cocon genannt, der aus einem langen Faden Seide besteht, welche künstlich abgewickelt, mit mehrern Faden verbunden, und zu einem seidenen Zeuge verarbeitet wird. — Ein zwar kleiner, aber sehr schädlicher Nachtvogel ist die Tuch- und Pelzmotte, welche sich in unsre Kleider setzt und sie zerstört. Man kann sich aber davor schützen, wenn man kleine Kienspäne in den Kleiderschrank legt, und die Kleider in ein leinen Tuch einwickelt.

Unter den Insekten mit vier häutigen und durchsichtigen Flügeln sind die Biene, Wespe und Ameise besonders merkwürdig. Die Weibchen dieser kleinen Thiere haben am Hinterleibe einen hohlen Stachel, womit sie sehr empfindlich stechen. — Kaum gibt es ein arbeitsameres und nützlicheres Thier als die Biene. Sie bereitet den Menschen Honig und Wachs, und wird deshalb in Körben oder

Stöcken aus Strohgeflecht gehegt. In einem solchen Stock sind wenigstens 20,000 Bienen bei einander. Die kleinsten und zahlreichsten sind die Weibchen, oder die Arbeitsbienen, die den Honig und Wachs aus den Blumen und Kräutern mittelst ihres Rüssels saugen, zusammentragen und bearbeiten, und das Fachwerk im Stocke, Zellen genannt, bauen und bilden. Die männlichen heißen Drohnen; sie sind die größten, haben keinen Stachel, und zehren bloß, ohne zu arbeiten. An der Spitze aller steht die Königin oder der Weiser, ein einziges Weibchen, das etliche tausend Eier in die Zellen legt, und den ganzen Bienenstaat regiert. Werden der Bienen zu viele, so wird ein Theil davon ausgetrieben, dann sagt man: die Bienen schwärmen. Dies geschieht gewöhnlich im Mai und Juni. Wie fleißig diese Thierchen arbeiten, sieht man daraus, daß so ein einziger Bienenstock 2 bis 4 Pfund Wachs und 20 bis 40 Pfund Honig enthält. — Auch die Wespe, etwas größer als die Biene, baut sich künstliche Wohnungen aus feinen Holzfasern, sticht aber nur, ohne Honig und Wachs zu bereiten. Eine Art Wespe aber, Gallwespe genannt, wird uns dadurch nützlich, daß sie ihre Eier in die Eichenblätter legt, woraus eine runde Geschwulst, in der Größe einer Kirsche entsteht, die nach und nach so hart wie Holz, und unter dem Namen Gallapfel zum Färben und zur Bereitung der Tinte gebraucht wird. — Ein wahres Bild des Fleißes sind die Ameisen, die auch in Gesellschaft leben, wie die Bienen, sich ordentliche Nester in der Erde oder in hohlen Bäumen bauen, und auf dem rauhesten Wege und in der größten Sonnenhitze immer hin- und herlaufen. Die Puppen, aus welchen sie entstehen, nennt man Ameiseneier, und diese sind eine nahrhafte Speise für die Nachtigallen.

Auch einige ungeflügelte Insecten sind merkwürdig, besonders die Spinne und der Krebs. Jene, von der es viele Arten giebt, bildet sich aus einer zähen Feuchtigkeit feine Fäden, die sie zu einem künstlichen Gewebe verarbeitet, worin sie ihren Raub fängt. Die Spinnen in unserer Gegend sind nicht giftig. — Der Krebs ist ein eßbares Insekt, das acht Füße und zwei Scheeren hat,

mit denen es sehr empfindlich kneifen kann. Man findet die Krebse am Ufer in Löchern, unter Steinen und Wurzeln. Das Weibchen trägt die Eier und Jungen unter dem Schwanze. Merkwürdig ist, daß sie im Mai und Juni ihre alte Schale abwerfen und eine neue bekommen, auch daß ihnen die Scheeren wieder wachsen, wenn sie solche verlieren. Im Kopf, wo ihr Magen sitzt, haben sie Steine, die als Arznei gebraucht werden. Sie sind die einzigen Thiere, die rückwärts gehen, daher man von einem faulen Menschen, der in seinem Geschäft zurückkommt, sagt: er geht den Krebsgang.

Würmer.

Die Würmer sind nakte, weiche Thiere, die auch statt des Bluts einen weißen Saft und am Kopfe Fühlfaden haben, die aber fleischigt sind. Die Füße fehlen ihnen; sie bewegen sich durch Zusammenziehung und Ausdehnung ihres Körpers. Die meisten leben im Wasser oder an sumpfigen Orten, auch in thierischen Körpern. Einige sind mit Schaalen bedeckt, wie die Schnecken, Muscheln und Korallen.

Die bekanntesten und nutzbarsten sind der Regenwurm, den man beym Angeln der Fische gebraucht; der Blutegel, die man in gewissen Krankheiten an den menschlichen Körper legt, um Blut auszusaugen; die Perlenmuschel, welche kostbare Perlen und Perlenmutter enthält; die Auster, die von vielen Menschen gern gegessen wird. Die gewöhnliche Erdschnecke hat die besondere Eigenschaft, daß ihr Kopf und Schwanz wieder wächst, wenn sie solchen durch einen Schlag verliert. Auch bei dem Regenwurm ist dies der Fall, und bei allen den Würmern, die man Polypen nennt. — Sehr schädlich sind die Eingeweide-Würmer, die sich im menschlichen Körper befinden, z. B. der Spulwurm. Man kann sie indeß durch mancherlei Hausmittel vertreiben, besonders durch den Genuß roher Mohrrüben.

---

2) Das Pflanzenreich.

Zu dem Pflanzenreich gehören alle Pflanzen, gleichviel, ob sie Bäume, Stauden oder Kräuter genannt werden, also alles, was aus der Erde hervorwächst.

Wie sehr unterscheidet sich doch eine Pflanze von einem Thiere! — Die Pflanze sitzt fest im Boden und kann sich nicht von selbst wegbewegen. Sie kann nicht sehen und nicht hören, nicht schmecken, riechen und fühlen, hat also keine Sinne. Sie zieht ihre Nahrung von unten durch die Wurzel, das Thier empfängt sie von oben durch den Mund.

Aber doch hat die Pflanze auch manches mit dem Thiere gemein. Beide bestehen aus festen und flüssigen Theilen. Beide brauchen Nahrung von innen, Luft und Licht zu ihrem Gedeihen. Beide wachsen, sind Krankheiten unterworfen und sterben.

Wir wollen die Theile einer Pflanze genau betrachten: den Keim, die Wurzel, den Stamm mit seinen Zweigen und Blättern, die Blüthe, den Samen und die Frucht.

Da ist eine Bohne. Wir wollen die äußere harte Haut abziehen, und dann werden wir sehen, daß sich der Kern in zwei Hälften zertheilt. Hier sind sie. Zwischen ihnen liegt der Keim, aus dem die Bohnenpflanze entsteht. Wollten wir die ganze Bohne in Wasser oder feuchte Erde legen, so würden wir sehen, wie sie anschwillt, und wie der Keim immer stärker und stärker die Bohne zertheilt und hervorbricht. Der Keim selbst aber besteht wieder aus zwei Theilen, wovon der eine allemal nach der Erde zu geht, und Wurzelkeim heißt, der andere aber in die Höhe steigt, und den Stängel bildet, daher Pflanzenkeim genannt wird. So ist es auch bei der Erbse, Linse und bei jedem Samenkorn.

Aus dem Wurzelkeim brechen die zarten Wurzeln hervor, die aus feinen Fasern bestehen, welche allmählig in den Boden eindringen, und nun den Nahrungssaft einsaugen, den sie der Pflanze zuführen. Diese Wurzel hält

die Pflanze fest, und wird bei großen Gewächsen wie bei den Bäumen, sehr stark.

Aus dem Pflanzenkeim entsteht der Stängel oder der Stamm. Stängel sagt man von der Blume, Stamm vom Baume, Halm von den Grasarten, Strunk vom Kohl. An dem Stamm sehen wir zuerst Rinde (Borke), unter ihr den Bast, unter diesem das Holz, und in diesem das Mark.

Aus dem Stamme brechen Zweige und Aeste hervor, die nach oben zu streben, aber wegen ihrer Schwere und Größe oft herabhangen. An den Zweigen bilden sich die meisten Blätter, die ebenfalls, wie die Wurzeln, durch ihre Spitzen und Zacken, Wasser- und Lufttheile zu ihrer Nahrung einsaugen. Wir wollen einmal ein Baumblatt betrachten. Da sehen wir Adern, die oben und unten mit einer feinen Haut umzogen sind, gerade wie am menschlichen Körper. Die obere Seite des Blattes ist glatt und glänzend, die untere etwas hart und rauh. Wenn wir dies Blatt durch Wasser erweichen, es dann auf ein Bret legen, und mit einer Bürste darauf schlagen, (das Blatt skelettiren): so werden wir sehen, wie sich die Häutchen ablösen, und ein bloßes Gerippe von Adern zurückbleibt, an welchem wir mit Bewunderung wahrnehmen werden, wie die feinen Gefäße alle in einander greifen. Manche Bäume haben statt der Blätter lange Nadeln, darum heißen sie Nadelholz. — An dem Blatte sitzt aber noch ein Stiel, das ist der Blattstiel, und an manchen Gewächsen sehen wir auch noch Gabeln oder Ranken, wie an den Bohnen und am Weinstock, wodurch sie sich an andere Körper anklammern und hinaufranken.

Die Blüthe ist nicht nur das Angenehmste, indem sie unser Auge durch ihre Schönheit ergötzt, und uns durch ihren süßen Geruch erquickt, sondern auch das Nothwendigste, indem sie den Samen zu neuen Gewächsen liefert. Einige Blüthen haben nur Ein Blatt, in Gestalt einer Glocke; andere haben mehrere, und manche bestehen aus sehr vielen Blättern. Die Haupttheile der Blüthe sind die Blumenkrone, in welcher die Werkzeuge der

Befruchtung liegen, und der Kelch, welcher die Blumenkrone umgiebt.

Der Same ist gewöhnlich in ein Behältniß eingeschlossen. Dies ist entweder eine Kapsel, die zur Zeit der Reife aufspringt; oder eine Schote, die aus zwei länglichen Schalen besteht, an deren innern Seiten die Samenkörner befestiget sind; oder eine Kernfrucht, wie Aepfel und Birnen; oder eine Steinfrucht wie Haselnüsse, oder eine Beere, wie die Weintrauben. Dieser Same wird erst von Wind und Vögeln überall umhergestreut, daher kommt es, daß wir an wüsten Stellen und auf altem Gemäuer Kräuter, Blumen und Sträuche finden. Wie viel Samenkörner oft eine einzige Pflanze erzeugt, sehen wir an einem Mohnkopf, der zuweilen wohl 30,000 Samenkörner enthält. In jedem Samenkorn liegt der Keim zur Fortpflanzung, wie wir schon oben von der Bohne gesehen haben.

Es giebt aber auch noch andere Arten, wie die Gewächse fortgepflanzt werden, nämlich durch ihre Wurzeln, z. B. Kartoffeln und Zwiebeln; durch Schößlinge aus der Wurzeln und durch Schnittlinge oder Zweige, wie Nelken, Rosmarin, Johannisbeeren. Mehrere Gewächse werden auch veredelt durch Versetzen, Pfropfen oder Aeugeln (Oculiren), indem man ein Reis oder ein Auge (eine Knospe) von einem guten Baum, etwa einem Pfirsichbaum, abschneidet, und solches auf einen andern Stamm pflanzt, etwa auf einen wilden Pflaumbaum.

Die Frucht entsteht aus der Blüthe, und ist bald fleischig und saftig, bald häutig und trocken, bald mit einer harten bald mit einer weichen Schale bedeckt. Oft ist die Frucht nur die fleischige Bedeckung des Samens, wie bei den Aepfeln und Birnen, oder bei den Aprikosen und Pfirsichen. (Oberfrüchte). Oft besteht auch die Frucht in der Wurzel, wie bei den Kartoffeln und Zwiebeln (Unterfrüchte). Oft versteht man unter Frucht auch den eßbaren Samen der Gewächse, wie Erbsen, Bohnen, Linsen (Garten- und Feldfrüchte.)

Wir wissen schon, wie nützlich uns die Thiere sind; aber der Nutzen der Pflanzen ist noch größer und man-

nichfaltiger. Von ihnen leben viele tausend Thiere (welche wohl besonders?). Sie geben den Menschen Speise und Trank (welche wohl?), Kleidung und Wohnung, Feurung und Geräthschaften; sie liefern uns kräftige Arzneimittel, ergötzen Auge und Geruch, und laben uns in brennender Sonnenhitze durch Kühlung und Schatten. Wir können alles von ihnen gebrauchen, den Samen, die Wurzel, die Blüthe, die Blätter (Thee), den Halm, das Holz, die Rinde, und wie mannichfaltig ist der Gebrauch, den wir von der Frucht machen, die wir roh, gekocht, gebacken und eingemacht essen. — Freilich haben wir auch Giftpflanzen, wie die Tollbeere und den Schierling, aber vor solchen Gewächsen kann man sich hüten, wenn man ihre Gestalt und Beschaffenheit kennen lernt.

Eben wegen dieses großen Nutzens für Menschen und Thiere hat die Natur eine so große Menge von verschiedenartigen Gewächsen hervorgebracht; denn es giebt Bäume, Sträuche, Stauden, Kräuter, Grasarten, Moose und Schwämme. Wir wollen doch einige der merkwürdigsten kennen lernen.

Bäume.

Die Bäume haben nur einen einzigen Stamm, der aus der Wurzel hervorkommt. Man zieht sie entweder ihrer Früchte wegen, und dann heißen sie Obst- oder Gartenbäume, oder ihres Holzes wegen, und dann heißen sie Forst- oder Waldbäume.

1) Die Gartenbäume wachsen bei uns theils im Freien, theils müssen sie in Gewächshäusern gezogen werden, weil sie zu ihrem Fortkommen mehr Wärme und Pflege bedürfen. Jene nennt man einheimische, diese heißen ausländische.

Zu den einheimischen Gartenbäumen gehören die Aepfel- Birn- Quitten- Pflaumen- Nuß- Kirschen- Pfirschen- Aprikosen- Kastanien- und Maulbeerbäume. Alle diese sind uns durch ihre Früchte sehr angenehm und nützlich. Es giebt viele Arten von Aepfeln, Birnen,

Pflaumen und Kirschen, aber sie sind nicht alle von gleicher Dauer und Güte. Einige Arten sind uns besonders angenehm, z. B. die Borstorfer, die Reinetten, die Pepins; die graue und gelbe Butterbirne, die Virgouleuse, und Weinbergamotte; die Damaszener-Pflaumen, die Königinn Klaudia (reine Claude), die Mirabellen; die Herz- und Glaskirschen u. s. w. — Die Pfirschen werden auch, wenn sie recht groß, saftig und zeitig reif werden sollen, in Gewächshäusern gezogen. Die Kastanien, welche bei uns wachsen, (Roßkastanien) sind nicht eßbar; man hat aber eine edlere und süße Art, die im wärmern (südlichen) Deutschland und besonders in Frankreich gefunden wird, von wo sie unter dem Namen Maronen zu uns kommt. — Der Maulbeerbaum ist uns auch durch sein Laub nützlich, weil die Seidenraupen damit gefüttert werden.

Die vorzüglichsten ausländischen Gartenbäume sind: der Pomeranzen- Zitronen- Feigen- Oel- Mandel- Kaffee- Thee- Kakao- Lorbeer- Muskatennuß- Gewürznägelein- und Zimmtbaum.

Alle diese Bäume wachsen im Freien nur in wärmern Ländern, wie in Italien und Frankreich, oder man muß sie gar aus andern Welttheilen, aus Asien und Amerika, holen. Einige, nicht alle, werden auch bei uns gezogen, aber nur durch künstliche Wärme in Gewächshäusern, weil sie in unsrer feuchten und kalten Witterung verkrüppeln und erfrieren würden. Die Früchte dieser Bäume nennt man Südfrüchte, weil sie nur in südlichen (mittägigen) Gegenden wachsen.

Die Pomeranzen- und Zitronenbäume werden von unsern Gärtnern unter dem Namen Orangerie besonders gepflegt und erst im Juni an die freie Luft gebracht. Von dem Gebrauch ihrer Früchte haben wir schon manches gehört. (Was denn?). Die Pomeranze ist bitter, aber es gibt auch eine süße Art, Apfelsine genannt. — Die Feigen werden frisch und getrocknet gebraucht, so wie die Mandeln, von denen es eine süße und eine bittere Art gibt, welche letztere Menschen und Thieren oft schädlich wird. — Kaffee und Thee sind die gewöhnlichsten warmen Getränke der Europäer. Der Kaffee ist eine Bohne, und wächst ur-

sprünglich in Arabien (in Asien); der Thee aber besteht aus getrockneten Baumblättern, die von verschiedener Güte sind. — Der Oelbaum trägt Früchte, die man Oliven nennt, aus denen man ein Oel, Baumöl genannt, preßt. — Der Kakaobaum, der in Amerika wächst, trägt eine Frucht, die unter dem Namen Kakaobohnen zur Chokolade gebraucht wird. — Der Muskatennußbaum bringt eine Frucht, in der eine Nuß sitzt, die einen Kern enthält, der bei uns als Gewürz an Speisen gebraucht wird. Die Nuß selbst ist von einem häutigen Netz umgeben, das wir Muskatenblüthe nennen. Die Gewürznägelein sind Blüthenknospen, die noch nicht aufgebrochen sind, und dienen uns ebenfalls als Gewürz. Besonders häufig werden zu diesem Zweck gebraucht die Blätter des Lorbeer- und die Rinde des Zimmtbaums, welche von den dünnen Zweigen abgeschält wird, und sich beim Trocknen zusammenrollt.

Es gibt außerdem noch manche andere ausländische Bäume, die uns manche gute Dienste leisten. So liefert uns der Chinabaum in Amerika seine Rinde, die wir zu Pulver stoßen und in Krankheiten gebrauchen. Der Quassiabaum hat in allen seinen Theilen eine sehr große Bitterkeit, und gibt ein sehr brauchbares Fliegengift. Der Gummiguttäbaum liefert uns eine schöne gelbe Farbe, und mehrere Palmbäume, wie die Sago-, die Kokos- und Dattelpalme geben theils ein sehr nahrhaftes mehliges Mark zu Suppen, theils zuckersüße Früchte.

2. Die Forstbäume wachsen in Wäldern und sind uns als Bau- und Brennholz vorzüglich nützlich. Man theilt sie ein in Laub- und Nadelhölzer. Letztere haben sehr schmale und spitze Blätter, Nadeln genannt, die auch im Winter an den Zweigen sitzen bleiben, und nur nach und nach vertrocknen und abfallen.

Zu den einheimischen Laubhölzern gehören die Eiche, Buche, Birke, Erle, Linde, Ulme oder Rüster, Weide und Pappel. — Unter diesen geben die Eiche, Buche und Birke das beste Brennholz, das man im gemeinen Leben hartes Holz zu nennen pflegt. Zum Bauen dient besonders das Eichenholz, so wie zu allerlei

Tischlerarbeit. Welchen Gebrauch wir vor den Nüssen der Eiche und Buche (Eicheln und Bucheln) machen, und von der Rinde mehrerer Forstbäume, das können wißbegierige Kinder leicht erfahren.

Zu den ausländischen Laubhölzern gehören: der Ebenholz- der Mahagoni- der Kampfer- und Brasilienholzbaum. — Das Ebenholz ist schwarz, und wird von Tischlern gebraucht, um Schränke und Tische damit auszulegen. Aus Mahagoniholz, welches sehr schwer und fest, und von braunrother Farbe ist, machen wir uns die feinsten Stubengeräthe; und der Kampherbaum liefert uns eine Art starkriechendes Harz, das in den Arzneiläden (Apotheken gebraucht wird. Das Brasilienholz (Fernambuck) giebt eine sehr brauchbare Farbe.

Auch das Nadelholz (Schwarzholz) begreift sehr nützliche Gewächse in sich, z. B. die Fichten, Tannen, Kiefern (Kien) und Wacholderbäume. Sie haben alle viel Harz, woraus Theer bereitet wird. Ihr Holz brennt wegen der fetten Theile, die es enthält, leicht und schnell weg, und wird weiches Holz genannt. Es wird aber außerdem in großer Menge zu Schiffsmasten, Tonwerkzeugen, Schachteln, Kasten, Dachschindeln u. s. w. verbraucht. — Ausländische Nadelhölzer sind die hohe Zeder in Asien, und die Zypresse.

Sträuche und Stauden.

Wie unterscheiden sich denn die Sträuche von den Bäumen? Bei diesen bemerkten wir nur einen einzigen Stamm, der aus der Wurzel herauskommt; bei den Sträuchen aber finden wir mehrere Stämme, gewöhnlich weit dünner und lange nicht so hoch als Baumstämme.

Schon bekannt und sehr angenehm sind uns wegen ihrer wohlschmeckenden Beeren der Johannisbeer- Stachelbeer- und Himbeerenstrauch; auch lieben wir den Haselnußstrauch wegen seiner Nüsse, und den Rosenstrauch, dessen Blume unserm Auge und unserm Geruch so wohlthut. Der Weinstock bringt uns süße Beeren, nur werden sie

in unsern kalten Gegenden nicht immer reif. Aber im südlichen Deutschland, in Frankreich, Italien, der Türkei — da wachsen herrliche Trauben, deren ausgepreßter Saft als Wein unter verschiedenen Namen (Franzwein, Rheinwein) verkauft wird. Die getrockneten Weinbeeren geben die bekannten Rosinen. — Zu den ausländischen Sträuchen gehört der Pfefferstrauch, der wie der Wein wächst, und die runden, scharfen und beißenden Pfefferkörner hervorbringt. Auch die Kapern- und Baumwollen-Staude werden wir uns merken wollen, denn jene, die in Aegypten wächst, hat Blüthenknospen, die man mit Essig und Salz einmacht, und die unter dem Namen Kapern verkauft, und an Speisen gebraucht werden. Der Baumwollenstrauch, der in Asien zu Hause gehört, aber auch in Spanien und Italien wächst, giebt uns die feine, vielgebrauchte Baumwolle, denn er trägt eine Frucht, in der Größe einer Wallnuß, welche diese Wolle enthält. — Zu den inländischen nützlichen Staudengewächsen gehören auch die Erdbeeren- und Heidelbeerenstaude, welche sehr bekannte und wohlschmeckende Beeren tragen.

Kräuter und Pflanzen.

Kräuter sind alle diejenigen Gewächse, die mehr einen saftigen als holzigen Stamm haben, der nur einen Sommer dauert, und mit dem gewöhnlich auch die Wurzel ausstirbt. Sie werden auf dem Felde und in den Gärten angebaut, und gewähren uns großen und mannichfaltigen Nutzen.

Einige Kräuter dienen dem Menschen bloß zum Wohlgeruch und zum Vergnügen; das sind die Blumen, unter denen uns besonders die prangende Tulpe, die glockenförmige Hyazinthe, die weiße Lilie, Narcisse, die Levkoje, die Viole, Aurikel, und die feinduftende Reseda wohlgefallen.

Andere dienen besonders zur Speise, und die nennt man Küchengewächse, welche man theils zu ganzen Gerichten als Gemüse, theils als Würze gebraucht,

um die Speisen dadurch desto schmackhafter zu machen. Es gibt sehr viele und verschiedene Arten der Küchengewächse. Da sind Kohlarten, z. B. Blumen- Braun- Weißkohl, Salat, Wirsing oder Welschkohl, Kohlrabi; Rüben, z. B. Mohrrüben, Wasserrüben, Pastinak, Zuckerwurzeln, rothe Ruben, Rettige; Zwiebelgewächse, z. B. Knoblauch, Schnittlauch, Schalotten, Porré, Roccambole; Knollengewächse, z. B. Sellerie, Kartoffeln; ferner: Gurken, Melonen und Kürbisse, Spargel, Spinat, und die Hülsenfrüchte, Erbsen, Bohnen, Linsen, Hirse, Buchweizen. Die vorzüglichsten Gewürzkräuter sind Kerbel, Raute, Salwei, Melisse, Pfefferkraut, Portulak, Pimpinelle, Sauerampfer, Pfeffermünze, Krausemünze, Majoran, Safran, Thymian, Anis, Fenchel, Kümmel, Dill, Beifuß, Senf und der Ingwer, der die Wurzel eines ostindischen Krautes ist.

Noch andere Gewächse werden zu Arzeneien gebraucht, daher nennt man sie Arzeneikräuter, z. B. das Süßholz, aus dessen Saft der Lakrizensaft bereitet wird, und die Rhabarber.

Auch gibt es Kräuter, aus denen wir Farben gewinnen, die nennt man Färbekräuter, z. B. der Krapp oder die Färberröthe, ein rothes Wurzelgewächs; der Waid, dessen Blätter eine blaue Farbe geben; der Safflor und der Safran.

Nun hat die Natur auch solche Kräuter hervorgebracht, die ein gutes und nahrhaftes Futter für die Hausthiere geben, darum nennt man sie Futterkräuter. Dazu gehört besonders der spanische (rothe) Klee.

Zu den schädlichen Krautgewächsen gehören die Giftpflanzen, von denen auch mehrere in unsern Gärten wachsen, daher sich Kinder besonders vor ihnen hüten müssen. Die gefährlichsten sind: der kleine Schierling oder die Hundspetersilie, der häufig unter der Petersilie wächst, von der man ihn oft nur durch den Glanz auf der untern Seite der Blätter, und durch den Geruch derselben, wenn man sie reibt, unterscheiden kann; der gefleckte Schierling, der größer ist, als die Hundspetersilie, und am

Stiel und den Blättern braunrothe Flecken hat; der Wasserschierling, der an Flüssen, Teichen und Sümpfen wächst, das Bilsenkraut, (Tollkraut), das eine schmutzig blaßgelbe, mit rothen Adern durchzogene Blume bringt, aus der eine Samenkapsel entsteht, die den Haselnüssen ähnlich ist; der Sturmhut (das Eisenhütchen), das eine schöne, violett-blaue Blume, dem Ritterspporn ähnlich, bringt, und häufig in Gärten gezogen wird; der Stechapfel mit einer trichterförmigen weißen Blume, und einer Samenkapsel, die stachlicht und der wilden Kastanie ähnlich ist; der rothe Fingerhut, der eine purpurrothe Blume hat, und auch zuweilen in unsern Gärten gezogen wird, und endlich die Belladonna (Wolfskirsche), eine Staude mit einer blauen, glockenförmigen Blume, aus der eine Frucht entsteht, die der Herzkirsche gleicht und süßlich schmeckt.

Grasarten.

Die Grasarten erkennt man an ihrem hohlen Halm, der verschiedene Knoten hat, und von schmalen Blättern umgeben wird. Sie werden fast nur auf dem Felde angebaut, denn der Mensch muß sie in grosser Menge gewinnen, weil er sie für sich und für viele Hausthiere nothwendig braucht.

Schon das gewöhnliche Gras, welches besonders gut auf Wiesen fortkommt, ist uns sehr wichtig, weil es zur Fütterung und Ernährung der Pferde und Kühe ꝛc. dient, und zwar sowohl frisch, als auch trocken; im letztern Falle nennt man es Heu. Gewöhnlich wird es zweimal, auch drei- viermal im Jahre gemäht, denn es wächst immer wieder.

Die nützlichsten Grasarten aber sind diejenigen, welche wir Getreide nennen, weil der Mensch sich aus diesen sein Brod und sein Bier bereitet. Die bekanntesten sind: der Weizen, der Roggen, die Gerste, der Hafer, der Spelt (Dinkel), die Hirse, der Mais (türkischer Weizen), der Reiß.

Man theilt das Getreide in Winter- und Som-

merkorn. Jenes wird im Herbst gesäet, besonders Weizen und Roggen, und bleibt so den ganzen Winter unter der Erde; dieses aber erst im Frühjahr, und das ist Gerste und Hafer.

Von Roggen, den man schlechthin Korn nennt, leben die meisten Menschen, denn aus ihm backen wir unser gewöhnliches Hausbrod; feines Brod, Semmel und Kuchen bereiten wir aus Weizenmehl. Aus Weizen und Gerste brauen wir Bier, und aus Weizen und Roggen brennen wir Branntwein. Hafer wird vorzüglich zum Futter für die Pferde gebaut; doch verfertigt man daraus auch eine Grütze (Hafergrütze). Die Halme dieser Getreidearten dienen uns als Stroh zu mannichfaltigem Gebrauch z. B. zur Streu, zu Häcksel, zum Hutflechten. — Spelt ist auch eine Art Weizen, giebt aber noch feineres Mehl, woraus feines Backwerk, Graupen, Gries und Stärke gemacht wird. — Mais wird bei uns weniger angebaut, denn wir brauchen ihn nicht so nöthig. Ein Halm trägt oft 3 bis 4 dicke Aehren, in denen die Körner (gelbe und rothe), oft einige hundert in einer Aehre, dicht an einander gereiht, sitzen. — Der Reiß kommt aus Asien zu uns, giebt ein sehr feines Mehl, wird aber bei uns gewöhnlich nur zu Suppen gebraucht.

Die beiden wichtigsten Getreidearten, Weizen und Roggen, sind einigen bösen Krankheiten ausgesetzt, die man Mutterkorn und Brand nennt. Das Korn sieht dann schwarz aus, und der Genuß desselben ist der Gesundheit schädlich.

Um Getreide zu gewinnen, muß der Acker bestellt werden. Dies geschieht dadurch, daß man ihn düngt und pflügt. Durch den Pflug, den Ochsen oder Pferde fortziehen, wird die Erde umgerissen, zertheilt und locker gemacht. Je öfter dies geschieht, desto fruchtbarer wird der Acker; gewöhnlich geschieht es 3 bis 4 mal, und zwar im Herbst und Frühling. Um den Boden locker zu machen, bedient man sich der Egge, eines mit eisernen oder hölzernen Zinken versehenen Gitters. Das Korn, welches

auf den bestellten Acker gestreut wird, heißt Aussaat. Von Zeit zu Zeit, gewöhnlich alle drei Jahre, läßt man den Acker unbestellt liegen, d. h. er liegt Brache. Ist das Getreide reif, so wird es mit der Sense abgemäht, oder mit der Sichel geschnitten; dadurch fällt es in lange, linienartige Reihen, die nennt man Schwad. Wenn es auf dem Schwad getrocknet ist, bindet man es in Garben, setzt diese in Mandeln (15 Garben), und führt solche in Scheunen, wo sich dazu eine Abtheilung befindet, welche der Taß genannt wird. Hier bleibt es einige Zeit liegen, und wird alsdann mittelst des Dreschflegels auf der Tenne der Scheune ausgedroschen, dann durch eine Schaufel gereinigt, und in Säcke gepackt, zu Scheffeln und Wispeln (24 Scheffel) nach der Mühle gebracht, wo es zu Mehl gemahlen wird.

Zu den Gräsern gehören auch die verschiedenen Rohrarten, unter denen das Zuckerrohr am merkwürdigsten ist. Es wächst in Amerika, wird etwa 7 bis 8 Fuß hoch, einen Daumen dick, und enthält ein süßes Mark, aus dem unser Zucker bereitet wird.

Noch wichtiger, und fast ganz unentbehrlich ist uns der Flachs, der in der Mark Brandenburg, in Schlesien und Westphalen, so wie in vielen andern Ländern fleißig angebaut wird. Er treibt einen Stengel, der 2 bis 3 Fuß hoch wird, hat eine blaue Blüthe und einen braunen glänzenden Samen (Leinsamen), aus dem ein Oel gepreßt wird, welches man in der Mahlerei und besonders zum Brennen in Lampen gebraucht. Der Hauptnutzen des Flachses aber besteht in den Halmen. Diese werden, zur Zeit der Reife, mit der Wurzel aus der Erde gezogen, einige Tage hindurch getrocknet, in Bündel gebunden und eingefahren, von dem Samen befreit, dann durch Wasser acht bis 14 Tage eingeweicht (geröstet), und in einem Backofen oder an der Sonne gedörrt. Nun werden die Halme auf einem dazu bestimmten Werkzeuge, Brache genannt, zerbrochen, und durch Schwingen von ihren holzartigen Theilen völlig gereinigt. Dadurch bekommt

man lauter Fäden. Ehe diese aber zum Spinnen brauchbar sind, müssen sie noch durch ein anderes Werkzeug, Hechel genannt, durchgezogen werden, damit sich die gröbern Fäden von den feinern absondern, welche erstere das Werch, die feinern aber Flachs genannt, und dann beide zu grobem und feinem Garn auf dem Spinnrade oder auf Spinnmaschinen gesponnen werden. Das Garn wird wieder entweder zu Leinwand verarbeitet, oder gebleicht und zu Zwirn gemacht. Die Leinwand wird entweder roh verbraucht, oder auf der Bleiche weiß gemacht (gebleicht), und nun von den Hausfrauen zu Hemden, Kleidern und vielen andern Dingen benutzt. Ist sie abgetragen, so gibt sie noch Wundfäden (Charpie) und Lumpen (Hadern) zu Papier. So nützlich ist uns der Flachs! —

Moose und Schwämme.

Die Schwämme bestehen gewöhnlich aus einem saftigen Stiel und einem Hute, und wachsen auf der Erde, auf Zäunen und an Baumstämmen. Einige sind eßbar, und werden theils gekocht und gebraten, theils getrocknet und in Essig eingemacht. Dahin gehören die Morcheln, die besonders auf fetten Wiesen und Aeckern gefunden werden, die Ritzken, die Trüffeln und Champignons. Eine gesunde Speise geben die Schwämme aber nicht; wer sie zubereitet und genießt, muß vorsichtig seyn, denn es gibt mehrere Arten, die gefährlich sind, besonders die mit dunkeln und bunten Farben und mit hohlem Stiel. Sehr giftig ist der Fliegenschwamm, mit dem man, in Milch gekocht, die Fliegen berauscht und tödtet. Man braucht aber dieses gefährliche und für Kinder sehr verführerische Mittel nicht, da Quassia dieselben Dienste leistet. — Die Schwämme, welche man zum Baden und Abwischen gebraucht, heißen Meer- oder Seeschwämme. Aus dem Baumschwamm wird Zunder (Feuerschwamm) bereitet. Auch der Schimmel ist eine Schwammart.

Die Moose findet man auf der Erde, an Bäumen

und auf Steinen. Sie sind zwar unter den Gewächsen die geringsten, aber doch nicht unnütz. In den kältern Gegenden Europa's, wie in Lappland und Island, leben die nützlichen Rennthiere größtentheils vom Moose, welches sie sich im Winter unter dem Schnee aufsuchen. Auch ist das Isländische Moos eine wohlthätige Arzenei. Des weißen, krausen Mooses bedient man sich zum Einpacken leicht zerbrechlicher Sachen. Den Bäumen gewähren sie im Winter einen wohlthätigen Schutz gegen die rauhen Nordwinde.

---

3) Das Steinreich.

Das Steinreich, gewöhnlich Mineralreich genannt, unterscheidet sich sehr vom Thier- und Pflanzenreich. Bei diesen fanden wir gewisse Werkzeuge (Organe), durch welche die Thiere und Pflanzen ihre Nahrungsmittel zu sich nehmen; bei dem Steinreich aber finden wir solche Werkzeuge nicht, denn die Steine haben weder Mund noch Wurzeln. Aber, fragen wir, wovon leben sie denn? — Sie haben kein Leben, doch wachsen sie, indem sich von außen Theile ansetzen, wodurch sie vergrößert werden; das nennen wir bei ihnen wachsen.

Wir müssen indessen nicht glauben, daß nur Steine zum Steinreich gehören. Wir rechnen dahin auch alle Erdarten, Salze, brennbare Mineralien und Metalle, und alle diese Körper haben weder Leben noch nehmen sie Nahrung zu sich, sie haben nur feste Theile, und werden nur dadurch immer stärker und größer, daß sich nach und nach ein Theil an den andern ansetzt.

Wir wollen doch diese merkwürdigen Körper etwas näher kennen lernen.

Erden und Steine.

Erde und Stein sind einerlei. Der Stein unterscheidet sich von der Erde nur dadurch, daß seine Theile fe-

ster an einander hangen; zerreiben und zerstoßen wir den Stein, so bekommen wir Erde, und aus der Erde machen wir in der Ziegelbrennerei Steine.

Die Erde aber, aus der die Steine bestehen, ist verschieden. Die gewöhnlichsten Erdarten sind Kalk- Thon- und Kieselerde. Man kann sie leicht erkennen und unterscheiden. Die Kalkerde ist sehr trocken, und brauset stark auf, wenn man eine Säure darauf gießt; die Thonerde thut dies auch, obwohl schwächer, ist weich und schlüpfrig, und wird im Feuer steinhart; die Kieselerde (Sand) brauset nicht auf, und schmilzt in starkem Feuer zu einem glasartigen Körper. — Die gewöhnliche Erde, wie wir sie in unsern Gärten finden, und in der unsre Pflanzen wachsen, heißt Gartenerde. Sie besteht aus verschiedenartigen Theilen von verweseten Holze, verfaulten Pflanzen und Thieren. Dergleichen finden wir besonders in dem Torf, der eben solche halb zerstörte Pflanzentheile und Wurzeln enthält, und daher einen guten Bernstoff abgibt.

Aus Kalkerde besteht der gemeine Kalkstein, der Marmor und die Kreide. — der gemeine Kalkstein hat mehrentheils eine aschgraue Farbe, und wird besonders zum Bauen gebraucht, indem man ihn durch Wasser zu einem Teig auflöst, alsdann man ihn gelöschten Kalk nennt. Eine edlere Art des Kalks ist der Gyps, und eine noch edlere der Alabaster. Der Marmor ist sehr hart und fein, theils weiß, theils bunt, und nimmt eine schöne Politur an; daher gebrauchen ihn die Bildhauer zu Standbildern (Statuen) Tischplatten und andern Geräthschaften. — die Kreide ist sehr trocken und gewöhnlich weiß, wird in ganz Europa gefunden, und zum Mahlen, Schreiben und Anstreichen gebraucht.

Aus Thonerde besteht der gemeine Thon, der Pfeifenthon, das Porzellan, der Schiefer und der Wetzstein. — Der gemeine Thon, von grauer Farbe, ist überaus nützlich, denn aus ihm bereitet der Töpfer allerlei Gefäße, Teller, Schüsseln, Töpfe und Kacheln. Auch der gelbe Lehm, aus dem wir uns Oefen und Wände er-

bauen, ist eine Thonerde, die mit Sand, Kalk und Eisentheilen vermischt ist. — Der Pfeifenthon ist weißer als der gemeine, und dient zu Pfeifen und Fayance-Arbeit. — Am feinsten aber ist der Porzellanthon, aus welchem wir unsre feinen Tassen und das schöne Tafelgeschirr bereiten. — Der Schiefer läßt sich in Tafeln spalten, und wird besonders zum Dachdecken und zu Rechentafeln benutzt. — Den Wetzstein gebrauchen wir, um unsre Messer zu schärfen.

Die Kiesel- oder Sanderde, die wir so häufig finden, gewährt uns mannigfaltigen Nutzen. Denn, wenn man sie mit der, aus der Asche verbrannter Pflanzenkörper gezogenen Lauge (Pottasche) verbindet, so gibt sie das Glas; beim Bauen wird sie unter den Kalk gemischt, und in der Wirthschaft zum Scheuern und Reinigen gebraucht. Sie ist der Grundstoff von vielen Steinarten, die mit dem Stahle Feuerfunken geben. Dahin gehören besonders der Kiesel und Feldstein, womit wir unsre Wege und Straßen dicht machen und pflastern; der Feuerstein, der Sandstein, aus dem wir Mühl- und Schleifsteine, und steinerne Treppenstufen, Grabsteine und Standbilder (Statuen) machen, so wie alle Arten von Edelsteinen. Diese sind unter allen Steinen die härtesten. Sie werden mit großer Mühe geschliffen, und bekommen dadurch ein sehr glänzendes und schönes Ansehen, daher sie denn auch höher geachtet werden als Gold und Silber, ungeachtet sie mehr zur Pracht als zum Nutzen dienen. Es gibt viele Arten derselben, unter denen der helle und durchsichtige Diamant (auch Brillant genannt, wenn er oben und unten eckig geschliffen ist) oben an steht. Auch der hochrothe Rubin und der himmelblaue Saphir, so wie der hellgrüne Smaragd sind kostbare Steine. Alle diese Steine kommen weit her, größtentheils aus Amerika, denn die nachgemachten, welche aus Böhmen zu uns kommen, sind unecht.

Salze.

Die Salze erregen auf der Zunge einen scharfen Geschmack, lösen sich im Wasser auf, setzen sich aber, wenn das Wasser verdampft, in regelmäßig gebildeten Körpern wieder an, und dieses Zusammenschießen der Salztheile heißt die Kristallisation. Die für das gemeine Leben unentbehrlichen Salze sind das gewöhnliche Küchen- oder Kochsalz, welches man theils unter der Erde als Stein findet, und dann heißt es Steinsalz, theils aber aus Quellwasser (Soole) siedet, wie dies in mehrern Gegenden Deutschlands, besonders aber in Halle an der Saale geschieht. Das Salz macht die Speisen erst schmackhaft, und bewahrt das Fleisch vor Fäulniß. Auch das Meerwasser ist salzig, daher man sich desselben als Lake zu den Seefischen, z. B. zu den Heringen, bedient. — Ein noch schärferes Salz ist der Vitriol, der zur Tinte und Farbe, und der Salpeter, der zum Einpökeln und zur Bereitung des Schießpulvers gebraucht wird, so wie der Alaun, der aus Erde, unter andern in Freienwalde an der Oder, gewonnen, und zur Färberei und Gärberei benutzt wird. Auch rechnet man noch zu den Salzen den Arsenik, der ein sehr starkes Gift ist. Alle diese Salze nennt man mineralische, weil sie aus Erde und Wasser gezogen werden; man hat aber auch vegetabilische Salze, welche, wie die Pottasche, aus der Asche verbrannter Pflanzenkörper bereitet werden.

Brennbare Materialien.

Es gibt auch in der Erde Körper, die sich leicht entzünden lassen, und mit einer Flamme fortbrennen. Die nutzbarsten sind der gelbgrüne Schwefel, den wir in der Arzenei, zum Schießpulver und im Hause häufig genug gebrauchen; der gelbe oder weiße Bernstein, ein harzartiger Körper, der am Strande der Ostsee in Preußen gefunden, und zu Perlen und allerlei Kunst-

sachen verarbeitet wird. Wenn man ihn auf Wolle reibt, zieht er kleine Körper, z. B. ein Stückchen Papier, an sich, eine Eigenschaft, die man Anziehungskraft oder Elektrizität nennt, und die in einem noch stärkern Grade bei dem Magnetstein gefunden wird, der ganze große Stücken Eisen an sich zieht. — Auch gehören zu den brennbaren Mineralien die Steinkohlen, die aus der Erde, besonders in England, gegraben und zur Feurung gebraucht werden.

Metalle.

Die Metalle sind schwerer als alle andere Körper, lassen sich im Feuer schmelzen und haben einen eigenthümlichen Glanz. Man findet sie in der Erde, und zwar in Gebirgen, selten rein (gediegen), sondern mit andern Mineralien vermischt, und diese Masse heißt Erz. Nun gibt es Menschen, Bergleute genannt, die graben tiefe Gruben und Gänge in die Berge und unter die Erde (Schachten, Stollen), und holen das Erz herauf, aus welchem alsdann das Metall durch's Feuer mit vieler Arbeit heraus geschmolzen wird.

Man hat sehr viele Metalle. Die kostbarsten sind Gold und Silber, die man auch edle Metalle zu nennen pflegt, weil sie im Feuer unverändert fortdauern, dagegen die andern Metalle, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen und Stahl sich in Dampf, Asche oder Schlacken auflösen, und daher unedele genannt werden. Die edlen Metalle sind uns zwar recht nützlich, denn wir prägen daraus unser Geld, und brauchen sie zu allerlei Geräthen; aber so unentbehrlich sind sie uns nicht als das Eisen, aus welchen wir die Pflugschaar und das Schwert bereiten, und alle die Werkzeuge machen, mit denen unsre Handwerker und Künstler arbeiten. (Welche Werkzeuge sind dies wohl? Warum machen wir den Hammer, die Zange, die Säge, das Schloß nicht aus Gold und Silber?) Eben so machen wir uns aus Kupfer und Zinn eine Menge unentbehrlicher Gefäße; nur müssen wir vorsichtig in dem Gebrauch

derselben seyn, denn Essig und andere Säuren zernagen das Kupfer, und erzeugen den giftigen Grünspan, und auch auf zinnernen Tellern darf man keine scharfen, gesalzenen und sauren Speisen und Getränke stehen lassen.

Ganz abweichend von diesen Metallen ist das Quecksilber, das fast immer flüssig ist, sich also nicht hämmern läßt, und daher auch nur als ein Halbmetall betrachtet wird. Es ist schwer, glänzend und silberfarbig, und wird zu manchen nützlichen Dingen, unter andern auch in Wetterglasern und zu Spiegeln, gebraucht.

Fünfter Abschnitt.

Die Menschenwelt.

Unter allen erschaffenen Dingen unsrer Erde steht der Mensch oben an. Er ist aufrecht gebildet und trägt seinen Blick gen Himmel, wo er das allmächtige und gütige Wesen anbetet, das ihn und die ganze Welt erschaffen hat. Er hat einen Geist (Verstand und Vernunft), durch dessen Ausbildung er sich von der Natur und allen Dingen richtige Vorstellungen verschaffen, und Gefühl (Herz, Gewissen), wodurch er zur Theilnahme an den Leiden und Freuden seiner Mitmenschen geweckt werden, und Recht von Unrecht unterscheiden lernen kann. So erhebt er sich über das Thier, und steht in der großen Schöpfung des Sichtbaren der Gottheit am nächsten, die ihn auch nach seinem Tode in ein anderes Leben aufnehmen, und seinen Geist unsterblich machen will.

Seht da die große Menschenwelt, von der ihr ein Theil seyd! Welch ein buntes Gemisch! Welch ein Gewühl! Wie drängt sich alles rechts und links unter einander! Groß und klein, alt und jung, Greise, Männer und Knaben, Frauen und Mädchen, die sorgsam und zärtlich kleine Kinder in ihren Armen forttragen; Kranke und Gesunde, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, auch Kluge und Einfältige, Gute und Böse! Hier schrei-

tet der Landmann vorüber mit seiner Sense; dort schmiedet der Handwerker das Eisen; hier bauet der Künstler ein Haus; dort rühmt uns der Handelsmann seine Waare; hier unterrichtet der Lehrer die Jugend; dort verkündet der Prediger die Wahrheiten der Religion; hier ziehen Haufen von Kriegern mit blitzenden Schwertern vorüber; dort schlichtet der Richter den Streit, und hier verbindet der Arzt die Wunden des Kranken. Alle sind Menschen wie ich, alle meine Brüder, von demselben Gott erschaffen und zur Unsterblichkeit bestimmt, nur verschieden an Schönheit, Alter, Größe, Geschlecht, Reichthum, Klugheit und Güte, Stand und Beschäfftigung! Ich will sie alle lieben und ehren, so wie ich wünsche, von ihnen geliebt und geehrt zu werden.

---

1) Der Mensch nach seinem Körper.

Der Mensch ist ein lebendes Geschöpf, das nach seinem thierischen Körper der Erde, nach seinem göttlichen Geiste dem Himmel angehört. Er wird klein und unbehülflich geboren, durch die Pflege und Wartung der Erwachsenen genährt und erzogen, für irgend ein Geschäfft oder eine nützliche Thätigkeit gebildet, stirbt, oft schon sehr früh als Kind, im Mädchen-, Knaben- und Jünglingsalter, gewöhnlicher in reifern Jahren, als Mann oder Frau, und erreicht zuweilen das hohe Alter eines abgelebten Greises. Sein Körper (Leichnam) wird der Erde anvertraut, sein unsichtbarer Geist aber erhebt sich zu einem andern und bessern Leben, wo er unsterblich fortdauert.

Der menschliche Körper hat viel Aehnlichkeit mit dem Körper eines Thiers, unterscheidet sich aber auch von diesem in vielen Stücken, und ganz besonders durch seine aufrechte Stellung. Er besteht aus dem Kopf, dem Rumpf und den Gliedmaßen.

An dem Kopf, der auf dem Halse ruht, sehen wir die Hirnschale, das Gesicht und die Ohren. Der Hintertheil des Kopfs ist mit Haaren von dunkler oder heller Farbe bedeckt, und jedes Haar ist hohl, wie eine Röhre,

und mit einer nährenden Feuchtigkeit angefüllt. Unter der Hirnschale liegt das Gehirn, eine feine, weiche und markige Materie. — Am Gesicht bemerken wir mehrere Theile doppelt (welche?); und diese liegen auf beiden Seiten, dagegen die einzelnen in der Mitte stehen. Der Kopf ist der Sitz von vier Sinnen; der fünfte liegt in den Fingerspitzen. (Siehe den ersten Abschnitt.)

Der Rumpf oder Leib wird in den Ober- und Unterleib getheilt. An dem Oberleib sind der Hals, der Nacken, die Schultern, die Brust, der Rücken, und die Seiten. In dem Rücken liegt eine Knochensäule, Rückgrad genannt, welche dem ganzen Rumpfe Festigkeit gibt. An ihm nehmen die 24 Rippen ihren Anfang, die an jeder Seite in gleicher Zahl sich nach der Brust zu krümmen, und dort die edelsten Theile des Körpers, das Herz und die Lunge einschließen und schützen. Wenn diese Theile durch ein Schnürleib (Schnürbrust, oder welchen deutschen und französischen Namen es haben mag) zusammen gepreßt werden: so wächst die Brust flach, der Umlauf des Bluts wird gehemmt, der freie Athem erschwert, kurz die Gesundheit zerstört, und der schöne Bau des Körpers nicht selten verkrüppelt. Denn hier besonders ist der Sitz des Lebens, indem das Blut durch die Puls- oder Schlagadern von dem Herzen in die Lunge geführt, und so durch alle übrige Blutgefäße des ganzen Körpers verbreitet, und durch diese wieder zurückgeführt wird.

Unter der Brust liegt das Zwergfell, welches den Ober- und Unterleib trennt. In letzterem die Leber (an der rechten Seite), der Magen, die Gedärme, die Milz und die Nieren. Diese Theile sind besonders dazu bestimmt, die Speisen aufzunehmen und zu verdauen, aus ihnen die Nahrungssäfte zu verarbeiten, und die gröbern Theile wieder abzuführen. Daß diese Abführung täglich und regelmäßig nach den Gesetzen der Natur geschehe, ist durchaus nothwendig zur Erhaltung der Gesundheit. Mäßigkeit, Bewegung, Ordnung und gute Gewöhnung werden in einem sonst gesunden Körper diese Regelmäßigkeit befördern und erhalten; Kranke bedürfen des Arztes und der Arzeneimittel.

Zu den Gliedmaßen gehören die Arme und die Beine. Die Arme bestehen aus dem Oberarm, dem Ellenbogen und der Hand. An jeder Hand sind 5 Finger, die an der obern Fläche der Spitze mit einem hornartigen Nagel versehen sind. Die Beine bestehen aus dem Schenkel, den Schienbeinen und dem Fuß, an dessen Vordertheil 5 Zehen sind, ebenfalls mit Nägeln bedeckt, und an dessen Hintertheil sich die Ferse befindet.

In der Hauptsache ist ein menschlicher Körper gebildet wie der andere; indessen unterscheiden sich die Menschen doch in der Farbe und der Größe. — Die Farbe der Europäer ist weiß und hell; doch geht sie, je weiter man von Norden nach Süden und Westen kommt, in's Gelblich-Braune über. In noch wärmern Ländern wird sie immer dunkler, und endlich ganz schwarz, wie bei den Negern in Afrika. — Die gewöhnliche Größe der Menschen ist 5 Fuß; aber es gibt auch viele, die kaum 4 Fuß Höhe haben, und manche nur gegen 3 Fuß; diese nennt man Zwerge. Wer über 6 Fuß mißt, heißt ein Riese.

Jeder Körper ist hinfällig und zerstörbar, also auch der menschliche. Schon von dem ersten Tage der Geburt an ist der Mensch unzähligen Uebeln, Gefahren und Krankheiten unterworfen, die alle mehr oder weniger auf seinen Körper nachtheilig einwirken. In dem Kindesalter besonders finden sich mancherlei Krankheiten ein, die Lebensgefährlich sind. Dahin gehören vorzüglich die Ausschlagskrankheiten: die Pocken (Blattern), die Masern, die Rötheln; das Scharlachfieber; doch kann man diese und viele andere Krankheiten in jedem Lebensalter bekommen. Zur Heilung derselben hat die Natur eine Menge Kräuter wachsen lassen, deren sich die Aerzte bedienen, um daraus von den Apothekern Arzeneien bereiten zu lassen. Wer außer diesen beiden Personen sich mit der Verordnung und Bereitung von Arzeneimitteln abgibt, ist ein Pfuscher und Quacksalber, und vor dergleichen Leu-

ten muß man sich hüten, weil sie aus Unverstand das Uebel oft noch ärger machen.

Die Lebensgefährlichsten unter den Ausschlagkrankheiten sind die Pocken. Viele tausend Menschen sind an ihnen gestorben oder haben durch sie ihre Schönheit, ihre Augen, ihr Gehör verloren. Dieser gefährlichen Krankheit kann man aber entgehen, wenn man sich die Kuhpocken einimpfen läßt, die eben darum auch Schutzpocken genannt werden. Dies thun jetzt auch die meisten Menschen, und nur wenige sorglose und unverständige Personen unterlassen es zu ihrem eigenem Schaden, von der Wohlthat dieser Erfindung Gebrauch zu machen.

Die meisten Krankheiten zieht sich der Mensch durch eigene Schuld zu, z. B. durch eine schlechte und unregelmäßige Lebensordnung, durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken, durch häufigen Genuß undienlicher Speisen (Kuchen) und erhitzender Getränke (Kaffee, Wein), durch zu enge und leichte Kleidung, durch Unreinlichkeit und Mangel an frischer Luft u. s. w. So begehen manche Menschen die Unvorsichtigkeit, kalt zu trinken, wenn sie erhitzt sind; oder im Schweiß sich zu entblößen und im Zuge zu stehen; frisch gebackenes, noch warmes Brod zu essen, und dergleichen mehr. Die verlorene Gesundheit wieder zu erlangen, ist oft sehr schwer; aber die Gesundheit zu erhalten, erfodert nicht viel Mühe. Es ist nur nöthig, sich in der Jugend nicht zu weichlich zu gewöhnen, dem Körper in freier und frischer Luft fleißig Bewegung zu verschaffen, Wäsche- und Wohnzimmer reinlich zu halten, sich in der Kleidung nach der Jahreszeit zu richten, mäßig in allen Genüssen zu seyn, und weder zu viel noch zu wenig zu schlafen.

---

2) Der Mensch nach seinem Geist.

Wenn der Mensch nur einen Körper hätte, würde er selbst dem Thiere noch nachstehen; denn er ist nicht so stark wie das Pferd, nicht so schnell wie der Hund, und sieht nicht so scharf wie der Habicht. Aber er hat in sich eine

unsichtbare Kraft, Geist oder Seele genannt, durch deren Ausbildung er sich alles unterwerfen, und über die ganze Schöpfung erheben kann.

Der Geist des Menschen äußert seine Thätigkeit auf verschiedene Art. Wenn wir nämlich die äußern Dinge um uns her betrachten, so entsteht in uns ein Eindruck, den wir sinnliches Gefühl nennen, welches entweder angenehm oder unangenehm ist. So z. B. haben wir ein angenehmes sinnliches Gefühl, wenn wir eine Rose sehen und riechen, wenn wir einen schönen Gesang hören, eine saftreiche Frucht essen, ein zartes sanftes Zeug anfühlen; ein unangenehmes Gefühl aber, wenn wir eine Kröte und Schlange sehen, die Ausdünstung eines morastigen Grabens riechen, einen Esel schreien hören, Rhabarber essen und mit den Fingerspitzen an einer Kalkwand hin und her fahren. Alle diese Eindrücke kommen uns durch die Sinne, daher diese für uns so überaus wichtig sind. — Wenn wir nun auf dieses Gefühl achten, und uns durch Erneuerung und Wiederholung desselben mit ihm noch näher bekannt machen, so entsteht daraus eine Vorstellung. So kann ich mir eine Rose nach ihrer Gestalt, ihrer Farbe und ihrem Geruch vorstellen, weil sie bei wiederholter Betrachtung einen bestimmten Eindruck auf mich gemacht hat. Eben so kann ich mir das Gebell eines Hundes, das Kriechen einer Raupe, einen gestrickten Strumpf, einen Stickrahmen, ein Federmesser, eine Schere, die grüne und blaue Farbe, und tausend andere Dinge vorstellen. Daß ich diese Vorstellungen habe, und daß sie ganz etwas anderes sind als ich selbst, auch etwas anderes als die Dinge, von denen ich mir Vorstellungen mache: das weiß ich, und daß ich das weiß, zeigt mir, daß ich Bewußtsein habe. Nur im Schlaf, oder in einer Ohnmacht, oder bei sehr heftigem Schmerz geht mir dieses Bewußtsein ganz oder zum Theil ab. Je mehr solcher Vorstellungen wir haben, desto besser ist es, denn aus ihnen entsteht unsre Erkenntniß. Das Mittel, sie zu erlangen, ist die Aufmerksamkeit, die in der angestrengten Richtung der Seele auf diejenigen Gegenstände besteht, die wir hören,

sehen, fühlen ꝛc., oder die wir durch unsere Sinne wahrnehmen.

Die Dinge aber, welche wir uns vorstellen wollen, sind nicht immer gegenwärtig; wir haben sie vielleicht einmal, zweimal im Leben gesehen oder gehört, und möchten den Eindruck, den sie auf uns gemacht haben, gern noch einmal haben, vielleicht um ihn einem Andern mitzutheilen. So möchten wir gern den Eindruck eines schönen Gartens, den wir im vorigen Sommer gesehen, in uns erneuern, oder das Bild unsers abwesenden Vaters, unserer verstorbenen Mutter. Wir müssen also ein Vermögen haben, uns abwesende Dinge als gegenwärtig vorzustellen, und dieses Vermögen der Seele ist die Einbildungskraft. Mittelst dieser Kraft können wir uns sogar solche Dinge vorstellen, die wir nie selbst gesehen oder gehört haben, z. B. einen Löwen oder einen Elephanten, den uns Jemand beschreibt.

Was würden uns aber alle Vorstellungen, die wir haben, nutzen, wenn sie gleich oder bald nachher wieder verschwänden! Wir wollen sie vielmehr so genau als möglich behalten, und z. B. noch heute wissen, was wir gestern, vorgestern, in vorigem Monat, vor einem Jahre u. s. w. gesehen und gehört, von wem wir es gehört oder wo wir es gesehen und gehört und zu welcher Zeit? Denn behielten wir das nicht, so würde ja alles Sehen und Hören, und also jeder Eindruck auf uns vergebens gewesen seyn, und wir würden das, was wir gestern mühsam gelernt, schon heute wieder vergessen haben. Damit das nun nicht geschehe, hat uns der gütige Schöpfer eine Kraft gegeben, durch welche wir im Stande sind, die Vorstellungen, die wir schon einmal gehabt oder gedacht haben, zu bewahren und fest zu halten, und sie so jeden Augenblick, wo wir sie brauchen, wieder in uns hervorzurufen. Diese Kraft heißt Gedächtnißkraft oder Erinnerungsvermögen. Wenn wir uns dieser Kraft bedienen, um einen Namen, eine Zahl oder einen Umstand, auf den wir nicht sogleich kommen können, in uns wieder hervorzurufen, so sagen wir, daß wir uns besinnen,

und gelingt es uns mit dem Besinnen, so sagen wir, daß wir uns erinnern.

Vorstellungsvermögen, Einbildungskraft und Gedächtniß sind die drei Kräfte, die wir jeden Augenblick brauchen, um über irgend einen Gegenstand Betrachtungen anzustellen, ihn mit andern Gegenständen zu verbinden, zu vergleichen, und Aehnlichkeiten oder Unterschiede wahrzunehmen. Indem wir dies thun, denken wir, und das Vermögen zu denken (Denkvermögen) nennen wir Verstand, der also jene drei Kräfte in sich vereinigt.

Der Verstand ist in einem gesunden Menschen immer thätig; denn bald bildet er sich Begriffe, bald fällt er ein Urtheil, bald macht er sich einen Schluß.

Er bildet sich einen Begriff, wenn er mehrere ähnliche Vorstellungen unter eine einzige zusammenfaßt. So fassen wir z. B. die Vorstellungen: Rose, Nelke, Lilie, Tulpe, Aurikel u. s. w. zusammen, indem wir sie alle Blume nennen. Blume also ist ein Begriff, der eine Menge von einzelnen Vorstellungen enthält oder in sich begreift, die eine gewisse Aehnlichkeit unter einander haben. Vogel ist ein Begriff, denn wir denken dabei an alle die Thiere, welche Federn haben und Eier legen. Hausthier ist ein Begriff, denn wir denken dabei an diejenigen zahmen Thiere, die in unsrer Nähe, in unsern Gebäuden von uns gehalten und gefüttert werden. (Wer weiß mir wohl noch einige Begriffe zu nennen?).

Der Verstand fällt ein Urtheil, wenn er mehrere Begriffe mit einander verbindet. Wenn ich also z. B. sage: die Blume riecht, oder, der Vogel singt, oder die Hausthiere sind nützlich: so habe ich die Vorstellungen Blume und riechen, Vogel und singen, Hausthiere und nützlich mit einander verbunden, also über die Rose, den Vogel und die Hausthiere ein Urtheil gefällt (geurtheilt). Solcher Urtheile sprechen wir täglich viele Hunderte aus, und sagen z. B. im Sommer: die Luft ist warm, im Winter, die Luft ist kalt, von einem Kleide, das Kleid ist schön, von einem Hause, das Haus ist groß, vom Wetter, das Wetter ist feucht, trübe, naß, ungesund u. s. w. (Wer

fällt Urtheile über den Ofen, die Stube, den Baum, das Pferd, den Hund, den Stein?). Will Jemand richtig urtheilen, so muß er richtige Begriffe haben. Wer nun sagt: der Essig ist süß und der Zucker ist sauer: hat der richtige Begriffe vom Essig und Zucker? Das Vermögen zu urtheilen nennt man Urtheilskraft.

Der Verstand kann auch Schlüsse machen oder schließen, wenn er nämlich zwei oder mehrere Urtheile mit einander vergleicht und daraus ein neues ableitet. Wenn z. B. Minchen sich in den Finger schneidet, so schließe ich daraus, daß Minchen Schmerzen hat; denn ich sage: ein Schnitt in den Finger macht Schmerz, Minchen hat sich in den Finger geschnitten, also empfindet sie Schmerz. Ein gut geheizter Ofen macht die Stube warm; hieraus schließe ich, daß meine Stube warm wird, wenn ich den Ofen derselben heize. Ein junges Mädchen liegt am Scharlachfieber krank, folglich kann es nicht ausgehen. Lorchen besucht die Schule unregelmäßig und ist faul, folglich kann sie nichts lernen. Es regnet den ganzen Tag, also können wir an diesem Tage nicht spazieren gehn. — Manchmal schließen wir auch wohl falsch. Wenn z. B. eine Schülerinn sagt: mein Lehrer ist mir nicht gut, denn er hat mich gestraft: so hat sie gewiß unrecht, denn Thorheit und Unrecht muß man auch an dem bestrafen, dem man gut ist. — Das Vermögen zu schließen heißt die Vernunft. Durch Verstand und Vernunft unterscheidet sich der Mensch vom Thiere, daher nennt man ihn auch ein verständiges und vernünftiges Wesen, oder ein mit Verstand und Vernunft begabtes Wesen. Und wenn ein Mensch seinen Verstand so ausbildet, daß er zu der Fertigkeit kommt, die feinsten Unterschiede ähnlicher Vorstellungen zu bemerken, so schreiben wir ihm Scharfsinn zu; besitzt er aber die Fertigkeit, die verborgensten Aehnlichkeiten verschiedener Vorstellungen aufzufinden, so hat er Witz.

Keine der genannten Kräfte kann der Mensch entbehren, denn nur durch sie und in ihrer Vereinigung wird es uns möglich, Kenntnisse einzusammeln; darum nennt

man sie zusammen genommen auch das Erkenntnißvermögen.

Der Mensch ist aber nicht bloß ein denkendes, er ist auch ein fühlendes Wesen. Was regt sich in uns, wenn wir einen Unglücklichen und Leidenden sehen? Das Gefühl des Mitleids. Was regt sich in uns bei der gefährlichen Krankheit oder dem Tode einer geliebten Mutter? Das Gefühl der Traurigkeit und Betrübniß. Was regt sich in uns bei dem Anblick eines Kindes, das die Mühen seiner Eltern mit Undank lohnt? Das Gefühl des Unwillens. — Was regt sich in uns bei der Feier des Geburtstages eines geliebten Vaters? Das Gefühl der Freude. Dieses Gefühl, das in uns durch die Vorstellung von dem glücklichen oder unglücklichen Zustande eines andern Wesens erregt wird, und daher bald angenehm bald unangenehm ist, nennen wir das sittliche (moralische) Gefühl.

Wir haben aber auch ein Gefühl, wenn wir eine schöne und häßliche Stickerei, oder ein schönes und häßliches Gemälde sehen, oder einen schönen und häßlichen Gesang hören. Die Stickerei, das Gemälde und der Gesang machen einen Eindruck auf uns, und je nachdem dieser ein angenehmer oder unangenehmer ist, sagen wir, daß uns etwas gefalle oder mißfalle. Dieses Gefühl nennen wir das Gefühl des Geschmacks oder des Schönen. Beide Gefühle sind geistige, und unterscheiden sich gar sehr von dem sinnlichen oder äußern Gefühle (des Hungers, des Durstes, des Ekels), das bloß durch den Zustand unsers Körpers erregt wird.

Der Mensch hat also auch ein Gefühlsvermögen.

Endlich ist der Mensch auch ein begehrendes Wesen, indem er das, was ihm angenehm ist, begehrt, und das, was ihm unangenehm ist, verabscheut. So begehren die Menschen schöne Kleider, bequeme Wohnungen, schmackhaftes Essen und mancherlei Vergnügungen; sie ver-

abscheuen aber den Schmerz, den Hunger, die Armuth, das Unglück, den Tod. Indessen begehren oder verabscheuen sie nicht bloß körperliche Dinge, sondern auch geistige. Gute Menschen z. B. begehren Kenntniß, Einsicht, Geschmack, Ehre und Rechtschaffenheit, und verabscheuen das Unrecht und die Sünde; böse aber begehren auch oft das Böse, z. B. sie begehren, sich zu rächen, ihre Mitmenschen in einen bösen Ruf zu bringen, sich auf Kosten derselben zu bereichern u. s. w. Das Vermögen, dies alles thun zu können, nennen wir das Begehrungsvermögen, und die Gesinnungen und Handlungen, welche hieraus entstehen, heißen Begierden. Diese werden ganz besonders geweckt und genährt durch die vielen natürlichen und künstlichen Bedürfnisse, die der Mensch hat, z. B. durch Kleidung, Wohnung, Essen und Trinken, Bequemlichkeit, Kunst und Wissenschaft. Indem wir nun häufig nach diesen Dingen streben, und also unsre Begierden oft äußern, entstehen daraus Neigungen und Leidenschaften, die den Menschen nicht selten in's Verderben stürzen. So z. B. ist die Neigung zum Spiel, zum Trinken, zum Müßiggang für Leib und Seele höchst verderblich. Dennoch gibt es Menschen, die diesen Neigungen und Leidenschaften folgen; denn wir haben einen freien Willen, oder die Freiheit zu thun was wir wollen, also das Gute oder Böse zu wählen. Aber derjenige Mensch, dem es um sein wahres Wohl zu thun ist, beschränkt diesen Willen durch seine Vernunft, die ihm gewisse Gesetze vorschreibt, nach denen er seine Gesinnungen und Handlungen regeln soll. Diese Gesetze nennt man das Sittengesetz (moralische Gesetz), und wer sich streng darnach richtet, der thut seine Pflicht und wird tugendhaft. Zu einem tugendhaften Leben aber tragen wir die stärkste Auffoderung in unserm Innern; denn sobald wir etwas Gutes oder Böses thun wollen, regt sich in uns Etwas, das wir Gewissen nennen, welches uns theils zu dem Guten ermuntert und antreibt, theils von dem Bösen abräth und zurück hält. So wird z. B. derjenige, der eine Lüge begehen will, wenn er auf sich achtet, in seinem Innern eine Stimme vernehmen,

die ihm zuruft: thue es nicht! Lüge nicht! Lügen ist unrecht und schändlich! Und derjenige, der einen Armen hartherzig von seiner Thüre abweiset, wird deutlich in sich vernehmen: gib doch dem Armen von deinem Ueberfluß! Mildere sein Unglück! Mache dir die Freude, seine Thränen zu trocknen! Wer weiß, ob du nicht auch einmal in Unglück und Noth geräthst! — So ist uns das Gewissen bei allem Thun auf dem Wege des Lebens der sicherste Führer zur Tugend, und lohnt uns, wenn wir ihm folgen, mit Beifall und Zufriedenheit. Und in dieser Zufriedenheit mit uns selbst besteht ganz besonders unsre Glückseligkeit.

---

3) Die Sprache des Menschen.

Mit dem Geiste des Menschen steht in der engsten Verbindung seine Sprache, ohne Geist hätte er keine Sprache, und ohne Sprache würde er, gleich einem Thiere, wohl einen schreienden Ton von sich geben, aber sich Andern nicht mittheilen und verständlich machen können. Die Natur schuf ihm ein Vermögen an, sich eine Sprache zu erfinden (Sprachvermögen genannt), oder eine schon erfundene nachzuahmen, und daher kommt es, daß alle Kinder im zweiten Jahre ihres Lebens schon anfangen, einzelne Wörter nachzubilden und zu stammeln, wie sie solche von dem Vater, der Mutter oder der Wärterinn vorsprechen hören.

Jetzt haben wir auf der Erde sehr viele Sprachen, denn jedes Volk hat sich seine eigene geschaffen. So hören wir oft von einer Italischen, Französischen und Englischen, von einer Schwedischen, Russischen und Polnischen Sprache, zuweilen auch wohl von der Griechischen, Lateinischen und Hebräischen Sprache. Diese drei letzten Sprachen wurden vor Jahrtausenden von ganzen Völkern gesprochen, jetzt aber werden sie es nur von einzelnen Menschen, darum nennen wir sie todte und ältere Sprachen; die Italische (Italienische), Französische, Englische, Schwedische, Russische und Polnische Sprache aber können wir noch jetzt in Italien, Frankreich, England, Schweden, Rußland und

Polen überall hören, darum nennen wir sie lebende und neuere Sprachen. Unter den lebenden Sprachen ist für uns die erste und wichtigste die Deutsche, denn diese Sprache sprechen unsere Väter und unsere Mütter, darum ist sie unsre Muttersprache, und das ganze Deutschland spricht sie, darum nennen wir sie Landessprache. Diese Sprache verachten, sie einer andern nachsetzen, sie in der Jugend nicht fleißig lernen: heißt, Vater und Mutter verachten, und wer das thut, dem kann es nie wohl gehen, denn es ruht auf ihm der Fluch des ganzen deutschen Volkes. Diese Sprache aber vor allen andern lieben und lernen, sich mit ihr so bekannt machen, daß man sie richtig und rein sprechen und schreiben kann, heißt sein Vaterland und sein Volk lieben, und wer das thut, dem geht es wohl, und der hat Ehre vor Gott und vor Menschen.

Die Sprache ist für Jedermann,
Den Bauer wie den Edelmann;
Sie ist des Menschen höchstes Gut,
Drum laß für sie dein Gut und Blut!

---

4) Die Religion des Menschen.

Der Mensch als ein mit Verstand und Sprache begabtes Wesen erkennt und verehrt noch ein höheres geistiges und unsichtbares Wesen über sich, das wir Gott nennen. Die Erkenntniß und Verehrung dieses göttlichen Wesens ist die Religion. Zwar ist die Religion nicht unter allen Völkern der Erde dieselbe, denn wir haben eine heidnische, jüdische, christliche und muhamedanische Religion; aber das schadet eben so wenig als es schadet, daß nicht alle Menschen eine und dieselbe Sprache sprechen. Wir alle, Heiden und Juden, Christen und Muhamedaner, loben und preisen Gott, und demüthigen uns vor ihm, als dem allmächtigen Schöpfer und Erhalter aller Dinge, als dem allweisen Regierer und Lenker aller unsrer Schicksale, als dem allgütigen und vorsorgenden Vater und Geber alles Guten. Wir alle,

Heiden und Juden, Christen und Muhamedaner, wissen es, daß wir diesem Gott nur dadurch wohlgefällig werden, daß wir uns unter einander wie Brüder und Schwestern lieben, und als gute, thätige und fromme Menschen auf der Erde wandeln. Wir alle stärken uns im Guten durch Anbetung unsers Gottes, sey es auf freiem Felde in der großen Natur, oder in unserm Kämmerlein, oder in einem Tempel, in einer Synagoge oder einer Kirche. Wir alle fühlen und glauben es, daß wir nicht für dieses irdische Leben allein da sind, sondern daß uns vielmehr nach unserm Tode noch ein anderes, besseres Leben erwartet, in welchem wir für das Gute, das wir hier gethan, belohnt, und für das Böse, das wir hier verübt haben, bestraft werden sollen; wir leben also der Hoffung, daß unser Geist fortdauert und fortwirkt, mit einem Worte — daß wir unsterblich sind.

Dieses erkennen und thun, das ist unsre Religion, die uns in Schmerzen, Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens, denen Niemand entgeht, tröstet und beruhigt, und uns mit Liebe und Vertrauen zu Gott und Menschen erfüllt. Wie beglückend also ist die Religion! Sie ist dem Menschen noch nöthiger und unentbehrlicher als die Sprache, denn ohne sie ist keine wahre Freude und kein Wohlsein, und nur durch sie und mit ihr kann der Mensch ruhig und zufrieden leben.

Unter den genannten vier Religionen ist die christliche die allgemeinste und ausgebreitetste unter den Menschen. Derjenige, der uns damit bekannt machte, hieß Jesus Christus. Er kam vor 1815 Jahren (denn nach seiner Geburt zählen wir die Jahre) auf die Erde als ein Gesandter Gottes, und predigte den Menschen das Evangelium oder die erfreuliche Lehre von dem Dasein und den Eigenschaften eines gütigen Gottes und von einem Leben nach dem Tode. Auch machte er die Menschen bekannt mit ihren Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen ihre Mitmenschen, und sagte ausdrücklich, daß nur diejenigen in den Himmel kommen und selig werden könnten, die nach dem Willen ihres himmlischen Vaters lebten. Diese vortreffliche Lehre hat er mit seinen Schü-

lern unter die damaligen Menschen verbreitet, und diese haben sie für ihre Nachkommen schriftlich aufbehalten, so daß wir sie noch jetzt vollständig finden können in der Bibel, welches für uns das wichtigste Buch ist, das wir alle besitzen und fleißig lesen müssen, um mit dem Willen Gottes bekannt zu werden, und unser Leben darnach einrichten zu können.

---

5) Der Mensch nach seiner verschiedenen Lebensart.

Nicht alle Menschen auf der Erde leben so wie wir, wie unsre Väter und Mütter. Es gibt noch sehr viele in Asien und Afrika, die nicht säen und nicht pflanzen, ihren Körper nur halb bedecken, keinen Oberherrn uud keine Gesetze kennen, nur dann auf Nahrung ausgehen, wenn sie der Hunger dazu treibt, und sich bloß mit Jagd, Fischerei und Krieg beschäftigen. Diese Menschen nennt man Wilde, und Mehrere unter ihnen sind sogar so wild, daß sie die, welche sie im Kriege gefangen genommen haben, schlachten und verzehren. Man würde sie kaum von Thieren unterscheiden, wenn sie nicht aufrecht gingen und eine Sprache hätten.

Andere sind schon etwas verständiger und gesitteter, denn sie sorgen für den andern Tag, indem sie sich Heerden von Ziegen und Schaafen halten, mit deren Pflege sie sich beschäftigen, und von deren Milch sie sich nähren, so daß sie also ein Eigenthum haben. Man nennt sie daher Hirtenvölker (Nomaden). Mehrere unter ihnen sind sogar recht wohlhabend, indem sie viele Thiere als Eigenthum besitzen, weil sie Fleiß darauf wenden, auch wohl Glück dabei haben. Aber sie unterscheiden sich von unsern Hirten doch sehr; denn da sie nicht pflügen und nicht säen, so können sie nicht immer an einem und demselben Orte bleiben, indem ihre Heerden die Weideplätze bald abgrasen. Sie ziehen also aus einer Gegend in die andere, und wohnen daher auch nicht in festen Häusern, sondern nur in Hütten oder Zelten, die sie schnell abbrechen und

wieder zusammensetzen können. In einigen Gegenden von Europa, namentlich in einzelnen Theilen von Rußland, Norwegen und Schweden findet man noch solche Hirtenvölker.

Ganz anders leben wir und alle diejenigen Völker, die man gesittete nennt. Die Gesitteten treiben Ackerbau, und haben Gewerbe; sie bauen sich feste Häuser, legen Städte und Dörfer an, und beschäftigen sich mit Künsten und Wissenschaften. Sie theilen sich in verschiedene Stände, in den Stand des Landmanns, des Bürgers und des Edelmanns, und sind theils Landbauer, theils Handwerker und Künstler, theils Kaufleute, Gelehrte und Soldaten. Auch haben sie ordentliche Gesetze, nach denen sie leben, und Oberherren oder Regierende, die Macht und Gewalt in Händen haben, um Zucht und Ordnung zu halten. Alle diese Einrichtungen aber erfodern viel Einsicht und Kenntniß, Bildung der Sitten und Liebe zu Gott und seinen Geboten; daher haben sie Lehrer und Prediger, die theils die Jugend in den Schulen belehren, theils die Erwachsenen in den Kirchen zu guten Gesinnungen und Handlungen ermuntern. — Zu diesen gesitteten Völkern gehören die meisten Menschen in Europa, auch ein sehr großer Theil in den übrigen Welttheilen.

---

6) Der gesittete Mensch in der Gesellschaft.

Da uns der gesittete Mensch am nächsten liegt, indem wir selbst gesittet sind: so wollen wir ihn doch auch genauer betrachten.

Jeder gesittete Mensch gehört zu einer großen Gesellschaft, Volk genannt, das seine eigenen Sitten und Gebräuche, und seine eigene Sprache hat. Dergleichen gesittete Völker gibt es auf der Erde viele. Die wichtigsten sind: die Portugiesen, die Spanier, die Franzosen, die Italier, die Holländer, die Engländer, die Normänner, die Schweden, die Russen, die Türken, die Dänen und die Deutschen. Wo aber so viele Menschen beisammen leben, da pflegen Streitigkeiten zu entstehen, die in Be-

leidigungen und Todtschlag ausarten, wenn nicht Jemand da ist, der die Streitigkeiten beilegt. Selbst in kleinen Gesellschaften, im häuslichen Leben, geht es nicht immer ganz friedlich zu; daher schon hier der Vater oder die Mutter ihr Ansehen gebrauchen, und die Streitenden zur Ruhe bringen müssen: wie viel nöthiger wird dies nicht seyn unter einem Volke, das aus vielen, vielen tausend Menschen besteht. Daher sind unter jedem Volke gewisse Einrichtungen und Gesetze getroffen, nach denen sich alle richten müssen, und damit diese Gesetze auch gehalten werden, so sind gewisse Personen bestellt, welche die höchste Gewalt in Händen haben, um die Guten zu schützen und die Bösen zu bestrafen. Diese Gewalthaber nennt man die Regierenden oder die Obrigkeit, und die Andern, welche ihr gehorchen müssen, die Unterthanen. Beide zusammen heißen bürgerliche Gesellschaft oder Staat.

Die Einrichtung oder Verfassung, welche ein solcher Staat hat, nennt man seine Staatsverfassung oder Regierungsform. Es gibt zwei verschiedene Arten derselben; denn 1) entweder ist die höchste Gewalt in den Händen eines Einzigen, oder 2) in den Händen Vieler.

Ist die Gewalt in den Händen eines Einzigen, also eine Alleinherrschaft, so nennt man den Staat eine Monarchie, und der Gewalthaber heißt Monarch, Regent, Herrscher. Dieser hat einen Titel, bei dem man ihn zu nennen pflegt, wenn man von ihm spricht, nämlich Kaiser, König, Zaar, Sultan. Er hat das Recht, Gesetze zu geben nnd Einrichtungen zu treffen, und muß dafür sorgen, daß alle Unterthanen diesen Gesetzen gemäß handeln. Wenn aber seine Macht in Grausamkeit ausartet, so ist er ein Tyrann, und wenn er — der selbst unter den Gesetzen steht, — nach seiner Willkür handelt, und die Mitglieder des Staats als Knechte und Leibeigene ansieht, so ist er ein Despot. Tyrannen und Despoten werden zwar von ihren Unterthanen gefürchtet, aber nicht geliebt, sondern gehaßt und verflucht.

Ist die höchste Gewalt in den Händen Vieler, also eine Vielherrschaft, so nennt man den Staat eine Re-

publik oder einen Freistaat. Hier aber sind wieder zwei Fälle möglich; denn entweder ist die Gewalt in den Händen der Vornehmsten (des höhern Adels), und dann heißt der Staat eine Aristokratie, Adelherrschaft, oder sie ist in den Händen des ganzen Volks, welches aber — da doch nicht alle regieren können — die Klügsten auswählt, welche die Regierung besorgen, und dann ist der Staat eine Demokratie, Volksherrschaft.

Welche Regierungsform aber ein Staat auch haben mag, Einer oder Einige können unmöglich alle vorkommenden Geschäfte allein besorgen; denn sie können ja bei dem Umfang des Landes nicht alles übersehen, und nicht überall zugleich seyn. Darum haben die Regierenden in allen Städten und Dörfern ihre Gehülfen, die man Diener des Staats (Staatsdiener) nennt, und diese besorgen nun nach den bestehenden Gesetzen den einen oder den andern Theil der Staatsverwaltung, theils einzeln, theils in Verbindung mit andern, woraus die sogenannten Kollegien entstehen. Die ersten und wichtigsten unter diesen Staatsdienern heißen Minister.

Die Geschäffte, welche von den Staatsdienern besorgt werden müssen, sind sehr vielfach. Sie betreffen theils die Rechtspflege, theils die Polizey, theils die Einkünfte und die Ausgaben, theils das Kriegswesen.

Die Rechtspflege, im gemeinen Leben Justiz genannt, hat die Streitsachen oder Prozesse der Unterthanen zu entscheiden. Die Entscheidung geschieht nach den Gesetzen, und diejenigen, welche entscheiden, nennt man Richter. An diese wendet sich der Kläger, und der, den er verklagt, der Angeklagte, muß sich vertheidigen. Oft übertragen Kläger und Angeklagte ihre Streitsachen einem Andern, der sie zu führen versteht, und dieser Andere heißt ein Sachwalter oder Advokat (Justizkommissarius). Die Justiz aber entscheidet auch über begangene Verbrechen, z. B. über Diebstahl, Raub und Mord, und dann nennt man sie Kriminal-Justiz.

Die Polizei besorgt alles, was zur öffentlichen Ruhe und Sicherheit, zur Erhaltung der Ordnung und

Reinlichkeit gehört. So hat sie z. B. die Aufsicht über die Feueranstalten, verhindert Störungen, Zank und Streit auf den Straßen, sorgt für die Reinlichkeit auf den Gassen, bestellt die Nachtwachen u. s. w. Die Besoldung der zur Rechtspflege und Polizey nöthigen Staatsdiener, die Anlegung und Erhaltung öffentlicher Anstalten, Gebäude, Brücken und Kunststraßen, die Verpflegung der zum Kriege nöthigen Soldaten und die Anschaffung der Waffen und des Geschützes: diese und noch viele andere Dinge machen große Kosten, daher der Staat, der sie bestreiten soll, Einkünfte haben muß. Wo soll er diese hernehmen?

Es ist billig, daß diejenigen, zu deren Besten alle diese Anstalten sind, also die Einwohner und Unterthanen, das Geld zu diesen Ausgaben zusammen bringen. Dies geschieht dadurch, daß ein Jeder von seinem Vermögen und seinem Gewerbe etwas abgibt, woraus die Abgaben oder Steuern entstehen, die theils vom Handel und Gewerbe, theils von den Wohnungen, theils von Waaren und Lebensmitteln (Accise) erhoben werden. Außerdem schafft sich der Staat noch mancherlei Einnahmen durch Anlegung von Zöllen und Posten, durch das Schlagen des Geldes und durch Betreibung des Bergbaues, um Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Salz zu gewinnen.

Aber was würde uns das alles helfen, wenn wir nicht Sicherheit und Ruhe vor den Angriffen der Feinde hätten, die in unser Land eindringen, und uns unser Eigenthum zerstören und rauben können. Auch darauf also muß ein Staat bedacht seyn. Er schafft sich daher eine Kriegsmacht, die, wenn sie den Krieg zu Lande führt, eine Landmacht, und wenn sie ihn zur See führt, eine Seemacht genannt wird. Die Landmacht besteht aus einem Heere (einer Armee), dessen Soldaten entweder zu Fuß dienen (Fußvolk, Infanterie) oder zu Pferde (Reiterei, Kavallerie). Diese theilen sich wieder in größere Haufen von etwa 1000 Mann, Regimenter genannt, die ihre Fahnen haben, und die Regimenter wieder in kleinere Haufen von einigen Hundert, die bei der Infanterie Bataillone,

bei der Kavallerie Schwadrone heißen, welche dann wieder in kleinere Abtheilungen, Kompagnien genannt, zerfallen. Jede dieser Abtheilungen hat ihre Offiziere und Befehlshaber, die unter verschiedenen Benennungen vorkommen, z. B. Fähnrich, Lieutenant, Hauptmann, Rittmeister, Major, Obrist, General, Generalfeldmarschall. Die Waffen, welche ein solches Heer mit sich führt, bestehen theils in Flinten, Büchsen, Säbeln, Pistolen, Piken, theils in Kanonen, Mörsern und Haubitzen, (Geschütz), die mit Pulver und großen Kugeln gefüllt werden. Uebrigens haben die Soldaten eines jeden Regiments eine gleichförmige Kleidung, die man Montirung nennt.

Die Seemacht besteht aus einer Menge von Schiffen verschiedener Größe mit den dazu nöthigen Seesoldaten und Geschütz. Eine so ausgerüstete Zahl von Schiffen nennt man eine Flotte, und den Befehlshaber derselben einen Admiral.

Wenn sich die Feinde zu Lande oder zur See begegnen, so greift der Eine an, und der Andere wehrt sich. Daraus entsteht ein Kampf, ein Treffen oder eine Schlacht (Feldschlacht, Seeschlacht), die gewöhnlich vielen Menschen Gesundheit, Leben und Freiheit kostet. Derjenige Theil, der gewinnt, nennt sich den Sieger, denn er hat den Sieg über seinen Gegner davon getragen. Sind beide des Schlagens müde, oder ist der Eine so überwunden, daß er sich nicht mehr zur Wehr setzen kann, so schließen die Kriegführenden einen Frieden. Die Verwundeten werden in die Krankenhäuser und Lazarethe gebracht und dort geheilt, die Verkrüppelten aber, die nicht mehr dienen können, kommen in die Invalidenhäuser, wo sie auf Kosten des Staats verpflegt werden. Auch werden die Tapfersten mit Titeln und Orden belohnt.

---

7) Stand und Gewerbe des Menschen.

Unter den gesitteten Menschen in der Gesellschaft, oder unter den Einwohnern eines Staats herrscht eine

Verschiedenheit, theils in Ansehung ihrer Macht, ihres Ansehens und Vermögens, theils ihrer Beschäftigung und Gewerbe. Macht, Ansehen und Vermögen haben besonders die höchsten Staatsbeamten und der Erbadel. Dieser besteht darin, daß gewisse Personen, deren Voreltern sich große Verdienste erwarben, durch ihre Geburt gewisse Rechte und Freiheiten vor Andern haben, auch einige unwesentliche äußere Auszeichnungen, wohin das Wappen und das Wörtchen von gehört, das sie ihrem Namen vorsetzen. Man nennt diese Personen Adelige. Aber auch durch die Aemter und Geschäffte entsteht ein Unterschied, indem zu dem einen mehr Kenntniß und Geschicklichkeit, überhaupt mehr Bildung gehört, als zu dem andern. So muß z. B. der Arzt, der Prediger, der Lehrer, der Künstler, der Fabrikant und Kaufmann mehr gelernt haben als der bloße Handwerker, Ackerbauer, Tagelöhner und der, welcher Andern körperliche Dienste leistet. Es ist ja viel leichter einen Schuh zu machen, als Stadt und Land zu regieren, und leichter Fische zu fangen, als Menschen zu bilden. — Auf der untersten Stufe des Ansehens aber steht der Sklave und Leibeigene, die ihr Leben und ihre Freiheit Andern verkaufen, und mit Allem, was sie sind und haben, ihrem Herrn angehören. Dergleichen unglückliche Menschen sind indessen glücklicher Weise unter uns nicht.

Diese Verschiedenheit begründet das, was wir Stände nennen. Daher spricht man gewöhnlich von höhern, mittlern und niedern Ständen, oder von einem Adelstand, Bürgerstand und Bauernstand. Unsere Voreltern sprachen von einem Nähr-, Wehr- und Lehrstand, und verstanden unter dem ersten den Bürger und Bauer, unter dem zweiten den Krieger, und unter dem dritten den Prediger, Lehrer, Richter und Arzt. Jeder Stand aber, sey er hoch oder niedrig, ist nützlich und dem Staate unentbehrlich, und welchem dieser Stände wir auch angehören mögen: wir sind vor dem Gesetze und vor Gott alle gleich an Rechten und an menschlicher Würde; ja vor Gott gilt der rechtschaffene Bauer in seinem groben Kittel mehr als der hart-

herzige und unredliche Edelmann in seinem Staatskleide. Auch kann der Sohn eines armen Bürgers eben so gut ein General und ein Minister werden als der Sohn eines reichen Edelmanns; und die Tochter eines Handwerkers, wenn sie verständig, gebildet und sittlich ist, kann einmal als vornehme und angesehene Frau über viele Menschen gebieten. Aber das Vornehme macht nicht immer glücklich; oft lebt eine schlichte und einfache Bürgersfrau ruhiger und zufriedener in ihrer kleinen Häuslichkeit, als eine glänzende Hofdame in prunkvollen Zimmern. Du, junge Weltbürgerinn, strebe also nicht ungebührlich nach höheren Ständen, es möchte dir einst Leid thun; bemühe dich vielmehr, die Vortheile deines niederern Standes kennen zu lernen, und lieber in ihm die erste als in einem höheren die letzte zu seyn. Je höher der Mensch steigt, desto tiefer kann er fallen, und großer Stand bringt große Sorgen!

Jeder gesunde Mensch, er mag gehören zu welchem Stande er will, muß irgend ein nützliches Geschäft treiben, er würde sonst durch Müßiggang zu Thorheiten und Lastern verleitet werden, und aus Langweile Ekel vor dem Leben bekommen. Auch würde die menschliche Gesellschaft ohne nützliche Thätigkeit gar nicht bestehen können, denn alles was wir haben und gebrauchen an Kleidung, Wohnung und Nahrung können wir uns nur durch Arbeit verschaffen.

Zwar gibt es einzelne Menschen, die durch Zufall und Glück reich und begütert sind, und auch ohne angestrengte Arbeit von ihrem Vermögen leben können. Man sagt von solchen Personen, sie leben von den Zinsen ihrer Kapitalien. Das muß man so verstehen: sie verleihen ihr Geld (Kapital) an Andere, die es brauchen, gegen nöthige Sicherheit, z. B. gegen Verpfändung eines Hauses, eines Stück Ackers, oder auch wohl bloß gegen einen Schuldschein, und bekommen von diesen dafür, so lange sie das Geld behalten, monatlich oder jährlich, von jedem Hundert Thaler einige Thaler (gemeinhin 4 bis

6 Rthlr.) Vortheil oder Zinsen (Interessen). Hätte also z. B. Jemand ein Kapital von 6000 Rthlr. gegen 5 Rthlr. Zinsen vom Hundert ausgeliehen, so würde er jährlich dafür 300 Rthlr. einzunehmen haben. Man nennt den, der das Geld verleiht, einen Gläubiger (Kreditor) und der, dem er es leiht, ist sein Schuldner (Debitor); denn der Gläubiger glaubt seinem Schuldner, oder hat zu ihm das Vertrauen, daß er ihm das Geld einst ehrlich wieder geben werde. — Andere Personen haben Häuser, und da sie nicht alle Zimmer selbst gebrauchen, so treten sie einige davon an andere Leute ab, die ihnen dafür vierteljährlich eine gewisse Summe Geldes (Miethe) zahlen müssen. Man sagt von solchen Personen, sie vermiethen ihre Häuser, darum heißen sie Vermiether, und diejenigen, welche ihnen dergleichen abmiethen, sind ihre Miether.

Mag indessen Jemand von seinen Kapitalien oder von seinen Häusern leben, er ist darum nicht unthätig; denn auch daraus entstehen für ihn allerlei Sorgen und Geschäffte, die oft beschwerlich und verdrießlich genug sind; auch ist sein Geschäfft nicht unnütz, denn ohne reiche Leute und ohne Häuserbesitzer (Eigenthümer) würden viele Menschen nicht wissen, wo sie Geld zum Betrieb ihrer Geschäffte, oder Wohnungen für sich und ihre Kinder hernehmen sollten.

Aber freilich müssen es sich die andern Menschen, die kein Geld auf Zinsen ausleihen und keine Häuser vermiethen können, viel saurer werden lassen, und das sind die meisten. Diese leben und nähren sich davon, daß sie irgend ein Handwerk, eine Kunst oder eine Wissenschaft erlernen und treiben, und weil sie nun damit ihren Unterhalt sich erwerben, so nennt man ihr Geschäfft ein Gewerbe.

Die wichtigsten Gewerbe sind: die Landwirthschaft, der Bergbau, das Handwerk, die Handlung, die Kunst, das Lehrfach, die Staatsbedienung. Jedes fodert eigene Kenntniß, Geschicklichkeit und Erfahrung.

Mehrere dieser Gewerbe beschäftigen sich mit der Pflege und Gewinnung der Naturerzeugnisse aus dem

Thier-, Pflanzen- und Steinreich. Dahin gehören: der Landmann, der Gärtner, der Winzer, der Jäger, der Fischer, der Hirte, der Bergmann, und alle die, welche Bienenzucht und Seidenbau treiben. Das sind gemeinhin Landbewohner.

Andere verarbeiten und veredeln die Naturerzeugniße zu allerlei Bedürfnissen, und sorgen dadurch für Nahrung, Kleidung, Wohnung, Geräthe, Werkzeuge und Maschinen. Das sind gemeinhin Stadtbewohner. So sorgen z. B. für die Nahrung: der Bäcker, der Brauer, der Fleischer, der Müller, der Koch ꝛc.; für die Kleidung: der Spinner, der Weber, der Bleicher, der Färber, der Gürtler, der Handschuhmacher, der Hutmacher, der Knopfmacher, der Kattundrucker, der Kürschner, der Lohgärber, der Schneider, der Schuster ꝛc.; für die Wohnung: der Brettschneider, der Zimmermann, der Maurer, der Schlösser, der Glaser, der Töpfer, der Tischler, der Tapezierer ꝛc.; für Geräthe, Werkzeuge und Maschinen: der Böttcher, Drechsler, Drathzieher, Gelbgießer, Zinngießer, Klempner, Kamm-, Korb- und Rademacher, Schmidt, Sattler, Bürstenbinder, Büchsenschäfter, Seiler, Stuhlmacher, Uhrmacher ꝛc.; auch für manche andere Bedürfnisse: der Papiermacher, der Schriftgießer, der Buchdrucker, der Buchbinder, der Lichtzieher oder Seifensieder ꝛc.

Was nun die Landbewohner erzeugen und die Stadtbewohner verarbeiten, das wird gewöhnlich ein Gegenstand des Handels, und heißt dann Waare. Diese Waare zu verschicken und zu verkaufen, damit auf Märkte und Messen zu reisen, ist Sache der Kauf- und Handelsleute (Krämer).

Die Künstler beschäftigen sich nicht sowohl mit dem Nothwendigen, als mit dem Angenehmen und Schönen, und mit dem, was uns Vergnügen erweckt. Dahin gehören: der Mahler, der Kupferstecher, der Bildhauer, der Tonwerkbildner (musikalische Instrumentenmacher), der Tänzer, der Schauspieler.

In dem Lehrfach arbeiten besonders die Prediger, Lehrer, Schriftsteller, Aerzte, und Richter, welche die

Menschen theils in der Religion und in den Wissenschaften belehren und unterrichten, theils ihnen Rath in Krankheiten ertheilen, und ihre Streitigkeiten nach den Gesetzen schlichten. Dazu müssen sie viel denken, lesen und lernen (studiren), darum heißen sie Studirte oder Gelehrte. In so fern sie Prediger sind, nennt man sie Gottesgelehrte (Theologen), in so fern sie Richter sind, heißen sie Rechtsgelehrte, und in so fern sie Aerzte sind, — Arzeneigelehrte. — Aus diesen Gelehrten werden größtentheils die Staatsbedienten genommen, z. B. die Burgemeister, Räthe, Assessoren, Advokaten ꝛc., die, da sie die Geschäffte und Angelegenheiten des Staats betreiben, Geschäfftsmänner genannt werden.

Auch die Frauen und Mädchen können sich einen nützlichen Erwerb verschaffen, wovon nachher die Rede seyn wird.

---

8) Geschichte des Menschen.

Die Menschen waren im Anfange nicht das, was sie jetzt sind. Erst nach und nach haben sie ihren Geist gebildet, erst nach und nach sich eine Sprache geschaffen, erst nach und nach richtige Einsicht von Gott und seinem göttlichen Wesen erlangt; bürgerliche Gesellschaften, Erfindungen, Gewerbe, Künste, Wissenschaften: alles dies ist erst nach und nach entstanden. Wie, wann und durch wen das alles geworden, und welche Veränderungen dadurch in dem Menschengeschlechte vorgegangen sind, das lehrt uns die Weltgeschichte, oder die Erzählung dessen, was nach und nach auf der Erde unter den Menschen geschehen ist.

Wir glauben, daß Gott die Welt etwa vor 6000 Jahren geschaffen habe. Damals wurden nun auch die ersten Menschen geschaffen. Es waren ihrer nur zwei, nämlich Adam und Eva, und von diesen beiden ist das ganze Menschengeschlecht entstanden. Sie lebten in Asien, (und von diesem Welttheile nimmt die Geschichte des Menschen

ihren Anfang) in einer sehr angenehmen Gegend, das Paradies genannt, wo sie alles fanden, was sie brauchten. Indessen brauchten sie ja nicht viel; die Früchte fanden sie an den Bäumen, und mit den Blättern der Bäume bedeckten sie ihre Blöße; eine Sprache erfanden sie sich allmählig dadurch, daß sie die Töne der Thiere nachahmten, denn Gott hatte ihnen ein Sprachvermögen gegeben. Wenn sie sich nur gut aufgeführt hätten! Aber sie waren ungehorsam gegen Gott, und da mußten sie denn zur Strafe und zu ihrer Besserung den angenehmen Aufenthalt im Paradiese verlassen und sich in eine unangebaute Gegend begeben. Da konnten nun ihre Kinder und Nachkommen sich nicht ernähren, daher versuchten sie denn Thiere zu zähmen und das Feld zu bestellen, und da sie sich bald so vermehrten, daß sie nicht alle in einer Gegend bleiben konnten, so trennten sie sich, und gingen mit ihren Heerden nach andern Gegenden.

So verstrichen denn etwa 1600 Jahre, da brach über die Menschen ein gewaltiges Unglück aus. Eine große Wasserfluth überschwemmte den bewohnten Theil von Asien, und nur ein Mann, Namens Noah, rettete sich und seine Familie auf eine wunderbare Weise in einem Kasten (Arche). So wurde Noah der zweite Vater des Menschengeschlechts, denn von seinen drei Söhnen, Sem, Ham und Japhet, sind nachher alle Menschen auf der Erde entstanden.

Anfangs wohnten die Nachkommen von Noahs Söhnen beisammen; aber sie veruneinigten sich bei dem Bau eines Thurms (Babylonischer Thurmbau), und nun zerstreuten sie sich. Dadurch wurden die Menschen über mehrere Theile der Erde ausgebreitet, und so entstanden denn auch nach der Verschiedenheit der Gegend neue und verschiedene Sprachen.

Aus dieser Zerstreuung sind in der Folge die verschiedenen Völkerschaften der Babylonier, Assyrier, Phönizier und Egypter hervorgegangen, deren älteste Geschichte aber sehr dunkel und ungewiß ist. Nur das wissen wir, daß einige dieser Völker nützliche Erfindungen gemacht haben, die uns zum Theil noch jetzt große

Dienste leisten. So erfanden z. B. die Phönizier den Purpur, die Schreib- und Rechenkunst und das Glas, und trieben einen ausgebreiteten Handel, indem sie die ersten Seereisen unternahmen, daher sie denn auch schon einige Kenntniß von Münzen, Maaß und Gewicht haben mußten. Die Egypter aber verstanden sich schon früh auf die Kunst, große Gebäude von Stein (Pyramiden und Obelisken) aufzuführen, Kranke zu heilen und todte menschliche Körper einzubalsamiren.

Am merkwürdigsten hat sich aber ein anderes Volk, die Israeliten (Juden), gemacht, denn unter ihnen erweckte Gott einen großen Mann, Namens Moses, (etwa 2400 Jahr nach Erschaffung der Welt) der den Glauben an ein höchstes unsichtbares Wesen, das Himmel und Erde in sechs Tagen erschaffen und am siebenten Tage geruht habe, seinem Volke predigte, und sehr passende, auf Religion gegründete Gesetze gab, unter denen besonders die zehn Gebote merkwürdig, und auch für uns noch sehr wichtig sind. Denn in ihnen ruft er uns unter andern zu: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebest auf Erden!" ferner: „Du sollst nicht stehlen!" „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten!" und mehreres andere. Dies alles lesen wir in dem heiligen Buche der Bibel, und zwar in demjenigen Theile derselben, der Altes Testament genannt wird, welches die Geschichte der Juden ausführlich erzählt.

Noch merkwürdiger für uns aber ist Jesus Christus, ein Weiser von Nazareth in Palästina, der unter dem jüdischen König Herodes in Bethlehem geboren *), etwa 4000 Jahre nach Erschaffung der Welt, als Stifter der nach ihm benannten christlichen Religion auftrat, und die Menschen über ihr Verhältniß zu Gott, über ihre Pflichten und ihre Fortdauer nach dem Tode belehrte. Er stellte uns Gott unter dem Bilde eines gütigen Vaters dar, lehrte uns Gott anbeten im Geiste und in der Wahrheit, und faßte seine Foderun-

*) Wir feiern Christi Geburt durch das Weihnachtsfest.

gen an die Menschen in die einfache Lehre: „Du sollst Gott lieben und deinen Nächsten als dich selbst. Er bestätigte seine treffliche Lehre durch sein ganzes heiliges und wohlthätiges Leben, und bezeichnete dasselbe durch die innigste Gottes = und Menschenliebe. Dennoch hatte auch er seine Feinde, wurde von denen, die das Bessere nicht einsehen und annehmen wollten, gehaßt, verfolgt, endlich ergriffen, sogar zum Tode verurtheilt und gekreuziget *). Aber er stand auf eine uns unbegreifliche Weise am dritten Tage aus seinem Grabe auf, wandelte noch 40 Tage auf der Erde umher, und wurde dann in den Himmel versetzt **). Auch seine beglückende Lehre ging nicht unter. Er hatte sich nämlich 12 Schüler (Jünger genannt) gebildet, die theils bei seinem Leben, theils nach seinem Tode die Lehre ihres Herrn und Meisters im ganzen jüdischen Lande verbreiteten, so daß sie, aller Verfolgungen ungeachtet, erhalten und aufgeschrieben wurde, und jetzt fast auf der ganzen Erde gekannt, angenommen und von allen guten und frommen Christen (denn so heißen Christi Verehrer) befolgt wird. Dies und vieles andere lesen wir in der Bibel, und zwar in dem Neuen Testament derselben.

In einem andern Theile der Erde, in Europa, hatten sich schon lange vor Christi Geburt zwei Völker zu einem hohen und mächtigen Ansehen erhoben. Dies waren die Griechen und die Römer.

Die Griechen lebten auf denjenigen Inseln des mittelländischen Meeres, die wir Inselmeer oder Archipelagus nennen. Ihre älteste Geschichte ist ganz fabelhaft, denn sie hatten Orakel und verehrten eine Menge von Gottheiten männlichen und weiblichen Ge-

---

*) Daher begehen wir noch jetzt in heiliger Stille den Charfreitag.

**) Diese Auferstehung feiern wir durch das Osterfest; seine Erhebung in den Himmel aber am Himmelfahrtstag.

schlechts, als z. B. Zeus (Jupiter), Juno, Neptun, Pluto, Apollo, Pallas (Minerva), Merkur, Venus, Bachus, Herkules und viele andere, deren Geschichte man Fabelgeschichte oder Mythologie zu nennen pflegt. Aber dennoch waren sie ein sehr gebildetes Volk, das Künste und Wissenschaften liebte, so daß wir ihm viele herrliche Schriften und Kunstdenkmäler verdanken. So hatten sie z. B. schon 1000 Jahre vor Christi Geburt einen großen Dichter, Namens Homer, der in einem noch vorhandenen Gedichte (Iliade) die Thaten seiner Landsleute in einem ihrer berühmtesten Kriege, den sie gegen die kleinasiatische Stadt Troja führten, auf das schönste besang.

In Grichenland waren besonders zwei Städte, Sparta und Athen, die sich vor allen andern merkwürdig machten. die Bewohner von Sparta (Sparter) hatten nämlich einen sehr strengen Gesetzgeber, Namens Lykurg, der eine harte Kinderzucht verordnete, und sein Volk ganz kriegerisch bildete. Die Bewohner von Athen (Athener) aber hatten einen Gesetzgeber, Namens Solon, der sein Volk durch milde Gesetze mehr zu einem kunstreichen und geschmackvollen Volke zu bilden suchte. Beide Völker waren tapfer und liebten ihr Vaterland über alles; daher vertheidigten sie ihre Freiheit mit ihrem Blute, und als einst die Perser, ein asiatisches Volk, mit einer sehr überlegenen Macht gegen sie auszogen, kämpften sie so lange, bis sie am Ende den ehrenvollsten Sieg davon trugen. — Die Athener besonders sorgten gleichmäßig für ihre Körper- und Geistesbildung. Letztere beförderte unter ihnen vorzüglich ein Weisheitslehrer, Namens Sokrates, der sich durch seine helle Einsicht und durch seine Sittenlehre zu einem der ehrwürdigsten Männer des Alterthums gemacht hat; aber — wie denn das guten Menschen oft so zu gehen pflegt — auch so viel Feinde und Neider sich erregte, daß er (etwa 400 Jahr vor Christi Geburt) in's Gefängniß geworfen und verurtheilt wurde, einen mit Schierlingstrank gefüllten Giftbecher zu leeren. Indessen pflanzte sich seine Lehre doch durch die von ihm gebildeten Männer fort. Nur

Schade; daß die Griechen, ihrer Kenntniß und Bildung ungeachtet, weichlich, übermüthig und unter einander uneinig wurden, und dabei denn auch ihre Tapferkeit einbüßten. Daher konnten sie es denn nicht mehr verhindern, daß ein benachbarter König, Philipp von Macedonien, durch Bestechung, List und Gewalt die Oberherrschaft über sie erlangte, und daß dessen Sohn Alexander sie zwang, seinen Eroberungsplanen zu dienen, und mit ihm und unter ihm einen kriegerischen Zug zu unternehmen, auf dem er Persien und Egypten unterjochte, aber auch an den Folgen der Unmäßigkeit im Trunk seinen Tod fand.

Die Römer lebten in einer Stadt Italiens, Rom, die etwa 3000 Jahr nach Erschaffung der Welt von zwei Brüdern, Romulus und Remus, erbaut worden seyn soll. Anfänglich waren sie nur ein kleines, unbedeutendes Volk, aber sie machten sich bald durch ihre Tapferkeit, die ihnen über alles galt, den Nachbaren furchtbar, und besiegten so ein Volk nach dem andern, bis sie am Ende einen großen Theil der Erde erobert und unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten. Zuerst hatten sie Könige, unter denen Romulus der erste, und Tarquinius der Uebermüthige der letzte war. Dieser führte sich, wie schon sein Beiname sagt, schlecht auf, und ein Gleiches that auch seine Familie. Daher wurde er von den Römern, an deren Spitze sich Brutus, ein unternehmender Mann, befand, abgesetzt und verjagt, und nun machte sich Rom zu einem Freistaat (Republik). Seit der Zeit ist die Geschichte der Römer reich an großen Thaten und Männern, besonders aber an Helden, die für den Ruhm ihres Vaterlandes kämpften. Ihre Kriege hörten fast gar nicht auf; denn, wenn sie mit einem Volke fertig waren, zogen sie schon wieder gegen ein anderes in's Feld. Freilich haben sie nicht immer gesiegt. Ein Volk, Namens Gallier, zerstörte sogar einmal unter seinem Anführer Brennus die Stadt Rom; aber am Ende behielten sie doch die Oberhand. Dies war besonders der Fall in den Kriegen mit Karthago, einer afrikanischen Stadt. Sie mußten drei Kriege mit den Karthagern, einem Volke in Afrika, führen, ehe sie diese

besiegen konnten; denn die Karthager hatten auch einen sehr kühnen und erfahrnen Feldherrn an dem Hannibal, der zugleich ein großer Feind der Römer war. Indessen ermüdeten die Römer nicht, und endlich gelang es ihnen, zur See nach Karthago selbst zu gehen, und diese Stadt, die ihnen so viel zu schaffen gemacht hatte, einzunehmen und zu zerstören.

Von dieser Zeit an wurden die Römer sehr mächtig, aber auch sehr üppig und schwelgerisch. Ihre alte Tapferkeit verlor sich; Neid und Uneinigkeit nahmen unter Vornehmen und Geringen überhand; das Ansehen der Gesetze schwand; jeder strebte darnach, zu herrschen, und so entstanden denn innerliche (bürgerliche) Unruhen und Kriege, welche Roms Untergang bewirkten. Am Ende erlangte in diesen Kriegen die höchste Gewalt Julius Cäsar. Dieser war zwar ein kluger Mann, der viel vortreffliche Einrichtungen machte, und unter andern auch den Kalender verbesserte; aber er war auch herrschsüchtig und ehrgeizig, und da die Römer dies nicht ertragen wollten, so entstand gegen ihn eine Verschwörung, und er wurde auf dem Rathhause erstochen. Diese That erzeugte wieder neue Unruhen und Kriege, die damit endeten, daß Augustus Alleinherrscher und erster Kaiser von Rom ward. Unter ihm wurde im Jahr der Welt 3983 Jesus Christus geboren, der Heiland der Welt, und von Christi Geburt fangen wir nun an, die Jahre zu zählen.

Auch in der neuen Welt sind unter den Menschen viele merkwürdige Dinge vorgefallen. Alle die Völker, deren Namen wir noch täglich hören, die Spanier, Franzosen, Italiener, Engländer, Holländer, Dänen, Schweden, Russen, Deutschen, wissen sich von großen Männern, großen Thaten und wichtigen Schicksalen zu erzählen. Wir aber bekümmern uns jetzt nur um unsere Voreltern und Landsleute, die braven Deutschen, die wir eben darum, weil wir zu ihnen gehören, auch zuerst und am meisten kennen lernen müssen.

Man erzählt sich, daß die alten Deutschen, die aus

mehrern Völkerschaften bestanden, einen Stammvater, Namens Teut, gehabt, und sich nach ihm Deutsche (Teutsche) genannt haben sollen. Schon früh waren sie als ein streitbares, tapferes Volk bekannt, gegen welches die römischen Heere nicht viel ausrichten konnten; ja unter ihrem großen Führer Hermann vernichteten sie einmal ein ganzes Kriegsheer, das der römische Kaiser Augustus 9 Jahre nach Christi Geburt gegen sie ausgesendet hatte. Eben so rühmt man an ihnen Gastfreundschaft, Treue und Ehrlichkeit, und ein Wort und ein Handschlag galt ihnen so viel als ein Schwur, wie schon das alte Sprichwort sagt: ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort. Aber sie hatten auch große Fehler, denn sie liebten es, übermäßig zu trinken und Würfeln zu spielen, so daß sie oft auf den letzten Wurf Leib und Freiheit setzten. Das Land, welches sie bewohnten, war sehr sumpfig, voll von Waldung und wilden Thieren, und die Luft war rauh und kalt. Anfangs wuchs daher auch nicht viel, nur Eicheln und Holzäpfel; denn alle die schönen Früchte, die Kirschen, Pflaumen und Aepfel, selbst die vielen Küchenkräuter und Gewächse sind erst späterhin aus andern warmen Ländern, aus Italien und Frankreich zu uns herüber gekommen. Auch die Lebensart unserer Voreltern war ganz anders als die unsrige. Sie bedeckten sich mit Thierfellen, und beschäfftigten sich nur mit Jagd und Krieg. Dazu härteten sie sich von Jugend auf ab, daher war ihr Körper stark und groß. Tempel und Kirchen hatten sie nicht, sondern sie verehrten die Gestirne in den Wäldern, die überhaupt ihr liebster Aufenthalt waren; denn Städte und feste Wohnungen kanuten sie nicht.

Erst 500 Jahr nach Christi Geburt fingen die Deutschen an, mildere Sitten anzunehmen. Ein Völkerstamm unter ihnen, Franken genannt, erhoben sich dadurch, daß sie dasjenige Land jenseit des Rheins eroberten, das nach ihnen Frankreich heißt. Diese Franken waren bisher, wie alle übrige deutsche Völker, Heiden gewesen; nun aber lernten sie die christliche Religion kennen, und nahmen sie an. Unter ihren Königen zeichnete sich besonders Karl der Große (768) aus, der auch seiner guten

Eigenschaften und großen Verdienste wegen diesen Beinamen erhalten hat. Dieser Herr besiegte die Sachsen, die auch ein deutsches Volk waren, und brachte sie zur Annahme des Christenthums. Auch gründete er viele Städte, gab gute Gesetze, legte Schulen an, und sorgte für die öffentliche Sicherheit, indem er zur Regierung seines weitläuftigen Staats mehrere Männer unter dem Titel Pfalzgrafen (Richter), Markgrafen (Beschützer der Marken oder Grenzen), Landgrafen (Vertheidiger des flachen Landes) und Burggrafen (Vertheidiger der Burgen oder Städte) einsetzte, und ließ sich endlich zu Rom als römischer Kaiser ausrufen und krönen. Im Jahr 814 starb er, hatte aber schlechte Nachfolger, die sich nicht auf's Regieren verstanden, daher denn seine drei Enkel eine dreifache Theilung des fränkischen Reichs vornahmen, woraus Frankreich, Italien und das eigentliche Deutschland entstanden. Da wählten sich denn die Deutschen ihre Könige aus ihrer Mitte, und endlich ging sogar die römische Kaiserwürde auf sie über, und nun nannten sie sich deutsche Kaiser.

Viel Merkwürdiges hat sich unter diesen Deutschen Kaisern ereignet. Einiges sollst du schon jetzt hören:

1) Die Kreuzzüge von 1096 bis 1290. — Die christlichen Europäer wallfahrteten gern nach Jerusalem (in Asien) zum heiligen Grabe (Jesu Christi). Da aber hier diese Wallfahrer oder Pilger hart von den Türken behandelt wurden, so versammelten sich in Frankreich und Italien viele tausend Menschen, worunter auch Fürsten, Grafen und Herren, welche den Entschluß faßten, die ungläubigen (nicht christlichen) Türken aus dem heiligen Lande zu verjagen. Jedem Krieger, der sich ihnen anschloß, wurde ein rothes wollenes Kreuz auf die Achsel geheftet, und daher erhielten sie alle den Namen Kreuzfahrer. So zogen sie denn durch Deutschland, und die verständigen Deutschen, welche anfänglich darüber lachten, waren bald nachher thöricht genug, an diesen abentheuerlichen Zügen und Kriegen Theil zu nehmen. Dergleichen Züge hat man sieben unternommen; aber es erging den Theilnehmern auf denselben sehr schlimm,

denn es kamen dabei wohl sieben Millionen Menschen um, und der Zweck wurde doch nicht erreicht. Auch wurden durch diese Kreuzzüge die häßlichen Blattern (Pocken) nach Europa gebracht, wo man sie vorher noch nicht gekannt hatte.

Merkwürdiger für uns Deutsche ist

2) die Kirchenverbesserung oder Reformation durch Doktor Martin Luther (1517). Es hatten sich nämlich in der christlichen Kirche, die sich die katholische oder allgemeine nannte, viele Mißbräuche und Irrthümer eingeschlichen. Ihr Oberhaupt, der Papst zu Rom, hatte sich eine große Macht über Kaiser, Könige und Fürsten angemaßt; die Priester und Mönche drückten und plagten das Volk auf mancherlei Weise, erhielten es in Aberglauben und Unwissenheit, und lebten dabei sehr ausschweifend. Natürlich erregte dies große Unzufriedenheit, daher einige redliche und freimüthige Männer auf eine Verbesserung des Religionswesens drangen; aber sie richteten leider nichts aus, sondern büßten sogar ihre Freimüthigkeit mit dem Leben. So erging es z. B. einem Professor zu Prag (in Böhmen), Namens Johann Huß, der 1415 lebendig zu Kostnitz verbrannt wurde, welche That die Böhmen so aufbrachte, daß sie zu den Waffen griffen, woraus ein furchtbarer Krieg entstand, der Hussitenkrieg genannt wird. Allein hundert Jahr später trat Luther, der Sohn eines armen Bergmannes, auf, zwar nur ein schlechter Mönch, der als Professor auf der Universität Wittenberg in Sachsen lebte, doch ein kluger und unternehmender Mann von großem Geist und unerschütterlicher Redlichkeit. Dieser Mann wollte es nicht dulden, daß die Mönche in des Papstes Namen in Deutschland umhergingen, und den Menschen für wenige Groschen Vergebung ihrer Sünden und Fehler (d. h. Ablaß) ertheilten; denn er sagte sehr richtig: unsere Sünden werden uns nur vergeben, wenn wir uns bessern. Er predigte und schrieb also dagegen, und fand deshalb unter allen Verständigen vielen Beifall. Der Papst aber wurde darüber sehr böse, und verfolgte

Luthern und seine Freunde. Da wurde denn der brave Mann noch eifriger, deckte alle falsche Meinungen und Irrthümer des Papstes und seines Anhanges auf, und verfertigte eine deutsche Uebersetzung der in hebräischer und griechischer Sprache geschriebenen Bibel, damit Jeder sie selbst lesen und die wahre Religion Jesu Christi daraus kennen lernen möchte. Alles dies zog ihm natürlich viele Unannehmlichkeiten und Leiden zu, denn der Papst und die Mönche haßten ihn nun noch mehr, und hätten ihn gern vergiftet, oder sonst bei Seite geschafft. Einmal mußte er sich sogar vor Kaiser, Fürsten und viele vornehme Herren stellen, die sich (1521) in der Stadt Worms versammelt hatten; aber Luther war sich seiner guten Sache bewußt, und gestärkt durch Gott und sein Gefühl sprach er vor dieser ansehnlichen Versammlung muthig, kräftig und eindringend, und als er ausgeredet hatte, fügte er noch die schönen Worte hinzu: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“ Wirklich konnte der Papst mit allen Feinden der guten Sache unserm Luther nicht ankommen; denn dieser hatte auch seine guten Freunde, unter denen selbst Fürsten waren; besonders schützte ihn sein Landesherr, der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, der ihn auch auf das Schloß Wartburg verstecken ließ, um ihn vor allen Nachstellungen zu sichern. Und so kam denn unter dem Beistand Gottes und mit Hülfe guter Menschen Luthers Kirchenverbesserung zu Stande, und seine zahlreichen Anhänger nannte man nach ihm Lutheraner. Alle diese sagten sich von der Oberherrschaft des Papstes los, und widersetzten sich standhaft mehrern Gebräuchen der Katholiken, daher man sie auch Protestanten nennt. — Um dieselbe Zeit that ein Prediger, Namens Zwingli, und nach ihm Calvin in der Schweiz das, was Luther in Deutschland gethan hatte, und da auch sie vielen Beifall fanden, so entstand daraus eine dritte kirchliche Gesellschaft, welche Calvinisten (Reformirte) genannt wird.

Allein die armen Protestanten sollten noch in ihrem Glauben an die christliche Lehre Luthers hart geprüft wer-

den. Es entstanden nämlich zwischen ihnen und den Katholiken manche Streitigkeiten, und endlich kam es

3) gar zu einem blutigen Kriege, der 1618 anfing und erst 1648 endete, also 30 Jahre dauerte, und daher auch der dreißigjährige Krieg genannt wird. Das war ein schrecklicher Krieg, der viel hundert tausend Menschen das Leben kostete, ganze Städte öde und entvölkert machte, und große Landesstriche in Wüsten verwandelte. Zwei kaiserliche Generale hatten sich in diesem Kriege besonders furchtbar gemacht, nämlich Tilly und Wallenstein, denn der erste zerstörte in seiner Grausamkeit unter andern die schöne Stadt Magdeburg, und der zweite unterhielt ein großes Heer bloß von Rauben und Plündern. Aber in der höchsten Noth sendet Gott immer einen Retter. Es erschien, den Protestanten zu Hülfe, ein frommer Held, König Gustav Adolph von Schweden, und dieser schlug 1632 bei Lützen in Sachsen das ganze kaiserliche Heer, nur Schade, daß der gute König selbst sein Leben dabei einbüßte. Aber dafür nennen wir ihn auch jetzt noch mit Dank und Ehrfurcht unsern Erretter. Nach vielem Blutvergießen kam endlich 1648 zu Osnabrück und Münster der westphälische Friede zu Stande, in welchem festgesetzt wurde, daß Katholiken und Protestanten freie Religionsübung und gleiche Rechte haben sollten.

Deutschland besteht aus vielen großen und kleinen Staaten. Die wichtigsten sind Oestreich, Preußen, Sachsen, Baiern, Würtemberg; Oestreich wird von einem Kaiser beherrscht, die übrigen haben Könige.

Zum Preußischen Staat gehören mehrere Länder, z. B. die Marken Brandenburg, Pommern, Preußen, Schlesien. Früherhin hießen die Beherrscher des Preuß. Staats Kurfürsten. Unter diesen war Friedrich Wilhelm der Große (von 1640—1688) am merkwürdigsten; denn er hob das Land, das durch den 30jährigen Krieg verödet war, wieder empor, beförderte den Ackerbau, den Handel, die Wissenschaften, führte zuerst die

Posten in seine Länder ein, und nahm 20,000 französische Flüchtlinge, die der Religion wegen aus Frankreich vertrieben waren, als Kolonisten (französische Kolonie) gütig auf. Nach ihm kommen Könige. Der erste König von Preußen hieß Friedrich I. (1701); ihm folgte Friedrich Wilhelm I.; diesem Friedrich II., der Große und Einzige genannt; auf diesen Friedrich Wilhelm II., und jetzt regiert Friedrich Wilhelm III.

Friedrich II. ist der größte Fürst des 18ten Jahrhunderts, denn er war nicht bloß ein weiser Regent, sondern auch ein ausgezeichneter Held und ein Kenner und Freund der Wissenschaften und Künste. Mit einem kleinen Heere führte er einen siebenjährigen Krieg (von 1756 bis 1763) gegen fast ganz Europa, und schloß endlich einen ehrenvollen Frieden. — Friedrich Wilhelm III. aber, unser jetziger König, verdient ganz besonders unsere Liebe und Verehrung; denn er hat mit seinen braven Soldaten und mit Hülfe der Russen, Engländer und mehrerer Deutschen seit 1813 in zwei blutigen Kriegen das französische Volk für seine an uns begangenen Grausamkeiten gezüchtiget, ihren räuberischen Kaiser Napoleon, der den Fluch der ganzen Welt auf sich geladen, in mehrern Schlachten geschlagen, seine Hauptstadt Paris zweimal erobert, und seiner unseligen Herrschaft ein Ende gemacht. Dank und Ehre dem guten, tapfern Könige!

---

9) Erfindungen und Entdeckungen.

Welch' eine Menge von Erfindungen mußten doch gemacht werden, wenn die Menschen sicher, bequem und angenehm leben wollten! Und wie viele sind in den 6000 Jahren seit Erschaffung der Welt wirklich gemacht worden! Denn anfangs hatte man keinen Rock, keinen Schuh, kein Hemde, kein Haus, keine Suppe und keinen Braten; ja man verstand nicht einmal Feuer anzumachen und zu unterhalten. Das alles und vieles andere war nicht da, und mußte erst ausgedacht, ausgegrü-

helt, erfunden werden. Aber zum Erfinden gehört viel Verstand und Nachdenken; nur zuweilen kam man durch einen glücklichen Zufall auf eine Erfindung, wie z. B. auf die Erfindung des Glases. — Die unentbehrlichsten Erfindungen haben die Menschen schon früh gemacht, z. B. das Feuer, das Brodbacken, das Weben, das Metallschmelzen, das Schreiben, das Glas; aber die feinsten und sinnreichsten sind erst seit etwa 500 Jahren in die Welt gekommen, z. B. Pulver, Kompaß, Linnen-Papier, Buchdruckerei, die Uhren, die Ferngläser. Die meisten dieser Erfindungen sind von Italienern und Deutschen gemacht worden. Merke dir das — von Deutschen, denn unsre Landsleute sind ernst, verständig und nachdenkend, und richten ihre Aufmerksamkeit gern auf das Nützliche hin.

Nicht um alle Erfindungen können wir uns bekümmern. Viele sind uns gleichgültig, wohl gar überflüssig und schädlich. Von vielen Dingen wissen wir auch nicht, wann, wie und wer sie erfunden. Wir wollen auch nur nach dem forschen, was durch Noth und Bedürfniß der Menschen entstanden ist. Dahin gehört

1) das Spinnen. Wahrscheinlich fing man mit Wolle an, denn diese konnte man gleich zwischen den Fingern zu einem Faden drehen, dagegen die Fäden des Flachses und der Seide viel Kunst in der Zubereitung fodern. Das langwierige Drehen mit bloßer Hand führte in der Folge die Spindel herbei, die gewiß schon sehr alt ist. Bequemer noch ist das kleine Spinnrad, das aber erst 1530 von einem Deutschen, Namens Jürgens, erfunden wurde. Hatte man nun einmal durch Spinnen lange Fäden bekommen, so mochte auch bald

2) die Erfindung des Webens folgen. Man legte eine Anzahl Fäden der Länge nach neben einander (Zettel), und eine andere gleiche Anzahl quer hin in die Breite (Eintrag), und schlang sie durch einander. Dies that man wohl erst mit der Hand. Späterhin erfand man den künstlichen Weberstuhl, der aus sehr vielen Theilen zusammengesetzt ist.

3) Das Nähen ist gewiß viel später erfunden, denn

man mußte erst eine Schere haben, um abzuschneiden, und eine Nadel, um zusammen zu fügen. Indessen wußten sich vielleicht die ältesten Menschen zu helfen; sie machten es wahrscheinlich wie die Wilden es noch jetzt machen, die Fischgräten, Dornen und spitze Steine als Nadeln, und Thiergedärme und Sehnen als Zwirn gebrauchen.

4) Das Netze- oder Filetmachen mag schon früh da gewesen seyn. Vermuthlich wurde es von Menschen erfunden, die der Zufall an Flüsse oder Meeresküsten verschlagen hatte, wo sie sich, um ihren Hunger zu stillen, Fische fingen. Aber die ersten Netze waren nicht wie die unsrigen, sondern wahrscheinlich aus Baumbast, aus Schilf, Thiersehnen und dergleichen verfertigt.

5) Weit künstlicher und schwerer ist das Stricken, und, so leicht es jetzt scheint, so muß doch der Erfinder desselben ein sehr sinnreicher Kopf gewesen seyn. Auch kannte das Alterthum diese schöne Kunst noch nicht; denn sie ist noch nicht viel über 300 Jahr alt. Man weiß zwar weder genau das Jahr der Erfindung, noch das Land, wo sie gemacht, noch den Namen des Erfinders anzugeben; aber gewiß ist, daß vor dem Jahre 1500 keine sichere Spur von dieser Kunst vorkommt. Sonderbar ist, daß sie anfangs nur von Männern getrieben wurde; aber 1577 ward sie in England schon auf Dörfern von Bauerfrauen geübt. Jetzt versteht sie jedes Kind, denn sie ist leicht erlernt, und mehr ein nützlicher und nothwendiger Zeitvertreib als eine anstrengende Arbeit. Das Beste bei dieser Kunst ist, daß sie ohne große Mühe und Aufwand überall im Stehen, Gehen und Liegen, im Alter wie in der Jugend, selbst von Blinden getrieben werden kann. Daher strickt auch die ganze Welt, und es wäre eine Schande für ein Mädchen, es nicht zu können. Nur freilich geht das Stricken langsam; denn auch eine geübte Strickerinn braucht zu einem Paar feiner Mannsstrümpfe beinah eine Woche, wobei sie nicht viel plaudern und sich umsehen darf. Daher erfand

6) ein Engländer, William Lee (Wilhelm Li), ein Gelehrter, 1589 den Strumpfstrickerstuhl. Dies

ist eine sehr künstliche Maschine, fast ganz von Eisen, und aus mehr als zweitausend Theilen zusammengesetzt. Sie zu erfinden, erfoderte viel Kopf, aber sie jetzt gebrauchen, ist leicht; denn der einfältigste Mensch macht fast in einem Augenblick einige hundert Maschen auf Einmal.

7) Das Kochen ist ganz gewiß eine späte Erfindung. Denn die ersten Menschen lebten bloß von wild wachsenden Kräutern, Baumfrüchten und Wurzeln, und wußten durch den Geruch zu unterscheiden, was ihnen zuträglich war. Späterhin fingen sie sich Thiere, deren Fleisch sie roh aßen, wie noch jetzt die Wilden thun. Auch wir genießen ja noch manche Speisen roh, z. B. Obst, Salat, Austern. Dann kam man darauf, manche Kräuter und Fleischarten, z. B. Fische, an der Sonne zu trocknen. Aber zum eigentlichen Kochen und Braten brauchte man allerlei Vorbereitungen, die alle erst erfunden werden mußten. Man mußte Feuer machen können, Kochgeräthe, Töpfe, Kessel, Spieße und dergleichen haben. Das alles konnte nur nach und nach erdacht und aufgefunden werden.

8) Aber wie kamen die Menschen zur Erfindung der Schreibkunst? Gewiß nur sehr allmählig. Den Weg dazu bahnte das Malen, denn alles Schreiben ist ja nur eine Art Malerei. Wahrscheinlich war die erste Malerei das Zeichnen einer geraden oder krummen Linie mit einem Stecken im Sande. Nachher nahm derselbe Mensch oder ein anderer eine Kohle, oder ein Stück Kreide, und machte sich die Figur eines Menschen, eines Baumes, des Mondes u. s. w. auf einem Brett, und wer diese Figuren sah, der dachte sich dabei einen Menschen, einen Baum, den Mond. Aber wie unvollkommen ist eine solche Schrift! Wer kann Empfindungen malen? wer den Donner? wer den Geruch einer Rose? wer die Seele des Menschen, seine Tugenden, seine Freuden und Leiden? Man fiel also darauf, sich über gewisse Bilder zu verabreden, und ihnen eine bestimmte Bedeutung beizulegen; also z. B. man malte eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, und verabredete, daß dieses Gemälde so viel als das Wort Ewigkeit bedeuten sollte; oder man malte einen Pfauen-

schwanz, und verstand darunter die Schönheit. Eine solche Schrift hatten die Egypter, und man nannte sie Hieroglyphen. Auch diese Hieroglyphen-Schrift ist sehr unvollkommen, denn wer kann für jede Vorstellung und für jedes Wort in der Sprache eine Figur erfinden! Und wer soll die vielen hunderttausend Figuren sich merken und erlernen! — Da kam denn ein gewisser Jemand (man sagt ein Phönizier Tot; aber Schade, daß man es nicht gewiß weiß), auf den Gedanken, einige zwanzig Buchstaben zu erfinden, die so unendlich oft und verschieden zusammengesetzt werden können, daß man Millionen Vorstellungen dadurch für das Auge bezeichnen kann. Auf solche Art entstand die Buchstabenschrift oder das eigentliche Schreiben, das nichts weiter erfodert als die kleine Mühe, 28 Zeichen lesen zu lernen. So schreiben wir Deutsche nun schon seit mehr als tausend Jahren.

9) Aber, fragen wir, worauf und womit schrieb man denn? Wir möchten auch den Schreibstoff und das Werkzeug kennen lernen. — O der Schreibstoffe gab es mehrere. Man nahm anfangs weiche, noch ungebrannte Ziegel, Bretter von Holz, Blei und Kupfer, Täfelchen mit Wachs überzogen, Blätter von Kokosbäumen u. s. w. Erst einige hundert Jahr vor Christi Geburt benutzte man in Egypten die Papierstaude zu einem papierähnlichen Schreibstoff, und noch später bereitete man sich in Kleinasien (in Pergamus) aus Thierfellen das noch bekannte Pergament. Dies gebrauchte man sehr lange, bis endlich vor siebenhundert Jahren Jemand darauf kam, Papier aus Seide und Baumwolle zu machen, und — da dies zu kostbar war — vor fünfhundert Jahren Papier aus Leinewand, oder das nun allgemein übliche Lumpenpapier. — Die Werkzeuge, womit man anfangs schrieb, waren Griffel oder Meißel von Knochen und Eisen; bei den weichern Schreibstoffen bediente man sich eines Pinsels oder Rohrs; aber die Erfindung der Schreibfedern von Schwänen und Gänsen ist erst vor etwa 1300 Jahren gemacht worden.

10) Nächst der Schreibkunst ist die wichtigste Erfindung die Buchdruckerkunst, mit der uns etwa um

das Jahr 1440 Johann Guttenberg aus Mainz bekannt machte. Bis dahin hatte man sich damit behelfen müssen, die Bücher abzuschreiben, welches aber eben so kostbar als mühselig war, denn ein Buch, wie etwa dieses Lesebuch, konnte leicht hundert Thaler kosten, dagegen wir es jetzt für wenige Groschen kaufen. Das ist auch ganz natürlich; denn ein Buchdrucker kann an einem Tage mehrere hundert Bogen abdrucken, aber ein Schreiber, sey er auch noch so fertig, schafft an einem Tage nicht über vier Bogen.

11) Auch müssen wir die Erfindung des Schießpulvers achten, wenn es gleich der Menschheit viele Leiden bereitet. Es war schon ein Jahrhundert früher da als die Buchdruckerkunst, aber zum Kriegführen benutzte man es wohl später, und Barthold Schwarz, ein Mönch, mag wohl zu dieser Art der Benutzung die erste Anregung gegeben haben. Am wohlthätigsten ist es uns, Felsen zu sprengen und wilde Thiere zu erlegen.

12) Lieber aber wird uns wohl die Erfindung der Taschenuhren seyn, womit uns Peter Hele zu Nürnberg gegen das Jahr 1540 bekannt machte. Denn durch diese Erfindung sind wir in den Stand gesetzt, bei unsern Geschäfften und Arbeiten die Zeit auf eine Sekunde zu bestimmen, und überall zu wissen, wie hoch es an der Zeit ist. Freilich waren die ersten Uhren nicht so zierlich und sauber als die unsrigen; aber das ist bei jeder Erfindung so, sie ist anfangs roh und unvollkommen, und bildet und verfeinert sich nur sehr allmählig. Endlich werden wir uns noch gern merken wollen, daß

13) ein Nordamerikaner, Benjamin Franklin, im Jahre 1747 den Blitzableiter erfand, der bei einem Gewitter unsere Wohnungen sichert.

Auch Entdeckungen haben die Menschen gemacht, d. h. sie haben Dinge kennen gelernt, die zwar schon lange da waren, von denen man aber nichts wußte. Die wichtigsten Entdeckungen waren Länderentdeckungen. Bis zum Jahre 1492 kannte man nur drei Welttheile, Asien, Afrika und Europa. In dem genannten Jahre aber entdeckte ein armer Genueser, Kolumbus, in

Westen ein großes Land, das späterhin zu dem vierten Welttheil gemacht, und nach dem Amerikus Vesputius, der dieses Land beschrieb, Amerika genannt wurde. Diese Entdeckung geschah nicht durch Zufall, sondern Kolumbus ahnete und schloß aus mehrern Erscheinungen, daß in Westen noch Land seyn müsse; denn er war ein ganz gescheuter Mann, der schon als Knabe die Meß- und Sternkunde fleißig studirte, um ein tüchtiger Seefahrer zu werden. Er selbst hatte viele Gefahren auf seinen Seefahrten zu bestehen, und wurde am Ende gar mit Undank gelohnt; die Spanier dagegen, die ihm die Schiffe dazu gegeben hatten, holten sich nun unermeßlich viel Gold und Edelsteine aus Amerika, begingen dabei aber auch viele Grausamkeiten an den dortigen Wilden. — Der fünfte Welttheil ist erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckt und Südindien (Australien) genannt worden. Er besteht aus einer Menge von Inseln, unter denen die größte Neuholland ist; der Hauptentdecker ist ein englischer Seefahrer, Namens Kook.

Sechster Abschnitt.

Das Mädchen- und Frauenleben.

Sieh da eine Familie! Vater, Mutter, drei Töchter und zwei Söhne! Auch noch eine vorsorgende Großmutter, ehrwürdig durch ihr Alter und ihre Erfahrung! Sie nehmen eben ihr Frühstück ein, und sprechen von den Geschäfften des Tages. Der Vater wird sogleich an seine Arbeit gehen, die beiden Söhne rüsten sich zur Schule; die älteste Tochter bleibt zu Hause und bestellt mit der Mutter die Wirthschaft, denn beide unterreden sich soeben mit der Köchinn über die Speisen, welche zubereitet werden sollen; die zweite Tochter greift nach ihrem Anzuge, weil sie in einer Stunde den Klavierlehrer erwartet, und die jüngste lehnt sich an den Schooß der Großmutter, die sie auffodert, heute hübsch artig zu seyn. Alle sind heiter und froh, denn sie sind gesund, und jedes geht mit Lust und Freude an seine gewohnte Arbeit. O, wie schön ist es doch, in einer Familie zu leben!

Es ist 8 Uhr Morgens. Alles ist angezogen, einfach, reinlich und nett. Die Wohnstube ist in Ordnung. Vater und Söhne sind nun ausgegangen; die Mutter ordnet das Hauswesen; die älteste Tochter Luise häkelt an einem Geldbeutel zu ihres Vaters Geburtstag, die Großmutter strickt, und die kleine Julie spielt mit ihrer

Puppe, die sie aus- und anzieht. Wenn die Mutter die Küche besorgt hat, wird sie sich neben die älteste Tochter setzen, und Hemden nähen oder ein Kleid für ihre Julie machen. Auf dem Arbeitstische liegt auch ein Buch, aus welchem Mutter oder Tochter nachher etwas vorlesen werden, um sich zu unterhalten, und neuen Stoff zu lehrreichen Gesprächen zu gewinnen; denn der Vormittag gehört ganz der nützlichen Thätigkeit an.

Die Mittagsglocke ertönt! Der Tisch wird gedeckt. Alles ist bereitet. Da springen die Brüder mit ihren Schulmappen zur Stube herein. Sie bringen hungerige Magen mit, denn sie haben vier Stunden gelesen, übersetzt, geschrieben und gelernt, und fragen ungeduldig: „Liebe Mutter, gibt's bald was zu essen?" Die Mutter verweis't sie zur Geduld, denn der Vater ist noch nicht aus seinem Geschäfft zurück, auch die Schwester noch nicht aus ihrer Nähschule. Nun aber kommen sie an. Welche Freude! Der Vater ist da! Geschwind angerichtet! Die Suppe dampft. Jeder nimmt seinen Platz ein. Ha! das schmeckt nach der Arbeit. Freundliche Gespräche würzen das Mahl. Der älteste Sohn ist heute über sechs seiner Mitschüler hinaufgerückt, weil er seine Aufgabe in der lateinischen Grammatik besser gelernt hatte; der zweite ist mit Lob im Tagebuche bemerkt; die Schwester hat heute das erste Hemde in der Schule fertig genäht, und die Mutter sagt, daß die Arbeit gut und eigen gemacht sey. Da es Mittwoch und ein heller, schöner Herbsttag ist, so wird beschlossen, bald nach Tische einen Spaziergang nach dem F—schen Garten zu machen, und Vater und Mutter wollen mitgehen.

Ei, wie froh hüpfen die Knaben zum Thore hinaus! Sie sind immer die ersten, denn sie fühlen sich jetzt frei und ohne Zwang, und der Vater erlaubt es ihnen, eine Strecke voraus zu springen, wenn sie nur nicht wild und ausgelassen werden. Aber Luise geht bescheiden und ruhig

neben der Mutter, und an der Hand des Vaters trippelt die kleine Julie. Alle athmen mit Wohlgefallen die reine Luft, und schauen mit heiterm Blick zu dem klaren Himmel auf, und in das freie Feld, auf dem der Landmann nun die letzten Früchte einsammelt. So kommen sie unter Gesprächen und Betrachtungen, ehe sie es denken, bei dem Garten an. Die beiden Knaben sind schon da, und jagen nach einem buntfarbigen Schmetterling, den sie so eben mit dem Hute erhaschen. Ha, wie schön ist es hier! die Fruchtbäume brechen fast von den vielen Pflaumen, Birnen und Aepfeln, die hier in ihrem frischen Glanze an den herabhangenden Zweigen prangen. „Nun Kinder," ruft der Vater, „hier sollt ihr reifes, wohlschmeckendes Obst essen! Dort ist eine Laube mit einigen Tischen und Ruhebänken, da wollen wir uns niederlassen." — Sieh' da, Bekannte und Freunde, die in gleicher Absicht hieher gingen! Willkommen, willkommen! schallt es von allen Seiten. Auch Gespielen für die Kleinen, — Knaben und Mädchen! — Nun, hier laßt uns bleiben. — Vater und Mutter trinken eine Tasse Kaffee, weil sie daran gewöhnt sind, aber für die Kinder wird eine Schüssel frisches Obst gebracht und unter sie vertheilt. — Ei, wie saftig sind die Birnen und Pflaumen! Das ist eine schöne Art, von der wir noch etwas mit zu Hause nehmen müssen. — Manche frohe Gespräche zwischen den Herren und Frauen, und manche unschuldige Spiele der Kleinen verkürzen die Zeit, und erst mit dem Untergang der Sonne kehrt die Familie mit ihren Bekannten und Freunden zur Stadt zurück.

Der Abend ist da. Die kleine Familie ist von dem Spaziergang ermüdet, und sehnt sich nach Ruhe. Glücklicher Weise haben die Kinder nichts mehr zu thun, denn die schriftlichen Schularbeiten zum andern Tage sind schon gestern gemacht, aber eine Aufgabe ist noch zu wiederholen. Nun das gelingt am frühen Morgen besser als am Abend; denn das Sprichwort sagt: die Morgenstund hat Gold im Mund. Heute sind die Augen schon voll Schlaf;

also zu Bette, zu Bette ihr Kinder; morgen früh um 6 Uhr geht's wieder an die Arbeit! — Vater und Mutter bleiben noch auf; jener hat noch für sein Amt, diese für das Haus einige Geschäffte zu ordnen; auch möchte Luischen heute Abend noch aus einem lehrreichen Buche eine Erzählung vorlesen, die gestern schon angefangen worden war. Erst nach einigen nützlich und angenehm verlebten Stunden wünschen sie sich gegenseitig eine gute Nacht.

---

1) Das Mädchen in der Schule.

Lottchen war 6 Jahr alt, als die Mutter sie in eine Mädchenschule ihres Orts brachte. Bis dahin hatte die Muter selbst sie geleitet, sie an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt, und zur Frömmigkeit, Bescheidenheit und Folgsamkeit erzogen, so daß sie mit Wahrheit zum Vorsteher der Schule sagen konnte: ich übergebe Ihnen hier ein gut geartetes Kind. — Lottchen hatte noch wenig gelernt; sie konnte nothdürftig stricken und etwas buchstabiren, denn die Mutter hatte ihr beides nur so gelegentlich beigebracht, weil es ihr in den ersten Jahren mehr darum zu thun war, sie körperlich zu bilden und gut zu gewöhnen. Aber Lottchen hatte Lust zum Lernen, und achtete schon recht verständig auf alles, was die Lehrer und Lehrerinnen in der Schule sagten, denn sie liebte ihre Eltern, die sie öfters zum Fleiß ermahnten, über alles, und freute sich, wenn sie ihnen eine kleine Geschichte, die sie gehört, wieder erzählen, oder ein langes Wort in ihrer Fibel ohne Anstoß vorbuchstabiren, oder an ihrem kleinen Strumpf, den sie strickte, der Mutter ihre Fortschritte zeigen konnte. Dafür hatte sie denn auch die Freude zu sehen, daß ihre Eltern und Lehrer mit ihr zufrieden waren, und ihr bei allen Gelegenheiten recht viel Gutes und Liebes erwiesen.

Lottchen war in die unterste Schulklasse gekommen, in der außer ihr noch 11 kleine Mädchen saßen. Manche von diesen waren schon einige Jahre älter, und wußten noch nicht mehr als sie. Auch waren sie nicht alle gleich

ordentlich und reinlich, gleich folgsam und artig. Die Eine, Jettchen, kam öfters mit zerrissener Schürze in die Schule, oder mit Schmutzflecken im Gesicht und an den Händen. Ihre Mutter war nicht Schuld daran; aber Jettchen war zu wild auf dem Wege nach der Schule und nahm sich gar nicht in Acht. Eine Zweite, Minchen, kam jeden Morgen wenigstens eine halbe Stunde zu spät, denn sie stand nie zu rechter Zeit auf, und hatte nicht selten ihr Buch oder ihr Strickzeug vergessen, auch wohl verloren. Eine Dritte, Betty, war sehr unregelmäßig im Schulbesuch, und versäumte fast jede Woche mehrere Tage, weil sie das Vergnügen mehr liebte als die Arbeit, und die Mutter ihr darin zu viel nachsah. Eine Vierte, Hannchen, war sehr geschwätzig, plauderte mit Jedem, der ein Ohr für sie hatte, und störte dadurch in jeder Stunde ihre Lehrer und Mitschülerinnen. Eine Fünfte, Philippine, war faul, denn sie lernte selten ihre Aufgaben, die sie vom Lehrer bekommen hatte, und entschuldigte sich immer mit Mangel an Zeit oder gab vor, daß ihr das Auswendiglernen zu schwer werde. Eine Sechste, Auguste, war unverträglich, zänkisch und rechthaberisch, und wenn ihre Lehrer sie auf diese Fehler aufmerksam machten, so zeigte sie sich empfindlich und trotzig. Aber die übrigen Kinder hatten diese Fehler nicht; sie glichen vielmehr Lottchen an Ordnung und Reinlichkeit, an Bescheidenheit, Folgsamkeit und Fleiß, waren aufmerksam in den Stunden, und lernten daher auch mehr und schneller als die andern, die immer zurück blieben.

So wie man's treibt, so geht's, sagt ein altes Sprichwort. Den Bösen ging es böse, den Guten ging es gut. Die Lehrer übersahen natürlich die Fehler ihrer Schülerinnen nicht. Sie erinnerten, ermahnten, verwiesen, schalten, und, wenn alles dies nichts helfen wollte, so straften sie nicht selten auf eine empfindliche Weise. Die Zuspätkommenden und Fehlenden wurden regelmäßig in ein Tagebuch eingetragen. In diesem wurden auch alle Unfleißige, Unordentliche und Unfolgsame namentlich aufgeführt. Traf dies Eine oder die Andere öfter, so wurde sie von ihren Mitschülerinnen abgesondert, herun-

tergesetzt oder an die Thüre gestellt, oder sie mußte des Mittags in der Schule bleiben, oder es wurde den Eltern Nachricht davon gegeben. Eine Ruthe gebrauchten die Lehrer zwar nicht, denn sie meinten, ein junges Mädchen werde durch Schläge entehrt; aber dafür bekam das ungezogene und unfolgsame Kind in langer Zeit kein freundliches Gesicht von seinen Lehrern zu sehen, kein liebreiches Wort von ihnen zu hören, bis es Reue fühlte und sich besserte. — Den Folgsamen und Fleißigen ging es anders. Sie wurden von ihren Lehrern immer mit Auszeichnung und Liebe behandelt, über andere hinaufgesetzt, gelobt, dem Vorsteher der Schule als gute Kinder genannt, und im Tagebuche mit lobenden Bemerkungen aufgeführt. Am Schlusse eines jeden Vierteljahrs veranstaltete der Vorsteher eine Censur, oder eine schriftliche Beurtheilung aller seiner Schülerinnen. Da bekam nun eine Jede einen Zettel, auf welchem ganz deutlich geschrieben stand, ob sie sich gut oder schlecht betragen, ob sie aufmerksam und fleißig, oder zerstreut und faul gewesen, ob sie Fortschritte gemacht habe oder nicht. Und diesen Zettel mußten die Schülerinnen ihren Eltern vorzeigen, und von denselben unterschrieben dem Vorsteher wieder zurückbringen.

Wir können uns denken, wie viel Thränen es da gegeben, wenn der Zettel schlecht lautete; aber auch welche frohe Gesichter bei denen, die gelobt worden waren!

Lottchen hatte nun schon zwei gute Censurzettel mit nach Hause gebracht, und war dafür jedesmal mit irgend etwas, das ihr Freude machte, sowohl von dem Vater als von der Großmutter beschenkt worden, und die Mutter hatte ihr versprochen, daß sie bei der nächsten guten Censur ein neues Kleid erhalten sollte, welches sie sich schon längst gewünscht hatte. Lottchen brachte auch zum dritten Male eine ziemlich gute Censur, denn es wurde darin ihre Bescheidenheit und ihr Fleiß gelobt; aber sie hatte sich zweimal einer Unordnung in ihren Sachen, und dreimal einer Störung durch Plaudern zu Schulden kommen lassen, und das

hatte der Lehrer auf ihrem Zeugniß bemerkt. Da kam sie denn mit roth geweinten Augen nach Hause, war still und verlegen, schämte sich und suchte die Winkel. Die Mutter aber merkte es ihr bald an, daß etwas vorgegangen seyn müsse, und sprach mit ihr allein. Ach, ein Strom von Thränen brach aus Lottchens Augen, als sie ihren Censurzettel aus dem Strickkörbchen hervorlangte. Sie konnte und wollte nun nichts mehr verhehlen, schluchzte, fiel die Mutter um den Hals, bat um Vergebung, und versprach mit Hand und Mund sich zu bessern. Nur das führte sie zu ihrer Entschuldigung noch an, daß sie durch eine ihrer Mitschülerinnen zum Plaudern verleitet worden sey. Die Mutter vergab ihr zwar, da sie im Uebrigen ein gutes Kind war; aber das neue Kleid bekam sie jetzt nicht, sie sollte es sich erst durch **vollkommene** Zufriedenheit ihrer Lehrer verdienen. So wurde sie denn unter einigen Erinnerungen und der Warnung, nicht bösen Kinderu zu folgen, mit mütterlicher Liebe entlassen.

Lottchen hielt treu, was sie versprochen, und bekam bei der nächsten Censur das neue Kleid. Auf ihrem Schulzeugnisse stand gar kein Tadel, ja sie war sogar diesmal in eine höhere Klasse gesetzt worden, weil sie in der Leseprüfung, die der Vorsteher mit ihr abgehalten, sehr gut bestanden war. Das erregte denn im ganzen Hause große Freude, und da gerade an dem Tage Lottchens Geburtstag war, so veranstaltete der Vater auf den Abend sogar ein kleines Gastmahl, zu welchem die Oheime und Tanten eingeladen wurden, die auch noch mancherlei kleine Geschenke für Lottchen mitbrachten. Das alles machte Lottchen überaus glücklich; aber besonders freute sie sich darüber, daß sie von nun an in der höhern Klasse gleich ihren kleinen Verwandren, die auch diese Schule besuchten, schon etwas Natur = und Erdbeschreibung hören, an dem Zeichnen und Schreiben Theil nehmen, und aus einem neuen Lesebuche belehrt werden sollte. Wirklich zeigte sie auch so viel Lust und Eifer, daß sie bald über mehrere ihrer Mitschülerinnen hinaufrückte, und ehe ein halbes

Jahr verging, konnte sie schon ihrem Vater auf der Karte von Europa die Hauptstädte aller Länder zeigen, und den Weg bezeichnen, den sie auf einer Seereise von Konstantinopel nach London nehmen würde. Auch in der Naturbeschreibung und im Rechnen hatte sie schon manches begriffen, und wenn die Mutter eine kleine Küchenrechnung erhielt, so konnte sie es schon Lottchen übertragen, die Groschen und Pfennige zusammen zu zählen. Da fühlte sie denn, wie nützlich es für das Leben sey, etwas Gutes gelernt zu haben, und freute sich, der guten Mutter schon einen kleinen Dienst leisten zu können. Nur im Schreiben und Zeichnen wollte es noch nicht recht vorwärts gehen, denn die Buchstaben wurden noch so ungleich, und die wagerechten und senkrechten Linien aus freier Hand geriethen noch zu grob und nahmen nicht selten eine schiefe Richtung. Da meinte denn der Vater, ihr Auge und ihre Hand müßten noch mehr Uebung haben, und ließ ihr durch den Schreiblehrer der Schule noch eine Nachhülfe zu Hause geben.

Die Klasse, in der Lottchen saß, bestand aus zwei Abtheilungen. Für jede Abtheilung war ein gewisses Maaß von Kenntnissen bestimmt, ohne welches keine Versetzung aus der zweiten in die erste, und aus dieser in eine höhere Klasse statt finden konnte. Lottchens Fleiß brachte es dahin, daß sie nach drei Vierteljahren in die erste Abtheilung, und ein halbes Jahr darauf mit Lob in die zweite Klasse gesetzt wurde, wodurch sie ihre Eltern zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigte. Auch in ihrem sittlichen Betragen, woran den Eltern am meisten lag, war sie untadelhaft, und empfahl sich besonders durch ihren bescheidenen, kindlichen Sinn, und durch ein anständiges Aeußere, durch Reinlichkeit und Ordnungsliebe.

Nur eines hatte die achtsame Mutter an ihrem Lottchen auszusetzen, und da nahm sie sich denn vor, einmal recht ernstlich darüber mit ihr zu sprechen. Sie hatte nämlich bemerkt, daß Lottchen in den Handarbeiten gar sehr zurückblieb, und nie rechte Lust dazu zeigte, ja es schien sogar, als wenn diese Unlust mit den Jahren stärker wurde. Ein Uhrband, an dem sie in der Schule hä-

kelte, wollte gar nicht fertig werden, und an dem Strumpf, den sie zu Hause unter Aufsicht der Mutter strickte, mußten sehr oft die Maschen wieder aufgetrennt werden. Alles andere that sie von selbst aus eigenem Antrieb, aber zur Handarbeit ließ sie sich immer erst auffodern und ermuntern. Da stellten ihr denn die Eltern vor, daß die Beschäftigung mit den Handarbeiten höchst nützlich und nothwendig für ein junges Mädchen sey, und da die Mutter in dieser Angelegenheit die erste Stimme hatte, so nahm sie auch das Wort: „Höre Lottchen, sagte sie, ich habe bisher deine Strümpfe von fremden Leuten stricken lassen. Das kann aber so nicht bleiben; unsere Wirthschaft wird größer und dein Vater muß sich das Brod sauer verdienen. Ich verlange also von dir, daß du für deine Strümpfe selbst sorgst, und uns diese Ausgabe ersparst. Du weißt nicht, ob du künftig nicht für andere Leute wirst stricken und nähen müssen, und wenn das auch nicht nöthig ist, so sind die Handarbeiten für ein Mädchen eine nützliche Beschäftigung, welche Hand und Auge übt, und uns nicht hindert, dabei noch einem lehrreichen Gespräche zuzuhören, oder in einem nützlichen Buche zu lesen.“ Ich lobe, setzte der Vater hinzu, deinen Eifer in den wissenschaftlichen Gegenständen, und freue mich, daß du deinen Verstand mit nützlichen Kenntnissen bereicherst; aber wenn du dich in den weiblichen Kunstfertigkeiten vernachlässigest, so wirst du von deinem Geschlecht ausgelacht und verspottet werden, und Jedermann wird von dir sagen, daß du ein ungeschicktes Mädchen seyst, mit dem man im Hauswesen nichts anfangen könne.“

Dies und mehreres andere, was Lottchen bei dieser Gelegenheit zu hören bekam, machte einen großen Eindruck auf sie. Sie war jetzt im zehnten Jahre, und begriff schon recht gut, was zu ihrem Wohl diente. Auch hatte sie zu viel Liebe zu ihren Eltern, als daß sie die Ermahnungen derselben hätte in den Wind schlagen sollen. Dazu kam, daß die Lehrerinn der Schule zugleich davon benachrichtiget, und gebeten wurde, ein recht wachsames Auge auf Lottchens Handarbeiten zu haben; und da nun die Zeit heran kam, in der die jährliche Ausstellung der in

der Schule verfertigten Handarbeiten statt fand, und jede Schülerinn sich beeiferte, dazu etwas zu liefern, das Ehre und Freude brächte: so that auch Lottchen ihr Mögliches, und brachte es durch fortgesetzte Ermunterungen, woran es die Mutter besonders nicht fehlen ließ, dahin, daß sie einen recht schön gehäkelten Geldbeutel für den Vater, ein halbes Dutzend gut gesäumte Schnupftücher für die Mutter, und ein Paar gestrickte Strümpfe für sich selbst zur gehörigen Zeit fertig bekam. Diese gelungenen Arbeiten erregten bald nachher in ihr den Wunsch, sich auch an andere und größere Handarbeiten zu machen, und da die Mutter und Lehrerinn ihr darin gern die Hand boten: so hatte sie die Freude, zu der Ausstellung des folgenden Jahres eines der schönsten Stücke, eine Teppicharbeit (Tapisserie) zu einem Lehnstuhl zu liefern.

Je älter Lottchen wurde, desto vortheilhafter bildete sie sich in den Schulkenntnissen aus. Zwar trieb sie nicht alle Lehrgegenstände mit gleichem Eifer, denn sie hatte eine gewisse Vorliebe für die Geschichte und ihre Muttersprache; aber sie blieb doch in keinem ganz zurück, und vernachlässigte keine einzige Arbeit, so sauer ihr auch manchmal die Anfertigung derselben wurde. Es gehörte zu den vorzüglichern Tugenden dieses Mädchens, ihre schriftlichen Aufsätze mit großer Sorgfalt zu arbeiten. Nie verschob sie die Anfertigung derselben bis auf den letzten Tag, und nie zeigte die Handschrift von Eil und Flüchtigkeit; vielmehr machte sie ihre Arbeiten, wenn irgend möglich, einige Tage vor der Ablieferung, sah sie immer noch einmal durch, schrieb sie in's Reine, und überlas alles noch einmal den Tag vorher, an welchem sie davon Gebrauch machen sollte. Daher waren ihre Hefte immer sauber und rein, und da auch der Inhalt mit Nachdenken geschrieben war: so machte die Durchsicht derselben den Lehrern immer mehr Freude als Mühe.

Sie war aber damit nicht zufrieden, die Vorträge ihrer Lehrer bloß auf dem Papier zu haben; denn sie sah wohl ein, daß man nicht sagen könne, man wisse dies

und jenes, wenn man es nicht im Kopf trage, und sich nicht einen deutlichen Begriff davon machen könne. Da es ihr nun aber wie allen Kindern ging, daß sie das Gehörte oft wieder vergaß, so machte sie es sich zum Gesetz, die Ferien und freien Tage, welche sie hatte, zur Wiederholung zu benutzen, und ihre Hefte von Zeit zu Zeit mit Aufmerksamkeit wieder durchzulesen. Diesen Rath hatte ihr einer ihrer Lehrer gegeben, und da sie ihn treuer als ihre Mitschülerinnen befolgte, so wußte sie auch immer am besten zu antworten, wenn beim Unterricht solche Gegenstände in Anregung kamen, die schon früherhin erklärt worden waren.

Auf diese Art wurde es möglich, daß Lottchen, mit sehr guten Kenntnissen versehen, im 16ten Jahre die Schule verlassen konnte. Mit Thränen des Danks schied sie von ihren Lehrern, die sie wie ihre Eltern liebte, und von einem Orte, an dem sie so viel frohe Stunden verlebt hatte; und mit Schmerzen sahen ihre Mitschülerinnen sie aus ihren Umarmungen sich losreißen, da sie mit ihnen in Freundlichkeit und Friede gelebt, und der Schule eine Ehre und Zierde gewesen war. Lange noch gedachte sie ihrer Schulzeit mit Liebe, und lange noch blieb sie in dem ehrenvollen Andenken ihrer Lehrer und Gespielinnen!

---

2) Das Mädchen als Gehülfinn im elterlichen Hause.

Bertha war 17 Jahr alt, als sie von dem Prediger der Kirche, zu welcher sich ihre Eltern hielten, eingesegnet wurde. Mit dieser feierlichen Handlung schloß sich zugleich ihre Schulzeit, und ihre Eltern freuten sich, eine große, verständige Tochter zu haben, die ihnen nun bei der Erziehung der kleinern Geschwister und der Führung des Hauswesens hülfreiche Hand leisten könnte. Diese Hülfe war ihnen um so erwünschter, da sie dadurch manche Ersparnisse zu machen hofften, und nicht Alles fremden Händen zu überlassen brauchten, von denen sie — wie die Erfahrung gelehrt hatte — immer doch nur schlecht bedient wur-

den. Auch Bertha freute sich, daß sie nun endlich dahin gekommen sey, sich ihren Eltern für die vielen Sorgen und Lasten, die sie ihnen gemacht, durch die That dankbar bezeigen, und besonders ihrer kränklichen Mutter manche beschwerliche Geschäffte des Hauswesens abnehmen zu können. So wurde denn für Bertha das 17te Jahr der Anfang einer neuen Lebensperiode.

Um aber diese Hülfe in der Wirthschaft mit Nutzen leisten zu können, mußte Bertha erst unter der Anleitung der Mutter dazu vorbereitet und angelernt werden. Denn, einige Kleinigkeiten abgerechnet, die sie so gelegentlich in Küche und Keller aufgefaßt, hatte sie sich während ihrer Schuljahre doch zu wenig um die wirthschaftlichen Angelegenheiten bekümmern können, als daß die Mutter sich hätte auf sie verlassen dürfen. Sie brachte daher in das Hauswesen nicht viel mehr mit als Aufmerksamkeit, Lust und guten Willen, aber dies war auch, wie die Mutter selbst sagte, vollkommen hinreichend, um eine gute Hausfrau zu werden.

Jetzt erhielt Bertha erst einen Ueberblick von dem, was zur Führung des Hauswesens ihrer Eltern gehörte. Sie hatte einen Bruder, der ein Gymnasium besuchte, und zwei jüngere Schwestern, von denen die kleinste, Malchen, noch viel Wartung und Pflege bedurfte. Bisher hatten die Eltern auf diesen Hausstand zwei weibliche Dienstboten gehalten, und Mühe gehabt, alle Geschäffte zu bestreiten; nun wollten sie versuchen, mit einem Dienstboten fertig zu werden, und für die gröbern Hausarbeiten des Reinigens und Scheuerns sollte noch zweimal in der Woche eine Frau als Gehülfinn angenommen werden. Dabei blieb also für Mutter und Tochter noch immer viel zu thun übrig, wenn Alles in Ordnung erhalten und Jedem im Hause sein Recht widerfahren sollte. Die regelmäßig wiederkehrenden Hauptgeschäffte, welche beide sich ausschließlich vorbehielten, waren 1) die Aufsicht über Küche und Keller, der Einkauf auf dem Markt und die Führung des Wirthschaftsbuches; 2) die Ausbesserung der Wäsche, und die Aufsicht über die Reinigung und das Plätten derselben; 3) die Wartung und Pflege des kleinen Malchens.

Dazu kamen nun von Zeit zu Zeit noch viele andere, außergewöhnliche Geschäffte, die durch die Jahreszeit, durch kleine häusliche Feste, auch wohl durch Krankheiten herbeigeführt wurden. So war es z. B. Sitte, daß im Sommer und Herbst einige Früchte eingemacht, getrocknet und gebacken; daß im Winter Fleisch eingepökelt; daß an den Geburts- und Festtagen die Verwandte und Freunde eingeladen und bewirthet wurden; und da die kleinern Geschwister noch die gewöhnlichen Kinderkrankheiten zu bestehen hatten, so mußte theils die Mutter, theils Bertha nicht selten die Krankenpflegerinn machen. Auch sollte doch der Abgang an Kleidung und Wäsche wieder durch neue ersetzt werden, und wenn gleich dabei zuweilen eine Nähterinn zu Hülfe genommen wurde, so konnte dies doch nicht immer geschehen, wenn nicht die Ausgaben die Einnahmen übersteigen sollten. — Dabei sollte Bertha auch durch Lesung lehrreicher Schriften sich fortbilden, und Gesang und Klavierspiel, wozu sie Talent hatte, nicht vernachlässigen. Eben so war es billig und nöthig, den erlaubten Vergnügungen des Lebens und gesellschaftlichen Freuden so viel Muße zu widmen, als der Körper zur Erholung und der Geist zur Erheiterung bedarf. — Alles dies, und manches, was sich nicht aufzählen läßt, sollte durch Mutter und Tochter selbst gethan oder angeordnet und geleitet, oder durch ihre Mitwirkung und Beihülfe geleistet werden. Wirklich keine geringe Aufgabe! Aber ein altes Sprichwort sagt: Lust und Liebe zum Dinge, macht Hänschen alle Arbeit geringe!

Mit diesem Sinne ging Bertha getrost an ihr Hausgeschäfft. Die Mutter, die schon eine Reihe von schönen Erfahrungen eingesammelt, belehrte sie darüber, daß man sich eine Sache leicht und schwer machen könne, je nachdem man sie angriffe, und machte sie bei allen Gelegenheiten auf die kleinern Vortheile aufmerksam, die man sich in der Zeitersparniß verschaffen könne. Besonders zeigte sie ihr, wie wichtig es sey, gewisse täglich wiederkehrende Geschäffte zu einer bestimmten Zeit und in einer gewissen Folge abzumachen; die Art aber, wie sie am besten gemacht würden, lasse sich weniger lehren als absehen, daher man

hübsch aufmerken und Achtung geben müsse, wie es andere erfahrene und verständige Personen angriffen. Eben so machte sie ihr begreiflich, wie bedeutende Ersparnisse in den Ausgaben zu gewinnen wären, ohne in den Fehler des Geizes zu verfallen. Dies zeigte sie ihr besonders an der Art der Feurung auf dem Herd, an dem Einkauf der Waaren im Vorrath und zu rechter Zeit, und an der Wahl der Gerichte nach der Jahreszeit und den Marktpreisen, indem ein und dieselbe Speise zu verschiedenen Zeiten auch einen höhern oder geringern Kostenaufwand erfodere. Ueberall aber, sagte die Mutter, komme es darauf an, solche Speisen zu bereiten, die gesund, schmackhaft und wohlfeil wären. So wurde Bertha mit gewissen allgemeinen Wirthschafts-Grundsätzen bekannt, deren Wahrheit sich ihr nachher durch eigene Erfahrung vielfach bestätigte.

Ueber die besondern Wirthschafts-Grundsätze belehrte die Mutter sie gelegentlich in den Abendgesprächen, und gab ihr auch ein Buch, welches von der Kenntniß eßbarer Dinge handelte, woraus sich Bertha unter andern folgende Dinge merkte:

„Am gesundesten und nahrhaftesten sind die Fleischspeisen. Unter den verschiedenen Fleischarten ist das Rindfleisch das kräftigste Nahrungsmittel, das man zu jeder Jahreszeit in gleicher Güte haben kann. Es gibt gute Suppen, und kann am mannigfaltigsten zubereitet werden. Das Hammelfleisch dagegen ist nur von Johanni bis Weihnachten recht schmackhaft. Schweinefleisch kann man zwar das ganze Jahr hindurch haben, doch ist es, frisch genossen, der Gesundheit nicht eben zuträglich. Die Gänse sind im ersten Jahre am besten und schmackhaftesten; Enten aber können früher und später gegessen werden. Junge Hühner muß man nur schlachten, wenn sie völlig ausgefiedert sind; alte fette Hühner geben besonders kräftige Suppen.— Flußfische sind besser als Fische aus Seen und Teichen. Hechte sind am wohlschmeckendsten vom Septbr. bis Februar, Karpfen vom Octbr. bis April, Krebse nur vom May bis August; Aal ist zwar eine sehr beliebte, aber schwere Speise. Alles, was Fisch heißt, gibt übrigens eine weit schlechtere Nahrung als Säugthiere und Federvieh, und ist schwerer

zu verdauen. Milch und Eier, wenn letztere nicht hart gekocht sind, gehören zu den nahrhaftesten und gesundesten Speisen. Je fetter eine Speise, besonders eine gebratene oder geröstete ist, desto mehr beschwert sie den Magen."

„Was die Gewächse betrifft, so verlieren sie ihren Geschmack gegen die Zeit, wo sie aufs Neue gesäet oder gepflanzt werden. Die Kartoffel ist daher nur bis zum May recht genießbar. Der Grünkohl ist am schmackhaftesten, wenn er gefroren ist. Die Gartenerbsen sind zarter als die Felderbsen. Unter den Rüben sind die Mohrrüben am gesundesten. Spinat, Morcheln und Pilze geben theils fast gar keine Nahrung, theils sind sie ungesund."

Bertha nahm sich nun des Hauswesens mit Sorgfalt an, und war überall dabei, wo es für sie etwas Neues zu lernen, oder das Erlernte noch besser einzuüben Gelegenheit gab. Unverdrossen übernahm sie alle Aufträge der Mutter, führte sie bedächtig, aber doch flink aus (denn sie bekümmerte sich bei der Arbeit nicht viel um Nebendinge), und machte eben darum alles reinlich und eigen, ohne Zeit zu verschwenden. Auch schämte sie sich keiner Arbeit, wenn sie nur ihren Kräften und ihrer Erziehung angemessen war, und nahm selbst der Köchinn noch manches Geschäfft ab, wenn diese gerade an einem Tage mehr als gewöhnlich zu thun hatte.

In der Küche war sie natürlich häufig nur Zuschauerinn, wie die Mutter und die Köchinn die Speisen bereiteten; aber bei den gewöhnlichen Gerichten konnte sie schon Hand anlegen, oder sie wohl gar ohne Hülfe machen. Freilich ohne Fehler kommt man nicht zur Einsicht; denn durch Schaden wird man klug. Bertha liebte die salzigen Speisen, und that daher manchmal des Guten zu viel; oder sie ging zu freigebig mit der Kochbutter um, oder sie ließ das Fleisch zu lange kochen. Wenn dann zuweilen die Mutter bei Tische sagte: nun, lieber Mann, heute hat unsre Bertha allein gekocht: so verzog sich des Vaters Miene in ein kleines Lächeln, und er pflegte dann wohl zu sagen: das habe ich an der salzigen Suppe, oder an der fetten Vorkost gemerkt. Eine kleine Schamröthe überzog dann Bertha's Gesicht, indem sie ihre Verlegenheit durch

das Tellertuch (Serviette) zu verbergen suchte; aber die Mutter meinte denn wohl, Backen und Brauen gerathe ja nicht immer, und der Vater setzte denn noch hinzu, daß er der jungen Köchinn auch nächstens schöne weiße Leinewand zu einem halben Dutzend Küchenschürzen schenken werde.

In der Kunst des Brod = und Kuchenbackens konnte Bertha in dem elterlichen Hause nicht viel lernen; denn jenes war in der Stadt nicht üblich, und dieses geschah nur selten. Die Mutter war der Meinung, daß man diese Kenntniß einer jungen Städterinn wohl erlassen könne, da sie davon doch nur wenig Gebrauch machen werde. — Das Einmachen und Trocknen der Früchte wurde zwar nicht ganz unterlassen, aber doch nur als Nebensache betrachtet; denn die Mutter meinte, eingemachte Früchte kosteten viel Zucker, und getrocknete Bohnen verlören ihren Geschmack. Aber saure Gurken, auch wohl Kirschen- und Pflaumen wurden in jedem Jahre eingemacht. Eben so pflegte die Mutter von Zeit zu Zeit einige Stücke Rindfleisch einzupökeln. Das Backen des Obstes und das Räuchern der Schinken und Gänsebrüste unterblieb ganz, theils weil die Mutter in ihrem Hause keine Anstalten dazu hatte, theils weil sie nicht selbst einschlachten konnte. Dergleichen Kenntnisse, sagte die Mutter, ließen sich am besten auf dem Lande einsammeln, und könnten, wenn es nöthig wäre, ohne Schande auch noch in reifern Jahren erlernt werden. Eben so dachte sie über das Kochen der Seife; doch ließ sie die Asche und Fleischknochen sammeln, jene um sie zur Lauge bei der Wäsche zu gebrauchen, diese, um einer guten Freundinn, die sich mit Seifekochen abgab, gefällig zu seyn.

Dagegen mußte sich Bertha um so angelegentlicher der Wäsche annehmen. Schon mehrere Tage vorher, ehe die Wäsche angestellt wurde, sah die Mutter mit Bertha's Hülfe jedes Stück sorgfältig durch, und legte dasjenige, was beschädigt war, bei Seite, um es vorher auszubessern. War dies geschehen, so wurde die Wäsche ausgelesen, und zusammengelegt und gebunden, was zusammen gehörte. Nun wurde der Waschzettel angefertiget, und genau bemerkt, wie viel und welche Stücke in die

Wäsche gegeben wurden. Den Waschfrauen selbst wurde alles stückweise vorgezählt, damit sie sich, wenn etwas verloren ginge, nicht mit der Ausrede entschuldigen könnten, sie hätten es nicht bekommen. Die Seife wurde an allen Seiten glatt geschabt, um durch das Rauhe und Unebene nicht die feine Wäsche zu stark zu reiben, und das Abgeschabte wurde zur Nachseife benutzt; auch wurden die Seifenstücke nur nach und nach den Wäscherinnen gereicht, um ihnen keine Veranlassung zur unnützen Verschwendung zu geben. Weil die Seife sich mit weichem Wasser leichter vereinigt, so wurde zur Wäsche Fluß- oder noch lieber Regenwasser genommen, indem das harte Wasser noch einmal so viele Seife erfodert. — Bei dem Waschen selbst gingen Mutter und Tochter ab und zu, theils um durch ihre Gegenwart die Arbeit zu fördern, theils aber und besonders um zu beobachten, ob auch alles hübsch rein gewaschen werde. Eben so hatten sie ein wachsames Auge beim Trocknen, Rollen und Plätten, wobei durch Unachtsamkeit nicht selten etwas versehen oder verdorben zu werden pflegt, und hier war es, wo sie besonders tüchtig mit Hand anlegten.

Das Wirthschaftsbuch mußte Bertha unter Anleitung der Mutter führen, die es am Schluß der Woche genau nachsah. Jeden Abend wurde mit dem Mädchen zusammengerechnet, was ausgegeben war, und jede Ausgabe wurde in's Buch eingetragen. Daraus ergab sich denn nicht nur, wie sich die Ausgaben zu den Einnahmen verhielten, sondern es ließen sich daraus auch nach einem längern Zeitraum manche nützliche Wirthschaftsregeln ableiten, indem Bertha mit den steigenden und fallenden Preisen der Lebensmittel, und mit den Bedürfnissen des Hauswesens immer bekannter wurde.

Was endlich die Pflege und Wartung des kleinen zweijährigen Malchens betrifft, so nahm sich Bertha auch dieser Angelegenheit mit so viel Aufmerksamkeit und Sorgfalt an, als die übrigen Hausgeschäffte nur immer zuließen. Die meiste Zeit war Malchen um die Mutter, weil diese weniger als Bertha in der Wirthschaft zu thun hatte. Aber das Aus- und Anziehen des kleinen Kindes, und die Sorge für die Reinigung desselben war ihr beson-

ders übertragen. Dies that sie auch mit Lust und widmete ihr außerdem noch manche halbe Stunde, um mit ihr zu spielen, und sie nützlich für die Ausbildung ihres Körpers und die Entwickelung ihrer Geistesanlagen zu beschäfftigen.

Ueberhaupt nahm sich Bertha als Gehülfinn ihrer Mutter so gut, daß sie nach zwei Jahren der Wirhschaft vollkommen allein vorstehen konnte, und dadurch ihren Eltern Freude und Ehre machte.

---

3) Das Mädchen im gesellschaftlichen Leben.

Ida hatte unter den Töchtern des Regierungsraths Weise den besten Gebrauch von der sorgfältigen Erziehung gemacht, welche die Eltern ihren Kindern gaben. Sie war erst 16 Jahr alt, aber an Reife des Verstandes und an nützlichen Kenntnissen mancherlei Art übertraf sie fast alle Mädchen ihrer Vaterstadt, und doch schien sie selbst ihre Vorzüge kaum zu ahnen, da sie zugleich eben so anspruchlos und bescheiden, eben so sanft und gefällig war, und — ohne gerade schön zu seyn — doch alle Anmuth und Liebenswürdigkeit eines jungen Mädchens in sich vereinigte.

Der Vater hatte oft mit der Mutter darüber gesprochen, daß er wünsche, seine Töchter nicht bloß für das Nützliche und Nothwendige, sondern auch für das Angenehme und Schöne zu erziehen, indem er meinte, daß ein Mädchen seines Standes und Vermögens mitten inne stehe zwischen den Niedern und Höhern, zwischen den Armen und Reichen, und daher für beide Lagen und Verhältnisse des Lebens gebildet werden müsse. Die Mutter pflichtete dem Vater darin ganz bei, und behauptete sogar, daß in dem Mädchen überhaupt weit mehr als in dem Knaben der Sinn für das Schöne und Sittige geweckt werden müsse, indem dies der beste Empfehlungsbrief sey, den Eltern ihren Töchtern mitgeben könnten; denn, fügte sie hinzu, von dem Weibe fodert man mehr äußere, gesellige Tugenden

als von dem Manne, und ungern erläßt man ihr diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, welche zur Erheiterung des gesellschaftlichen Lebens dienen.

Diesen übereinstimmigen Grundsätzen gemäß war Ida in Sprachen und Wissenschaften, in allen üblichen Arten von Handarbeiten, im Tanz, in Gesang und Musik theils auf der Schule, theils zu Hause von Privatlehrern unterrichtet worden, und erhielt auch nun noch unter den Augen der Mutter die beste Anleitung in der Führung der Hauswirthschaft.

Unter den Sprachen waren es drei, in denen Ida Unterricht genossen hatte: die Deutsche, Französische und Italienische.

Im Deutschen war sie so weit gekommen, daß sie nicht nur richtig und fehlerfrei sprechen, sondern auch schriftlich ihre Gedanken ordnen, und sich deutlich und gefühlvoll ausdrucken konnte. Sie las und verstand die besten Dichter unsers Volks, und las sie zu wiederholten Malen, da sie in ihnen immer neue Schönheiten entdeckte, und in der Beschäfftigung mit ihnen ihren Verstand und Geschmack ganz vorzüglich zu bilden hoffte. Der Vater sah dies sehr gern, denn er meinte, daß alle Geistes- und Gemüthsbildung eines deutschen Mädchens von ihrer Muttersprache ausgehen, und wieder dahin zurückführen müsse; daher er denn auch die Verächter der deutschen Sprache herzlich bemitleidete, und bei jeder Gelegenheit gegen diejenigen eiferte, die es für eine Schande hielten, nicht französisch zu wissen, sich aber nicht schämten, die gröbste Unwissenheit in ihrer Muttersprache zu verrathen.

Indessen hatte der Vater keineswegs die französische Sprache von der Bildung seiner Ida ausgeschlossen. Er wußte, daß die höheren Stände diese Sprache in besondern Schutz genommen, daß die Kenntniß derselben im gemeinen Leben vielfach gefodert, und besonders bei einem jungen Frauenzimmer vorausgesetzt werde, und so wollte er dem Fortkommen seiner Ida kein Hinderniß in den Weg legen. Aber er verlangte von ihr nur, daß sie im Stande wäre, sich mündlich und schriftlich über Gegenstände des gemeinen Lebens auszudrücken, ohne darum die Dichter des franzö-

fischen Volks zu lesen, dessen Geist und Art zu denken und zu fühlen, wie er meinte, dem deutschen Charakter geradezu entgegen sey. Ida brachte es daher in dieser Sprache auch nur so weit, als es das äußere Bedürfniß des gesellschaftlichen Lebens foderte.

Angenehmer war ihr die italienische Sprache, nicht bloß, weil sie solche leichter und in einer kürzern Zeit erlernen, sondern vorzüglich, weil sie davon beim Gesang den besten Gebrauch machen konnte. Dies war nämlich die besondere Rücksicht, welche den Vater bestimmte, seine Ida in dieser Sprache unterrichten zu lassen, da er bemerkte, daß sie sehr glückliche Anlagen zur Musik hatte, die er künstlerisch auszubilden für seine Pflicht hielt.

Eben deshalb wurde auf die musikalische Bildung auch besonderer Fleiß gewandt. Der Vater hatte die größten Meister seines Orts zu Lehrern für seine Tochter ausgewählt, und ließ diesen Unterricht auch jetzt noch fortsetzen, ungeachtet Ida schon eine gute Fertigkeit im Gesang erlangt, und es auf dem Forte-Piano so weit gebracht hatte, daß sie die schwersten Sonaten ziemlich vom Blatte wegspielen und selbst schon kleinere Stücke setzen konnte. Dies war dem Vater besonders erfreulich; denn er betrachtete die Musik als ein vortreffliches Bildungsmittel des Schönheitssinnes, und glaubte, daß durch sie die erheiterndste und schuldloseste Beschäfftigung für die Stunden der Muße gegeben sey, wodurch besonders ein junges Mädchen vor den verderblichen Fehlern der Langenweile, der Geschwätzigkeit und dem Kartenspiel, bewahrt, und einer ganzen Gesellschaft angenehm und wohlgefällig, sich selbst aber in ihrem Fortkommen sehr förderlich werden könne.

Schon früher war Ida im Tanzen unterrichtet worden, das der Vater aus dem Gesichtspunkt einer gymnastischen Uebung betrachtete, die dem weiblichen Körper eine schöne Haltung und den Gliedern eine leichte Beweglichkeit gäbe. Mehr aber wurde damit nicht erzielt, daher auch der Unterricht aufhörte, sobald Ida in den gewöhnlichsten Arten der Tänze so weit eingeübt war, daß sie an diesem gesellschaftlichen Vergnügen Theil nehmen konnte.

Der Unterricht in allen üblichen Arten weiblicher Handarbeiten hatte Ida's Aug' und Hand gebildet, und ihren Geschmack geläutert. Sie verfertigte die schönsten Stick = und Teppicharbeiten, machte künstliche Blumen bis zur Täuschung, und in der Nähterei die schwersten Kanten = und Seitenstiche. Und da sie zugleich im Zuschneiden der Hemden und der gewöhnlichen Hauskleider Anleitung erhalten hatte, und darin wie in allen übrigen Handarbeiten immer noch mehr lernte: so konnte sie einen großen Theil des Hausbedarfs an Wäsche und Kleidung ohne fremde Hülfe verfertigen, und alle Arbeiten der weiblichen Kunst nach ihrer Güte und Schönheit richtig beurtheilen.

Mit dieser Kunstbildung Ida's stand ihre Verstandes- und wissenschaftliche Ausbildung in einem sehr glücklichen Verhältniß. Keine schwächte den Sinn für die andere, keine wurde durch eine besondere Vorliebe so begünstigt, daß die andere darüber vernachlässigt worden wäre. Ida gab und ließ beiden ihre Rechte, und wußte durch ein richtiges Gefühl und ein sehr gesundes Urtheil das gehörige Maaß für ihr Geschlecht und ihre besonderen Verhältnisse zu finden. Ein Mädchen, so dachte sie, darf wohl feiner und richtiger *fühlen* als der gebildete Mann, aber nie so viel *wissen* wollen als er; sie muß wohl unterrichtet in den Kenntnissen des gemeinen Lebens, aber nicht gelehrt; wohl verständig und gebildet für die gesellschaftliche Unterhaltung, aber nicht gebietend und vorherrschend durch ihren Geist, nicht glänzend durch ihren Witz seyn wollen. Thut sie dies, so verläugnet sie ihre weibliche Natur, geht über die Grenzen ihrer Bestimmung hinaus, und wird ein widriges Zerrbild, das alle Anmuth zerstört, und wohl zurückschreckt aber nicht anzieht.

Ida's Benehmen in der Gesellschaft war dieser Art zu denken und zu fühlen ganz angemessen. Offen, freimüthig und doch bescheiden, war sie eben so weit entfernt von falscher Schamhaftigkeit, Ziererei und blöder Einfalt, als von vorschneller Dreistigkeit und Anmaßung. Ihr feiner Schicklichkeitssinn erlaubte ihr nie gegen die hergebrachte Sitte zu verstoßen, oder sich gar kühn darüber hinauszu-

setzen, denn sie fühlte wohl, daß mit Verachtung der Sitte die zarte Weiblichkeit verletzt werde, und selbst die Sittlichkeit dabei Gefahr laufe. Sie stimmte daher ganz in die Grundsätze ein, welche Schiller in seinen beiden Gedichten: die Macht des Weibes und die Würde der Frauen eben so wahr und treffend als dichterisch schön vorgetragen hatte, und wußte sie nicht bloß auswendig, sondern hatte sie bei sich in Saft und Blut verwandelt.

Wirklich war Ida in allen Gesellschaften ein Gegenstand der Achtung und Liebe, auf dem jedes Auge mit Wohlgefallen verweilte, zu dem jedes Ohr unwillkürlich sich hinneigte. Sie glänzte nicht durch Putz und Kleidung, und doch war ihr Anzug immer der beste; sie verrieth nirgend einen Vorzug des Geistes und des musikalischen Talents, und doch war man gern in ihrer Nähe; kein Blick, keine Bewegung zeigte von einem Bemühen zu gefallen, und doch gefiel sie überall; sie schien von Keinem etwas für sich zu fodern, und doch brachte ihr Jeder zuvorkommend und bereitwillig bescheidene Beweise tief gefühlter Achtung. Kurz, wo sie sich sehen ließ, stimmten sich alle Töne zu dem reinsten Einklang, und man konnte es immer als das sicherste Zeichen für die Güte der Gesellschaft betrachten, wenn Ida in ihr verweilte.

Es war aber noch eine andere Seite, von der Ida besonders Achtung für ihre sittliche Würde gebot, indem sie dadurch ihren vaterländischen Sinn und ihr menschliches Gefühl bekundete. Ihr Vaterland war nämlich mit einem benachbarten Volke in schwere Kriege verwickelt, und hatte seine edelsten Söhne aufbieten müssen, mit in den Kampf zu ziehen. Die blutigen Schlachten vermehrten die Zahl der Verwundeten so, daß die Kräfte der Regierung nicht mehr hinreichten, für alle Kranke und Leidende gehörig sorgen zu können. Da traten die Frauen und Mädchen in den Groß- und Mittelstädten zusammen, sammelten unter ihrem Geschlecht Geld und Kostbarkeiten, zupften Wundfäden, strickten Socken, und verfertigten die künstlichsten Handarbeiten, um solche zu verlosen oder zu verkaufen. Von dem Ertrag dieser Arbeiten richteten sie Krankenhäu-

ser ein, und nahmen darin schwer verwundete vaterländische Krieger auf, um für die bessere Pflege und schnellere Heilung derselben in der Nähe und unter ihrer eigenen Aufsicht sorgen zu können. Einen solchen Mädchenverein stiftete nun auch Ida mit mehrern ihrer Freundinnen, und brachte es durch ihre Sorgfalt und Thätigkeit dahin, daß in einer weit kürzern Zeit als in den gewöhnlichen Lazarethen eine bedeutende Anzahl kranker Krieger wieder hergestellt, und dem Dienst des Vaterlandes zurückgegeben wurde. Sie legte aber darauf keinen Werth, denn sie glaubte dadurch nur die Schuld der Dankbarkeit gegen den Staat abzutragen, der ihrem Geschlechte Schutz und Sicherheit durch die kräftige Führung der Waffen verlieh, die das Weib doch nun einmal nicht tragen könne. Aber erfreulich war es ihr, bei dieser Gelegenheit einen so nützlichen Gebrauch von ihrer Kunstfertigkeit in weiblichen Handarbeiten machen zu können.

---

4) Die Gattinn und Mutter.

Therese wurde im 19ten Jahre an einen jungen Kaufmann, Namens Eduard Treumund, verheirathet, der sie von Herzen liebte, und von ihr eben so zärtlich wieder geliebt wurde. Ihr Mann hatte gleich ihr wenig Vermögen, und ihr ganzer Reichthum bestand bloß in einer ordentlich eingerichteten Wirthschaft und in einem Materialhandel, den er als der älteste Sohn von seinem verstorbenen Vater übernommen hatte, und wovon er seinen Brüdern noch ihren Antheil daran verzinsen mußte. Aber er verstand sein Geschäfft, arbeitete fleißig und gern, und hatte bei seinen Mitbürgern den Ruf eines ehrlichen und biedern Mannes, der die Tugenden seines in gutem Andenken stehenden Vaters geerbt hätte. Therese, die bei ihrer erfahrnen Mutter in der Führung des Hauswesens wohl unterrichtet worden, hatte einen zufriedenen, genügsamen Sinn, und wußte auch mit Wenigem hauszuhalten, da es in ihrem elterlichen Hause immer sparsam zugegangen war. So hat-

ten die jungen Eheleute gegenseitig einen guten Schatz an ihren Tugenden erheirathet, der ihnen das beste und dauerndste Kapital zu seyn schien, von dem sie sich reichliche Zinsen versprechen durften.

Beide — obwohl noch jung und für Lebensgenuß und Freude empfänglich — waren doch nicht mit übertriebenen Vorstellungen in die Ehe getreten. Sie wünschten sich zwar zu dem innern Frieden ihrer Seele auch äußeres Glück und bürgerlichen Wohlstand, und hofften bei gehöriger Einschränkung und Thätigkeit nicht nur ihr Auskommen zu finden, sondern auch nach und nach so viel zurückzulegen, daß sie den Brüdern ihren Antheil an der Handlung herausgeben könnten. Aber sie wußten auch, daß das Leben mannigfache Leiden und Widerwärtigkeiten herbeiführe, und daß der Mensch nicht selten, durch unvermeidliche Schläge des Schicksals getroffen, in Kummer und Noth gerathe, die er mit Ergebung in den Willen des Höchsten ertragen müsse. Bei diesem frommen Sinn kam es ihnen daher gar nicht ein, sich in ihrer ehelichen Verbindung nur Freude und Annehmlichkeiten zu träumen, oder gar hochfliegende Plane zu einem glänzenden Lebensglück zu entwerfen; vielmehr dachten sie im voraus darauf, wie sie durch kleine Ersparnisse sich einen Nothpfennig verschaffen, und auf die trüben Tage des Lebens gefaßt und vorbereitet seyn möchten.

Wie klug sie daran thaten, das zeigte bald der Erfolg. Denn nachdem sie fünf Jahre in friedlicher Ehe gelebt, brach ein fürchterlicher Krieg aus, der raubgierige Feinde in's Land führte, welche die Dörfer und Städte zerstörten und ausplünderten, und die Einwohner brandschatzten. Auch der Ort, wo Therese mit ihrem Manne lebte, blieb nicht verschont; die Bürger mußten die hungrigen Soldaten in ihre Wohnungen aufnehmen und beköstigen, und Geld und Gut hergeben, um sich nur vor Mißhandlungen zu bewahren. Natürlich theilte Treumund dieses bittere Schicksal mit seinen Mitbürgern, und er litt dabei um so mehr, da er nicht bloß geben mußte, sondern auch nichts verdienen konnte,

indem aller Handel darnieder lag, und Jeder in seinem täglichen Bedarf sich bis auf das Nothwendigste beschränkte. Auch das, was er sich mühsam zusammengespart hatte, um die auf seinem Handel lastende Schuld theilweise abzutragen, ging jetzt darauf; denn er mußte diesen kleinen Schatz angreifen, wenn er allen Anfoderungen genügen und Frau und Kinder — deren er jetzt zwei hatte — ernähren sollte. — Dazu kam nun noch, daß ihm diese beiden Kinder, Karl und Emilie, an dem Scharlachfieber erkrankten und einige Wochen schwer darnieder lagen, so daß sie nur durch die sorgsamste Pflege der Mutter gerettet wurden, die sich fast über ihre Kräfte anstrengen mußte.

Dieser traurige Zustand machte den guten Treumund nicht selten sehr mißmüthig und verdrießlich. Er schlich oft stumm und in sich gekehrt umher, sprach mit keinem Menschen ein Wort und ließ seinen Mißmuth Jeden empfinden, der mit ihm in Verkehr stand. Selbst gegen seine Frau, ungeachtet sie sich immer sehr sanft und nachgiebig gegen ihn zeigte, war er jetzt bei jedem unangenehmen Vorfall, der sich für ihn ereignete, unfreundlich und mürrisch, und schien gar nicht mehr der zärtliche, liebevolle Mann gegen sie zu seyn, der er sonst gewesen war. Dies machte unsere Therese sehr betrübt, da sie die Leiden und Sorgen ihres Mannes nicht verschuldet hatte, und sich bei den Kriegslasten noch mehr als zuvor beeiferte, in den Ausgaben für die Haushaltung die möglichsten Einschränkungen und Ersparnisse zu machen, ohne ihrem Manne darum von seiner gewohnten Pflege etwas abgehen zu lassen. Indessen sah sie wohl, daß sein Herz keinen Antheil daran hatte, und so kam es nur darauf an, ihn von seiner Verstimmung zu heilen, und ihn so viel als möglich zu erheitern. Dies that sie auf eine eben so kluge als liebevolle Weise. Sie verdoppelte nämlich ihre Aufmerksamkeit auf ihn, kam ihm bei jeder Gelegenheit mit Gefälligkeit und Freundlichkeit entgegen, milderte seinen zu strengen Ernst durch kleine, nicht kostenspielige Zerstreuungen, verhinderte es entweder, daß unangenehme

häusliche Vorfälle ihm bekannt wurden, oder — wenn dies nicht anging — dachte sie darauf, ihm solche mild und zur gelegenen Zeit vorzutragen. Auch hatte sie beschlossen, ihm noch auf eine andere Art eine Freude zu machen, die sie aber auf seinen nahe bevorstehenden Geburtstag, der zugleich der Tag ihrer ehelichen Verbindung war, und den sie immer zu feiern pflegte, verschieben wollte. Sie hatte nämlich von ihrem Wochengelde, das sie zur Führung der Wirthschaft erhielt, im Laufe des Jahres 52 harte Thaler erspart. Dies war bei ihren damaligen Umständen ein wirkliches Kapital, mit dem schon manche Hausbedürfnisse für den herannahenden Winter bestritten werden konnten; daher war sie Willens, die ganze Summe stillschweigend zum Besten des Hauswesens zu verwenden, und ihrem Manne damit unerwartet eine heimliche Freude zu machen. Als nun der Geburtstag herankam, trat sie schon am frühen Morgen mit ihren vollkommen wieder geneseten Kindern an der Hand in sein Komptoir, küßte und herzte ihn, und brachte ihm ihre freundlichen, liebevollen Wünsche dar. Er war überrascht, denn er hatte vor den Sorgen, die ihn beschäfftigten, diesmal nicht an die Wichtigkeit des Tages gedacht, und eine Thräne, die ihm in's Auge trat, schien nach dem Ausdruck seines Gesichts mehr dem Kummer als der Freude anzugehören. Da schwang Therese ihre Kinderchen, Karl und Emilie, die er zärtlich liebte, in ihren Arm, reichte sie ihm dar und umfaßte ihn und sie, indem sie mit dem Tone des innigsten Gefühls der Dankbarkeit und Erhebung sprach: „Sieh, lieber Eduard, Gott erhielt uns mehr als das Schicksal uns nahm!" Diese Worte drangen tief in sein Inneres. Er fühlte mit Beschämung ihre Wahrheit. Der Kummer, der bis dahin mit der Freude gewechselt hatte, wandelte sich in fromme Rührung; alle Sorgen der Zukunft schwanden vor dem Gedanken an den Besitz eines treuen Weibes und zwei liebender Kinder; alle Bilder froher Vergangenheit kehrten mit frischen Farben wieder in seine Seele zurück, und er fühlte sich stark und kräftig, alle Leiden, welche die Zeit über ihn ver-

hängt hatte, standhaft und im Vertrauen auf Gott zu ertragen, wenn ihm nur sein Weib und seine Kinder blieben. — Auf diesen rührenden Auftritt folgten nun die kleinen Gaben, die Therese ihrem Manne darbrachte. Die Kinderchen reichten ihre Kränze hin, welche die Mutter ihnen geflochten hatte; sie selbst hatte ihm ein Paar bequeme und warme Socken für den Winter verfertigt und einen recht geschmackvollen Geldbeutel gehäkelt, in welchem ein Zettel lag. Treumund wurde durch diese Geschenke vollends zur reinsten Freude gestimmt, und als er nun gar jedes einzeln besah, und in dem Geldbeutel ein Papier entdeckte, es öffnete und las, und darin einen Schein auf einen bezahlten Haufen Brennholz fand, der zu jeder Zeit abgeholt werden könne: da übermannte ihn das Gefühl der Liebe und des Danks gegen sein treues, redliches Weib; er fiel an ihre Brust, und sein ganzes Gefühl lös'te sich in die Worte auf: „O, Therese, wie hast du mich Kleinmüthigen beschämt!" — „Nicht beschämen wollte ich dich, erwiederte sie in beruhigendem Tone, nur dir Freude machen. Du vergaßest im Kummer, was wir uns in der Freude gelobt, mit einander standhaft zu tragen, was das Schicksal uns auferlegt. Auch ich konnte entbehren, und entbehrte gern und ohne Murren, da ich Ersatz fand in deiner Liebe. Was ich dir gab, sind kleine Ersparnisse unsrer Wirthschaft, die dir nur zeigen sollen, wie wir allmählig das Verlorene wieder einbringen können." — Und nun nahm Therese ihren Gatten an die Hand, führte ihn freudig in ihre Vorrathskammer, zeigte ihm hier die schönen Vorräthe an Früchten und Gemüsen, die sie für den Winter von ihrem ersparten Gelde bereits eingekauft, und verrieth ihm mit freundlicher Geschwätzigkeit, wie dennoch so viel übrig geblieben sey, daß sie heute Abend an seinem und ihrem Tage einige ihrer Freunde bei sich sehen und anständig bewirthen könne. — Froh und dankbar gegen die Vorsehung verlebten sie diesen Tag. Treumund wurde von seinem Kleinmuth geheilt, und fühlte tief, wie wahr es sey, was die Schrift sagt: wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen.

Wie Thereſe als Gattinn dachte und handelte, ſo auch als Mutter. Sie hatte es ſchon empfunden, und empfand es noch täglich, welche ſchwere Pflichten der Mutterſtand mit ſich führe, und welch' ein mühſames Geſchäfft es ſey, Kinder gut zu erziehen. Dennoch übernahm ſie gern alle die Mühen, welche ihr Tag und Nacht daraus hervorgingen, und verſagte ſich ſelbſt die erlaubteſten Vergnügungen. Ihre beiden Kleinen, von denen das ältere 4, das andere 2 Jahr alt war, hatten von dem Tag ihrer Geburt an alle Wartung und Pflege bloß von der Mutter genoſſen, und waren nicht von ihrer Seite gekommen; denn ſie wußte nur zu gut, daß die Stelle einer Mutter durch eine gedungene Wärterinn nicht erſetzt werden kann, und liebte ihre Kinder zu ſehr, als daß ſie ſolche der Gefahr hätte ausſetzen ſollen, durch böſe Sitten, Unachtſamkeit und Vernachläſſigung an Geiſt und Körper verkrüppelt zu werden. Alles daher, was die Ernährung und Pflege, die Gewöhnung, Reinigung und Wartung ihres Karls und ihrer Emilie betraf, gehörte eben ſo gut zu ihrem Tagesgeſchäfft, wie die Führung des Hausweſens, und nur hier begehrte und hatte ſie zu ihrer Beihülfe ein Mädchen, das ihr die groben Hausarbeiten abnehmen, und die nöthigen Beſtellungen und Gänge in der Stadt machen mußte. Auch die Spiele ihrer Kinder wußte ſie ſo zu leiten, daß ſie bildend für Auz' und Hand wurden, und ihrem Körper zugleich nützliche Bewegung gaben. Daher gediehen die Kinderchen zu ihrer und ihres Mannes Freude an Leib und Seele, und alle Nachbarn rühmten Thereſens Sorgfalt und verſtändige Kinderzucht, und freuten ſich, wenn ſie die Mutter mit ihren Kleinen am Fenſter oder vor der Thüre erblickten. So erſchien denn der guten Thereſe auch das ſchwere Muttergeſchäfft nur als eine ſanfte Laſt und eine leichte Bürde, die ſie in Hoffnung, ſich gute und dankbare Kinder zu erziehen, gern auf ſich nehmen und tragen wolle.

O, ein Kind, das nicht lebhaft fühlt und erkennt, was eine gute Mutter thut, hat nie ſeine Mutter geliebt, und verdient nicht, wieder geliebt zu werden!

5) Die Hausfrau und ihre Dienstboten.

Karoline Waller trat in einen schweren Hausstand, auf den sie drei Dienstmädchen halten mußte. Dies war ihr unter allen Mühseligkeiten, die ihrer in einer großen Wirthschaft erwarteten, am unangenehmsten, und sie hätte lieber die schwersten Arbeiten selbst übernommen, wenn ihre Kraft und Zeit nur zugereicht hätte, alles ohne fremde Hülfe bestreiten zu können. Sie hatte nämlich bisher an dem einen Dienstboten, den sie gehalten, schon oft genug erfahren, wie schwer es sey, mit Leuten dieser Art fertig zu werden, und sah also schon vorher, daß viel Geduld und Nachsicht dazu gehören würde, nun mit dreien zu wirthschaften. Eine Freundinn, die ebenfalls einer großen Wirthschaft vorstand, und bei der sie sich jetzt in manchen ihr unbekannten Dingen Raths erholte, hätte beinah noch diese Furcht vermehrt. „Ich beklage Sie herzlich, sagte die Freundinn, daß Sie eine solche Last übernehmen, und so viel Gesinde halten müssen. Ich kenne diese elende Klasse von Menschen zu gut; sie taugen alle nichts; sie haben alle Fehler an sich, die man nur haben kann; sie sind zänkisch, rechthaberisch und widerspänstig, belügen und betrügen die Herrschaften, wo sie nur können, wollen wohl gut essen und trinken, aber nicht arbeiten, und denken den ganzen Tag nur an ihren Staat, den sie des Sonntags anlegen wollen. Kurz es ist ein wahres Unglück, mit solchen Menschen zu thun zu haben.“

Dieses Urtheil schien indessen einer andern Freundinn der Karoline Waller zu hart und allgemein. „Wer dienen muß, so sagte sie, hat ein hartes Loos. Er lebt in einem Zustand von Abhängigkeit, in dem er sich alle Launen des Gebieters gefallen lassen, sich ganz in dessen Eigenheiten hineindenken, auf Bequemlichkeit und Anmuth des Lebens Verzicht leisten, und vieles entbehren muß, was die Herrschaft vielleicht im Ueberflusse hat. Einen solchen Zustand ohne Murren zu ertragen, erfodert viel sittliche Kraft und ruhige

Ergebung, die von einem Stande, der so wenig Erziehung und Bildung genießt, nicht verlangt werden kann. Man muß daher die Dienenden nehmen, wie sie sind, ihnen kleinere Fehler zu Gute halten, und sich ihnen nur immer gerecht, menschenfreundlich und billig denkend zeigen: so wird man zu ihrer Besserung manches beitragen und leichter mit ihnen fertig werden."

Karoline Waller nahm sich bei diesen verschiedenen Urtheilen vor, zu thun, was sie vermöchte, um mit ihren Dienstboten in einem friedlichen und guten Verhältnisse zu leben. Das erste, was sie that, war: alles zu vermeiden, wodurch sie ihren Untergebenen Veranlassung zu gerechten Klagen geben könnte. Sie besprach sich also mit den Mädchen, die sie miethete, genau über die Arbeiten und Geschäffte, welche eine Jede von ihnen im Hause zu verrichten habe, über das Lohn, welches sie dafür erhalten sollten, und über die Freiheiten, welche sie ihnen zu ihrer Erholung gestatten wolle. Was sie zu leisten hatte, hielt sie pünktlich und ohne Ausnahme. Jeder Dienstbote bekam sein wohlschmeckendes und hinreichendes Essen und Trinken; jeder hatte zur gehörigen Zeit seine Ruhe und seine Erholungsstunden; jedem blieb noch von der Arbeit so viel Muße übrig, als nöthig war, um seine Wäsche und Kleidungsstücke gehörig ausbessern zu können. An Sonn- und Festtagen konnten sie abwechselnd dem Gottesdienst in der Kirche beiwohnen, und am Nachmittag ihre Verwandten besuchen, oder sich sonst ein erlaubtes Vergnügen machen, und in Krankheiten wurde für ihre Pflege und Genesung menschenfreundliche Sorge getragen. Bei allen Gelegenheiten aber gab Karoline ihren Leuten Beweise ihrer Herablassung, Güte und Menschenfreundlichkeit, ohne doch jemals ihrer Würde als Hausfrau etwas zu vergeben, oder sich mit ihnen zu vertraulich zu machen. — Das zweite, was sie that, war, daß sie die Fehler ihrer Untergebenen zwar mit Ernst, aber doch mit Schonung und Würde

rügte. War etwas im Hause vorgegangen, so verwies sie dem Gesinde den begangenen Fehler nachdrücklich, ohne dabei in Leidenschaft und Hitze zu gerathen; am wenigsten erlaubte sie sich mit ihren Leuten zu zanken, oder sie gar zu schimpfen und zu schlagen, welches sie durchaus unter ihrer Würde hielt. Kleinere Fehler übersah Karoline absichtlich, weil sie meinte, daß ungebildete Leute durch zu viele Rügen und Vorwürfe verdrießlich und hartnäckig gemacht würden. Vielen Fehlern beugte sie durch ihr Benehmen gegen ihre Untergebenen vor. So verhinderte sie z. B. nicht selten das Naschen und Betrügen dadurch, daß sie ihren Leuten bei Festen und Feierlichkeiten immer auch etwas von den bessern Gerichten mittheilte, welche bei solchen Gelegenheiten bereitet wurden.

Durch dieses vorsichtige und kluge Benehmen brachte sie es dahin, daß sie in der Regel bessere Mädchen hatte als andere Herrschaften, und nicht so oft mit dem Gesinde zu wechseln brauchte. Und so bestätigte sie die Wahrheit, daß das Betragen des Dienstboten gar sehr von dem Benehmen der Hausfrau abhängig ist.

---

6) Weibliche Erwerbkunde.

Frau Gebhard war Mutter von 3 Töchtern, die sie von einem mäßigen Wittwen-Jahrgeld erzog. Da sie kein Vermögen hatte, das sie diesen Kindern nach ihrem Tode hätte hinterlassen können, so war sie um so mehr darauf bedacht, ihnen eine solche Erziehung zu geben, daß sie sich, falls sie nicht verheirathet würden, durch eigene Kraft forthelfen könnten. Sie ließ sie daher nicht nur in der besten Mädchenschule ihres Orts sorgfältig unterrichten, sondern ihnen auch außerdem noch eine gute Anleitung in den schönen wie in den nützlichen Künsten ertheilen, damit eine Jede einmal nach der Verschiedenheit ihrer Neigungen diese oder jene Kenntniß als ein Erwerbmittel für ihr Fortkommen benutzen könnte. Und damit die Kinder auch wüßten, daß sie sich nach dem Tode

ihrer Mutter auf nichts als auf sich selbst und auf ihre eigene Geschicklichkeit zu verlassen hätten, so beschloß sie, ihnen dies bei der ersten Veranlassung in einer besondern Unterredung zu eröffnen. Die Veranlassung fand sich, indem ein Bürger ihres Orts gestorben war, der zwei unmündige Kinder in dürftigen Umständen hinterlassen hatte.

„Hört, sagte sie daher zu ihnen, habt ihr wohl schon daran gedacht, wovon ihr euch nach meinem Tode kleiden und ernähren wollt? Ihr wißt, ihr habt keinen Vater mehr, der für euch sorgt, auch keine nahe Verwandte, die sich eurer annehmen könnten, und Vermögen kann ich euch nicht hinterlassen. Worauf also werdet ihr einmal Rechnung machen können? — Vielleicht denkt ihr, ich werde noch lange leben, und wenn ihr groß seyd, werdet ihr euch verheirathen können. Daß ich noch länger leben möge, wünsche ich um euretwillen, weil das Jahrgeld, das ich genieße, und wovon ich euch erziehe, nach meinem Tode aufhört; und daß ihr einmal alle drei verheirathet, und recht brave und glückliche Hausfrauen werden möget: o das ist mein innigster sehnlichster Wunsch, dessen Erfüllung, wenn ich sie erlebte, die höchste Freude meines Lebens seyn würde. Aber wer verbürgt euch mein Leben, und wer steht euch dafür, daß ihr wirklich einmal verheirathet werdet? Zwar ist es unsere Bestimmung, an der Hand und unter dem Schutze eines Mannes und Gatten zu leben, und es steht wohl in unserer Gewalt, uns durch weibliche Tugenden und Kenntnisse zu dieser Bestimmung vorzubereiten, und eines Mannes würdig zu werden; aber nicht, diese Bestimmung auch wirklich zu erreichen und in den Besitz eines rechtschaffenen Mannes zu kommen. Ihr seht es ja an mehrern Mädchen unsrer Bekanntschaft. Karoline M... ist ein sehr gutes und geschicktes Mädchen, Ernestine F... ist es auch und außerdem sogar recht schön, Julie v. B... ist von hoher Geburt und hat einen angesehenen Vater; aber alle drei sind unverheirathet, ohne ihre Schuld. Es gibt viele junge Männer, die gar nicht heirathen wollen, weil sie außer der Ehe glücklicher und sorgenfreier zu leben

meinen; es gibt aber noch mehrere, die nicht heirathen können, weil ihr Amt und ihr Gewerbe ihnen nicht so viel einträgt, als sie für nöthig halten, eine Frau anständig zu ernähren; auch gibt es viele, die bei ihrer Verheirathung zugleich auf Vermögen sehen, und sich daher in keine Verbindung mit einem armen Mädchen, wäre diese auch schön und tugendhaft, einlassen wollen."

„Gesetzt aber, ihr würdet einst rechtschaffenen Männern zu Theil, die euch anständig ernähren könnten: wer mag dafür gut sagen, daß euch dieses Glück, bei der Wandelbarkeit der Dinge, lange verbleibe? Wie, wenn diese Männer nach wenigen Jahren durch Unglück und Krieg in unverschuldete Noth gerathen, und nicht mehr so viel erwerben, als zu eurer Unterhaltung nöthig ist? Wie, wenn sie nun gar nach kurzer Zeit sterben, und euch als Mütter ohne Vermögen hinterlassen? Diese Fälle treten leider nur zu oft ein, und ihr selbst habt dies erst kürzlich an euerm Vetter S... gesehen, der plötzlich starb, und eine Wittwe mit drei Kindern hinterließ, die sich nun kümmerlich durchhelfen muß."

„Worauf, fragte Frau Gebhard noch einmal, werdet ihr also nach meinem Tode Rechnung machen?" — Die Kinder wußten hierauf nichts zu antworten und weinten, da die Mutter von ihrem Tode sprach. —

„Nicht weinen, fuhr sie fort, sollt ihr, ich werde darum, daß ich von meinem Tode spreche, noch nicht sterben; aber eine Frau in meinen Jahren muß daran denken, und als eure Mutter muß ich mit euch davon reden, weil mir euer Wohl am Herzen liegt, und ich nicht gern möchte, daß ihr nach meinem Tode Noth littet. Hört also meinen Rath:"

„Ein jeder Mensch, er sey reich oder arm, muß etwas Nützliches lernen, damit er sich beschäfftigen und ein würdiges Leben führen könne. Der Unvermögende aber hat ganz besonders Ursach, recht viel zu lernen, weil er einst von seinen eingesammelten Kenntnissen sein Brod essen und seinen Unterhalt sich erwerben soll. Ihr seyd in diesem Falle, und müßt euch also angelegentlich bestreben, diejenigen Geschicklichkeiten zu erlangen, durch

welche euer künftiges Fortkommen in der Welt gesichert werden kann. Zwar schließt uns unser Geschlecht von mehrern Beschäfftigungen aus, die bloß von Männern getrieben werden; aber es bleiben darum doch noch viele Arten der Geschäffte übrig, unter denen wir nach unsern Kenntnissen und Neigungen wählen können, und wenn wir eine oder die andere so treiben, daß wir daraus unsern Lebensunterhalt ziehen, so nennen wir sie unser Berufs- und Erwerbgeschäfft. Solche Geschäffte werden von vielen achtbaren Frauenzimmern getrieben, und es ist nothwendig, daß ich euch mit den vorzüglichsten bekannt mache, damit ihr unter ihnen nach euren Kräften wählen könnet. Wir können die Erwerbmittel unsers Geschlechts eintheilen in häusliche, kaufmännische, Kunst- und wissenschaftliche Erwerbmittel."

„Zu den häuslichen gehört die Haushaltungs- und Putzkunst. Jene erfodert Kenntniß der Küche und des ganzen Hauswesens, und läßt sich am besten auf dem Lande in einer großen Wirthschaft unter Anleitung einer erfahrnen Frau erlernen, verlangt aber zum gründlichen Erlernen mehrere Jahre und viel eigene Uebung, weil es besonders darauf ankommt, diese Kunst nach den Regeln der Sparsamkeit zu treiben. — Die Putzkunst begreift die Kenntniß und Beurtheilung aller feinen und geschmackvollen Handarbeiten, des Frauenputzes und der Frauen-Kleidung in sich, und wird am besten in einer großen Stadt erlernt. Die meisten Frauenzimmer verstehen sich nur auf einzelne Theile dieser Kunst, z. B. auf das Nähen, auf das Sticken, Zuschneiden, Blumenmachen u. s. w., weil man nicht Kraft und Zeit genug hat, um alles erlernen und üben zu können. Aber je vielfacher man sich darin ausbildet, desto mehr bildet sich Aug' und Geschmack, und desto brauchbarer wird man für dieses Geschäfft."

„Kaufmännisch wird das Erwerbmittel, wenn man mit dem selbst verfertigten, oder aufgekauften und bei Andern bestellten Putz in einem Laden Handel treibt, oder ihn öffentlich gegen gewisse Vortheile und Geldabzüge

zum Verkauf aufstellt. Dies geschieht z. B. in einer Putz- und Modenhandlung, in einem Galanterie-Laden, und in einer Industrie-Anstalt. Dergleichen Handel aber fodert Geschmack und Waarenkenntniß, und kann daher nur von denen mit Erfolg betrieben werden, die sich in diesen weiblichen Künsten vortheilhaft ausgebildet haben."

„Zu den Kunst-Erwerbmitteln eines Frauenzimmers gehört Musik, Gesang, Schauspiel, Tanz, Zeichnen und Mahlen. Nie vereiniget einer alle diese Künste in sich, selten versteht er sich auf mehrere, gewöhnlich ist er schon glücklich, es in einer zu einer solchen Vollkommenheit gebracht zu haben, daß er darin mit Beifall auftreten, und Andere darin unterrichten könne. Musik und Gesang, Zeichnen und Mahlen sind für ein Frauenzimmer die vortheilhaftesten Künste, die ihrer Weiblichkeit am besten anpassen, und auch am meisten gesucht werden. Aber wenn es ihr damit gelingen soll, so muß sie viel leisten können, weil die Mittelmäßigkeit in der Kunst wenig gilt, und es an Künstlerinnen dieser Art nirgend fehlt."

„Wissenschaftliche Erwerbmittel sind solche, welche Sprach- oder wissenschaftliche Kenntniß, und zugleich Kenntniß der Erziehungskunst fodern. Diejenigen, welche von diesem edlen Geschäfft Gebrauch machen, um Kindern darin nützlich zu werden, heißen Erzieherinnen, die theils so genannten Pensions-Anstalten vorstehen, theils die Leitung einiger Kinder in einer Familie übernehmen (Gouvernanten); oder sie sind Lehrerinnen, die als Gehülfinnen in einer weiblichen Lehranstalt an der Ertheilung des Unterrichts in Wissenschaften und Handarbeiten, und an der Führung der Aufsicht über die Schülerinnen Theil nehmen."

„Du, meine liebe Adelheit, als die älteste, scheinst mir zu den Kunst-Erwerbmitteln die meiste Anlage und Neigung zu haben. Du liebst das Forte-Piano und die Guitarre, und deine Lehrer erfreuen sich deiner lebhaften Fortschritte. Betrachte dies als einen Wink der Natur, daß du auf dem Wege der Kunst dein Fortkommen suchen sollst, und bilde dein Talent möglichst sorgfältig aus."

„Du, Henriette, neigst dich besonders zu einem stil-

len und ernsten Studium der Wissenschaft hin. Deine eifrige Beschäfftigung mit unserer Muttersprache, mit dem Lesen unsrer Dichter, mit Geschichte und Geographie sind mir ein Beweis deiner vorzüglichen Liebe für diese Gegenstände, und lassen mich hoffen, daß du in ihnen gründliche und gute Kenntnisse einsammeln werdest, um einst einer Lehranstalt darin nützlich zu seyn."

„Und du, Franciska, hast in mehrern Arten der Handarbeiten, die du zur letzten Ausstellung geliefert, deine guten Anlagen und Fortschritte in diesem Zweig weiblicher Kunstbildung bekundet, und ich darf bei reifern Jahren etwas mehr als Gewöhnliches von dir erwarten. — Gern werde ich alle meine Kraft daran setzen, euch in euren Bestrebungen zu unterstützen, und mich freuen, wenn es euch gelingt, jede in ihrer frei gewählten Beschäfftigung glücklich und zufrieden zu sehen."

Siebenter Abschnitt.

Lehrreiche und unterhaltende Erzählungen.

I. Erzählungen aus der wahren Geschichte der alten Zeit.

Wie viel herrliche und lehrreiche Erzählungen enthält doch die Geschichte aller Zeiten und Völker von Männern und Frauen! In ihr finden wir, was gute Menschen gedacht und gethan, und welche Verdienste sie sich um ihre Zeitgenossen und um die Menschheit erworben haben. Darum mögen wir gern solche Erzählungen lesen und behalten, und uns stärken in dem Guten, das in der Welt geschehen ist. Freilich erzählt uns eben die Geschichte auch manches Böse, das wir verabscheuen. Aber wir wollen es zuweilen auch lesen, um daraus zu lernen, wie wir nicht denken und handeln sollen, und wie wir uns bewahren können vor dem Unrecht und der Sünde. Hier ist eine Sammlung von kleinen Erzählungen dieser Art, an denen wir uns zugleich in der Kunst üben können, Andern deutlich und zusammenhängend wieder zu erzählen, was wir gelesen oder gehört haben *).

*) Auf diese Kunst verstehen sich so wenig Menschen, weil sie nicht geübt wird, und doch ist sie für das Leben so nothwendig. Dieser Abschnitt wird, gehörig benutzt, auch dazu Stoff und Gelegenheit darbieten.

1) Das schönste Kleinod einer Mutter.

Cornelia, eine edle Römerinn, die etwa 206 Jahre vor Christi Geburt lebte, erzog ihre Kinder mit der größten Sorgfalt, und liebte sie mit außerordentlicher Zärtlichkeit. Als einst eine andere Römische Frau, von der sie einen Besuch erhielt, von ihrem vielen Schmuck erzählte, und nun neugierig nach den Kleinodien der Cornelia forschte, zog diese das Gespräch so lange hin, bis ihre Kinder aus dem Unterricht kamen. Da faßte sie solche bei der Hand, und stellte sie der Fremden vor, indem sie die Worte sprach: Hier, diese sind mein Schmuck! — Dennoch liebte sie ihr Vaterland noch mehr als ihre Kinder. Denn als ihre Söhne (welche in der Geschichte die Gracchen genannt werden) späterhin zu Aufständen und Empörungen gegen die Republik sich verleiten ließen: da suchte sie ihnen durch sehr ernste Vorstellungen ihre Pflicht zu Gemüthe zu führen. Das Volk erkannte ihre große und würdige Gesinnung, und errichtete ihr eine Ehrensäule mit der einfachen Inschrift: der Mutter der Gracchen.

---

2) Die großmüthige Gattinn.

Octavia, eine Schwester des Römischen Kaisers Augustus (unter dem Christus geboren wurde), war eine der tugendhaftesten und schönsten Frauen Roms. Mit Rührung lesen wir in der Geschichte, wie edel und großmüthig sie sich benahm gegen ihren undankbaren Gemahl, den Marcus Antonius. Dieser Mann, den sie geheirathet hatte, um nach den Wünschen des Volks durch dieses Bündniß die Freundschaft zwischen ihm und ihrem Bruder desto mehr zu befestigen, ergab sich als Feldherr, an der Seite der Königinn Kleopatra in Aegypten, allen Ausschweifungen und üppigen Vergnügungen. Dennoch liebte sie ihn, und als eine Feindschaft zwischen ihm und ihrem Bruder ausbrach, versöhnte sie beide, und schenkte dadurch ihrem Vaterlande den Frieden. Bald

nachher aber fing Antonius sein ausschweifendes Leben mit der Kleopatra wieder an, und vergaß seiner trefflichen Gattinn. Lange duldete sie es; als sie aber sah, daß ihm neue Gefahr von Rom aus drohe, und er unbekümmert fortschwelgte, da machte sie sich auf, um ihn in Aegypten zu besuchen. Sobald Antonius dies erfuhr, schrieb er ihr, sie möchte nur bleiben, er habe gerade einen Feldzug in das östliche Asien beschlossen. Octavia gehorchte, und ungeachtet ihr Bruder, der eine Veranlassung zum Krieg mit dem Antonius wünschte, sie auf alle Weise zu bereden suchte, den Schimpf nicht zu erdulden: so blieb sie doch ihrem Gemahl treu, und schrieb ihm sogar unterweges: „wenn du mich nicht sehen willst, so melde mir wenigstens, wohin ich das Geld, die Kleidungsstücke und Waffen schicken soll, die ich für dich mitgebracht habe, und womit ich dich überraschen wollte.“ Aber Antonius, in dem der Taumel der Vergnügungen jede edle Regung erstickte, verstieß seine Gemahlinn gänzlich, unternahm die völlige Scheidung von ihr, und ließ sie sogar in Rom aus seinem Hause werfen. Sie ging mit Thränen im Auge, doch ohne zu klagen, nahm alle ihre Kinder mit sich, und als Antonius und Kleopatra gestorben waren, nahm sie auch deren Kinder zu sich, erzog sie tugendhaft, und alle wurden in der Folge berühmte und achtungswerthe Männer und Frauen; denn der Geist einer edlen Mutter ruht segensreich auf Kindern und Kindeskindern.

---

3) Die entschlossene Frau.

Der Römer Brutus, der sich im Jahre 44 vor Christi Geburt mit mehrern andern Römern gegen den herrschsüchtigen Cäsar verschwor, hatte eine sehr muthvolle, entschlossene Frau, die Tochter eines durch Geistesstärke berühmten Römers Kato. Sie merkte an der Unruhe ihres Mannes, daß er irgend ein großes Geheimniß bei sich tragen müsse; doch wollte sie ihn nicht fragen, obwohl es sie schmerzte, daß er es ihr nicht ungefragt

anvertraue, da sie sich immer verschwiegen gezeigt hatte. Eines Tages nimmt sie einen Dolch, stößt ihn sich in die Hüfte, und als ein heftiges Wundfieber sie darauf ergreift, und Brutus voll Betrübniß neben ihrem Lager steht, heißt sie alle Anwesende weggehen, und redet zu ihm: „Brutus, du vergißt, daß ich eine Römerinn, daß ich Kato's Tochter und Brutus Gemahlinn bin! Sieh, ob diejenige, die dies zu ertragen vermochte (sie zeigte ihm den Dolch und die Wunde), auch ein Geheimniß zu ertragen weiß. Brutus staunte, umarmte seine Frau, vertraute ihr das Geheimniß, und — sie verschwieg es. Ihr Name war Porcia.

---

4) Der Sieg kindlicher und ehelicher Liebe.

Im Jahre 489 vor Christi Geburt brach in Rom eine Hungersnoth aus. Mit schwerem Gelde mußten die Vornehmen und Reichen das nöthige Getreide aus den benachbarten Staaten und aus Sicilien kommen lassen, und als es ankam, stürzte das ganze Volk darüber her. Einige waren der Meinung, man müsse einen Theil davon an das Volk verschenken; Andere aber drangen auf den Verkauf. Diesen stimmte auch Coriolanus bei, ein Mann, der sich durch seine Tapferkeit berühmt gemacht, aber die Rechte, welche man damals dem Volke eingeräumt hatte, nicht gut hieß, und deshalb mit feuriger Beredsamkeit dagegen eiferte. Dadurch machte er sich bei dem Volke so verhaßt, daß er als Störer der öffentlichen Ruhe angeklagt und zu einer immerwährenden Verbannung (der größten Strafe eines Römers) verurtheilt wurde. Mit heftiger Rachbegierde begab er sich aus Rom, und suchte und fand Zuflucht bei einem, den Römern sehr feindlich gesinnten Volke (den Volskern), die er nun zu einem Kriege gegen Rom beredete. Bald darauf erschien er an der Spitze eines Heeres auf dem Römischen Gebiet, und drohte, die Stadt zu belagern. Angst und Schrecken ergriff das Volk, das von der Rach-

sucht des Beleidigten alles zu fürchten hatte, und man schickte daher Gesandte und Priester an den Coriolan ab, um ihn zum Frieden zu bewegen, aber nichts vermochte, den harten Sinn des Mannes zu beugen. In dieser Verzweiflung gingen die Römischen Frauen zu Coriolan's alter Mutter (Veturia) und zu seiner Gemahlinn (Volumnia), und bewogen sie, mit ihnen in das feindliche Lager zu ziehen. Als Coriolan von einem Aufzug Römischer Frauen hörte, wandte er sich mit Widerwillen weg. Doch da ein mit ihm entflohener Römer ihm sagte, er sehe in dem Zuge seine Mutter, seine Gattinn und Kinder, da ging er den Kommenden entgegen. Die Thränen der Mutter, ihre strafenden Worte, und die Bitten und Liebkosungen der Gattinn und der Kinder brachen seinen Männersinn, und mit Thränen rief er am Halse der Mutter: „O Mutter! Mutter! Rom hast du gerettet, aber deinen Sohn verloren!" Er entließ die Frauen, führte das Heer zurück, und ward dafür von den getäuschten Volskern erschlagen.

---

5) Großmuth eines Siegers gegen das weibliche Geschlecht.

Dem Römer Scipio, der im Jahr 206 die blutigen Kriege in Spanien mit Glück beendete, wurde im Lauf seiner Eroberungen von seinen Soldaten eine erwachsene Jungfrau zugeführt, deren außerordentliche Schönheit aller Augen auf sich zog. Scipio, welcher sich nach ihrem Vaterlande und ihren Eltern erkundigte, erfuhr unter andern, daß sie die Verlobte eines jungen Prinzen sey. Sogleich ließ er die Eltern, nebst dem Bräutigam kommen, und da er unterdessen von der großen Liebe desselben zu seiner Braut gehört hatte, so wendete er sich zuerst an ihn. „Deine Braut, sprach er, ist mir als Gefangene zugeführt, und ich höre, daß sie dein ganzes Herz besitzt. Ich begünstige deine Liebe, und bin deiner Verlobten mit eben der Achtung für ihre Ehre begegnet, als wäre sie in dem Hause deiner Schwiegereltern gewe-

sen. Für dich ist sie aufgehoben, um dir als ein unverletztes, meiner und deiner würdiges Geschenk übergeben zu werden. Dafür bedinge ich mir zur einzigen Belohnung aus, sey ein Freund des Römischen Volks, und hältst du mich für einen rechtschaffenen Mann, so sey überzeugt, daß meines Gleichen noch viele im Römischen Staate sind." — Der junge Mann, zugleich beschämt und erfreut, ergriff die Hand des Scipio, und bat alle Götter, statt seiner diese Gnade zu belohnen. Hierauf wurden die Eltern der Braut gerufen, die zur Loskaufung ihrer Tochter eine ansehnliche Summe Geldes mitgebracht hatten, und dringend baten, es von ihnen wenigstens als ein Geschenk anzunehmen. Scipio gab den Bitten nach, rief aber den Bräutigam zu sich und sagte: „Zu der Mitgift, welche du von deinem Schwiegervater zu erwarten hast, lege ich von meiner Seite auch noch dieses als ein Brautgeschenk, und so hieß er ihm, das Geld nehmen. — Voll Freude ging der Prinz nach Hause, und verkündete unter seinen Landsleuten das Lob des Scipio, indem er sagte: es sey ein, den Göttern ähnlicher, junger Held gekommen, der alles besiege, theils durch Waffen, theils durch Gnade und Wohlthun.

---

6) Werthschätzung der Handarbeiten bei einigen Völkern des Alterthums.

Alexander der Große, der etwa 300 Jahr vor Christi Geburt über Macedonien herrschte, und die ganze Welt zu erobern gedachte, hatte auf seinen Krieges- und Eroberungszügen in Persien die Sisygambis, die Mutter des Königs Darius, dessen Gemahlinn und Kinder gefangen genommen. Eines Tages traf es sich, daß er aus Macedonien Kleidungsstücke, nach dortiger Art gearbeitet, und vielen Purpur zum Geschenk bekam, welches alles er der Sisygambis schickte. Er ließ ihr dabei sagen: sie möchte, wenn diese Stoffe nach ihrem Geschmack wären, ihre Enkelinnen in der Kunst, solche zu verfertigen, unterrichten, und damit Geschenke machen

lassen. Sisygambis aber weinte bei diesen Worten, indem bei den Persischen Frauen nichts schimpflicher ist, als sich mit Wolle zu beschäfftigen, daher denn die Ueberbringer der Geschenke den Alexander von der Unzufriedenheit der Königinn benachrichtigten. Dieser begab sich sogleich zu ihr, um sich zu entschuldigen und sie zu trösten, denn er war es gewohnt, ihr mit aller Ehrerbietung und kindlichen Achtung zu begegnen. „Dies Kleid, sprach er, darin du mich jetzt erblickst, ist nicht bloß ein Geschenk, sondern auch eine Arbeit meiner Schwestern. Unsere Sitten haben mich getäuscht; sieh doch ja meine Unwissenheit nicht als eine Beschimpfung an. Ich habe mich bisher in allen Stücken nach euren Sitten gerichtet; und da ich wußte, daß bei euch der Sohn sich in der Mutter Gegenwart nicht ohne ihre Erlaubniß niedersetzen dürfte: so habe ich mich nie, so oft ich dir aufwartete, ohne dein Geheiß gesetzt. Den süßen Mutternamen gebe ich dir."

Auch die Römerinnen beschäfftigten sich gern mit der Verarbeitung der Wolle. Ihr König Servius Tullius wußte das dankbare Andenken an seine Wohlthäterinn Tanaquil nicht besser als dadurch zu ehren, daß er ihren Spinnrocken in einem neu erbauten Tempel zum ewigen Gedächtniß aufbewahrte; und Kaiser Augustus glaubte seine Enkelinnen nicht zu entehren, wenn er sie im Spinnen unterrichten ließ.

---

7) Heldenmüthige Denkart Spartanischer Frauen.

Die Einwohner von Sparta (einem Staat in Griechenland) waren sehr heldenmüthig und kriegerisch. Als ein Spartanischer Jüngling in die Schlacht auszog, gab ihm seine Mutter den Schild mit den Worten: mit ihm oder auf ihm! das heißt: kehre aus der Schlacht zurück nicht anders denn als Sieger mit deinem Schilde, oder todt auf demselben. (Die Schilde der Alten waren nämlich so groß, daß sie den ganzen Mann deckten, und eben

darum sehr schwer; Flüchtlinge warfen sie gewöhnlich weg, um schneller fliehen zu können, daher es den Alten ein groſser Schimpf war, ohne Schild aus der Schlacht wieder zu kehren).

Als eine andere Spartanerinn die Nachricht erhielt, einer ihrer Söhne sey in der Schlacht gefallen, fragte sie nur: hat er gesiegt? Und als man ihr dies bejahete, fuhr sie fröhlich fort: dazu habe ich einen Sohn geboren und auferzogen, daß Einer wäre, der für das Vaterland zu sterben wüßte. Als sie hernach hörte, daß der andere feigherzig entflohen sey, rief sie mit Unwillen aus: er war also nicht mein Sohn!

---

8) Niemand ist vor seinem Tode glücklich.

Krösus, ein König von Lydien (in Asien), der im 6ten Jahrhundert vor Christi Geburt lebte, hatte unermeßliche Reichthümer und Schätze, und war auf den Besitz seiner Güter so stolz, daß er sich für den glücklichsten aller Sterblichen hielt. Es war ihm daher eben so befremdend als empfindlich, daß Solon, ein Weiser von Athen, der einst an seinen Hof kam, sich weigerte, ihn ungeachtet dieser Schätze für glücklich zu erklären, ja daß er sogar den Muth hatte, ihm einen gemeinen Bürger von Athen vorzuziehen, und am Schlusse der Unterredung auszurufen: Niemand ist vor seinem Tode glücklich! Indessen sollte Krösus die Wahrheit dieses Ausspruchs bald erfahren; denn er verlor nicht nur einen geliebten Sohn durch einen gewaltsamen Tod auf der Jagd, sondern gerieth auch durch seinen Uebermuth in einen Krieg mit dem Persischen König Cyrus, der ihn gefangen nahm, und im Rausche seines Waffenglücks befahl, den Krösus zu fesseln, und ihn auf einem Scheiterhaufen im Angesicht des ganzen Persischen Heeres zu verbrennen. Als nun der unglückliche König auf den Holzstoß gesetzt ward, rief er, wie aus einer tiefen Ohnmacht erwachend, dreimal den Namen Solon aus. Cyrus, der den Sinn dieses Rufs noch zu rechter Zeit erforschte, nahm Solons Worte und

Krösus merkwürdigen Glückswechsel in ernsthafte Ueberlegung, schenkte ihm das Leben, und nahm ihn als Begleiter auf allen seinen Feldzügen mit. Krösus wurde, belehrt und gebessert durch Unglück, was er vorher nie gewesen war, ein bescheidener, tugendhafter Mann, der ohne Thron und Schätze nun lernte, daß Reichthum nicht glücklich mache.

---

9) Genügsamkeit und Redlichkeit.

Cajus Fabricius, ein Römischer Rathsherr, der die wichtigsten Ehrenstellen im Staate bekleidet hatte, war bei der äußersten Armuth seinen Mitbürgern schon lange ein Muster der fröhlichsten Genügsamkeit gewesen. Das einzige silberne Geschirr in seinem Hause war ein kleiner silberner Becher mit einem Boden von Horn. Seinen Töchtern gab der Staat aus der öffentlichen Schatzkammer eine Ausstattung, da er selbst es nicht zu thun im Stande war. Dieser Mann wurde im Jahre 280 als Abgesandter in das Lager eines Griechischen Königs, Namens Pyrrhus, geschickt, mit dem die Römer damals in einem Kriege begriffen waren. Pyrrhus nahm ihn sehr freundlich auf, und bot ihm ein reiches Geschenk, als Zeichen seiner Hochachtung und Gastfreundschaft, dar, welches aber Fabricius ausschlug. Der König, dadurch noch mehr für diesen Mann eingenommen, bot ihm die erste Stelle in seinem Reiche an, wenn er nach geschlossenem Frieden zu ihm kommen wollte. Fabricius aber lehnte auch dieses Anerbieten mit der freimüthigen Antwort ab: „es würde gar nicht dein Vortheil seyn, mich bei dir zu haben, denn deine Unterthanen würden bald lieber den Fabricius als den Pyrrhus zu ihrem Könige sehen wollen.“

Zwei Jahre darauf erhielt Fabricius kurz vor dem Anfang einer Schlacht mit dem Pyrrhus einen Brief von dem Leibarzt desselben, der sich erbot, den König gegen eine angemessene Belohnung zu vergiften. Fabricius aber nahm diesen Antrag mit gerechtem Unwillen auf, und meldete dem Pyrrhus die Verrätherei seines Arztes. Da rief

Pyrrhus vor Erstaunen aus: „eher könnte die Sonne aus ihrem Lauf, als Fabricius von dem Wege der Redlichkeit abgelenkt werden! Er ließ den Arzt hinrichten, und schickte den Römern aus Hochachtung und Dankbarkeit alle ihre Gefangenen ohne Lösegeld zurück.

---

10) Der Tod eines Weisen im Bewußtseyn der Unschuld.

Sokrates, ein Weiser Athens, wurde als Greis von 70 Jahren von seinen Neidern und Feinden angeklagt, daß er die Götter des Vaterlandes nicht achte, und die Jugend verderbe, indem er ihr gottlose Grundsätze einflöße. Da diese Anklage vor einem Gericht gemacht wurde, welches aus den gemeinsten Bürgern Athens bestand, die den Sokrates gar nicht nach seinen Verdiensten kannten, und dieser es auch seiner unwürdig hielt, sich gegen solche Beschuldigungen weitläuftig zu vertheidigen: so berief er sich nur ganz kurz auf sein öffentliches Leben und darauf, daß er seit 30 Jahren bemüht gewesen, seine Mitbürger tugendhafter und glücklicher zu machen. Diese edle, ruhige Sprache erbitterte seine Richter, die, wie es sonst wohl Sitte war, eine künstliche Vertheidigungsrede mit Bitten und Thränen erwartet hatten, und sie schickten ihn daher vorläufig in's Gefängniß. Bald darauf versammelten sich die Richter, um über ihn zu stimmen, und Sokrates wurde zum Tode verurtheilt. Er hörte das Urtheil mit der größten Ruhe an, nahm Abschied von denen, die ihn verurtheilt, versicherte, daß er ihnen gerne verziehe, und daß er sich freue, zu den Geistern der edlen Männer der Vorwelt hinüberzugehen. So kehrte er mit ruhiger Würde in's Gefängniß zurück. Indessen hatten seine Freunde, die von nun an immer bei ihm waren, Anstalten gemacht, ihn zu retten. Sie hatten den Wächter bestochen, die Thüre des Gefängnisses stand offen, Sokrates sollte entfliehen. Aber er wies jeden Vorschlag dieser Art mit den Worten zurück, man müsse stets und überall den Gesetzen gehorchen, und beschämt und wehmüthig verließen ihn seine Ge-

treuen. Am folgenden Tage, wo er den Giftbecher trinken sollte, waren sie schon früh bei ihm. Auch seine Frau war da, mit dem jüngsten Kinde auf den Armen; aber sie weinte und wehklagte, und machte alle Anwesende so weichherzig, daß Sokrates bat, sie wegzuführen. — Ach! schluchzte einer seiner Freunde, wenn du nur nicht so ganz unschuldig stürbest! — Wie, erwiederte Sokrates mit Lächeln, wolltest du denn lieber, daß ich schuldig stürbe? Darauf leitete er ein ernstes Gespräch ein über Leben und Tod, und über seine Hoffnung, daß es mit dem Menschen, wenn er stürbe, nicht aus wäre, sondern daß seine Seele unsterblich fortdaure. So unterredete er sich bis zum Abend. Nachdem er sich noch gebadet, um, wie er sagte, den Frauen das lästige Geschäfft zu ersparen, seinen Leichnam zu waschen, wurde der Becher mit dem Gift gebracht. Sage mir, fragte er den Diener, wie muß ich's nun machen? — Du mußt nach dem Trinken im Zimmer auf- und niedergehen, bis dich die Müdigkeit überfällt; dann legst du dich. Sokrates nahm den Becher, betete, und trank mit ruhigem, unverändertem Angesicht. Die Freunde weinten laut rings um ihn her, und rangen die Hände. Still doch! sagte Sokrates, ich habe ja darum diesen Morgen meine Frau weggeschickt. Als das Gift zu wirken anfing, legte er sich gelassen nieder. Freunde! sagte er matt, ich genese. (Er betrachtete nämlich das Leben als eine Krankheit, als eine Reihe von Mühseligkeiten und Gefahren, von denen der Tod heile). Darauf hüllte er sich in seinen Mantel und verschied. — Mit solcher Gelassenheit und Würde starb der weise Sokrates im Jahr 400 vor Christi Geburt.

---

11) Wer wenig bedarf, ist reich und glücklich.

Sokrates hatte den Grundsatz: man muß so wenig bedürfen als möglich. Daher lebte er äußerst mäßig, aß und trank immer nur das Gewöhnlichste und Wohlfeilste, und trug Winter und Sommer einen Mantel von ge-

wöhnlichem Zeuge. Bei dieser Lebensart hielt ihn mancher für unglücklich, und ein reicher Mann, der sehr prächtig lebte, sagte ihm einst gerade in's Gesicht: man sollte zwar meinen, die Weisheit müßte auch glücklich machen, du aber siehst warlich nicht darnach aus. Laß doch sehen, antwortete Sokrates, ob ich wirklich so unglücklich bin! Glaubst du, daß meine einfache Kost mich weniger gesund und stark erhalte? Weißt du nicht, daß es denen am besten schmeckt, die am wenigsten haben? Und wenn ich im Sommer und Winter gleich gekleidet gehe, und keine Sohlen trage, wodurch mein Körper gegen jede Witterung abgehärtet wird: das kann dir doch nicht tadelnswürdig scheinen? Dem Bauche, dem Schlafe, der Weichlichkeit sich nicht ergeben, was könnte klüger seyn als dies, da man das Wohlleben doch nicht immer haben kann? Wie würde bei solcher Verwöhnung der Ackersmann, der Schiffer fahren? Wer würde geschickter seyn, dem Staate oder einem Freunde zu dienen, ein Mann wie ich, oder einer von denen, die du glücklich nennst? Wer würde die Mühseligkeiten eines Feldzuges leichter ertragen? Du scheinst mir die Glückseligkeit in Ueberfluß und Wohlleben zu setzen; ich aber glaube, daß nichts bedürfen göttlich ist, und am wenigsten bedürfen, der Gottheit am meisten nähert.

---

12) Gelassenheit.

Es wird erzählt, daß Sokrates eine böse Frau, Namens Xanthippe, gehabt habe. Einst, heißt es, schalt diese auf ihn, ohne daß er ihr anders als gelassen antwortete. Da sie aber immer heftiger wurde, stand er endlich auf und ging weg. Dies erbitterte sie noch mehr, sie ergriff ein volles Becken und goß es dem Sokrates nach. Ich dachte es wohl, sagte Sokrates zu einem staunenden Nachbarn, ein Donnerwetter ist nicht ohne Regen.

---

13) Ruhe bei Anderer Grobheiten und Beleidigungen.

Sokrates grüßte einen vornehmen Bürger auf der Straße, der ihm nicht dankte, sondern stolz vorüberging. Die jungen Freunde des Weisen waren darüber unwillig. Nicht doch, sagte Sokrates, ihr würdet ja nicht zürnen, wenn mir Einer begegnete, der häßlicher wäre als ich; was ereifert ihr euch also, daß dieser Mensch minder höflich ist als ich? — Eben so hörte er es einst mit der größten Ruhe, daß Jemand schlecht von ihm gesprochen habe. Mag er mich doch prügeln, sagte er, wenn ich nicht dabei bin.

---

14) Vertrauen.

Alexander der Große, König von Macedonien, hatte sich durch unvorsichtiges Baden ein Fieber zugezogen, und befand sich in Lebensgefahr. Sein Zustand war für ihn um so beunruhigender, da gerade damals der Persische König Darius mit einem großen Heere gegen ihn anrückte, um die Macedonier anzugreifen. In dieser Gefahr beschloß einer seiner Aerzte, Namens Philipp, ein gefährliches aber entscheidendes Mittel zur baldigen Wiederherstellung seines Herrn zu wagen. Er redete daher dem Alexander zu, sich ihm anzuvertrauen, und ging weg, um einen Trank zu bereiten. Unterdessen kommt ein Eilbote von einem treuen Feldherrn Alexanders mit folgendem Schreiben: Traue dem Philipp nicht, der Perser-König soll ihn bestochen haben! — Alexander legte den Brief unter sein Kopfkissen. Bald darauf tritt Philipp herein mit einer ruhigen, freien Miene, den Becher mit fester Hand dem Alexander darreichend. Der König, der den Philipp nie als treulos in Verdacht gehabt hatte, und ihn jetzt so ruhig und unbefangen sah, nahm von ihm mit der einen Hand den Becher, während er ihm mit der andern den Brief hinreichte, und trank, während dieser las. Der Arzt ward bestürzt und unwillig über die

Beschuldigung, aber Alexander beruhigte ihn mit den Worten: der Ausgang wird dich rechtfertigen. — Wirklich stand der König nach wenigen Tagen wieder gesund unter seinen jubelnden Soldaten.

---

15) Stolze Verachtung königlicher Gunst und Gnade.

In Korinth, einer berühmten Stadt in Griechenland, lebte einst ein weiser, aber sonderbarer Mann, Diogenes, der den Grundsatz des Sokrates, man müsse so wenig bedürfen als möglich, so weit ausdehnte, daß er sich bei den Griechen lächerlich machte. Er ging unter andern mit ungeschorenem Bart, mit einem schmutzigen und zerrissenen Mantel, ohne Sohlen, trug einen Bettelsack auf dem Rücken, und wohnte in einer großen Tonne. König Alexander, der nach Korinth gezogen war, um sich hier zum Oberfeldherrn der Griechen gegen die Perser ernennen zu lassen, war neugierig, den Diogenes kennen zu lernen, und ging zu ihm. Diogenes lag eben vor seiner Tonne und sonnte sich. Als er eine Menge Menschen auf sich zukommen sah, richtete er sich ein wenig auf. Ein König, der die ganze Welt erobern will, steht vor einem Bettler, der an einer Tonne genug hat! Alexander redete lange mit ihm, und fand seine Antworten so treffend und geistreich, daß er am Ende freundlich zu ihm sagte: kann ich dir eine Gunst erweisen? — Ja, antwortete Diogenes, tritt mir ein wenig aus der Sonne! Da wandte sich Alexander zu den Umstehenden und sagte: wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich wohl Diogenes seyn.

---

16) Jugendgeschichte des Persischen Königs Cyrus.

Astyages, König von Medien (in Asien), hatte einmal einen sonderbaren Traum. Es kam ihm nämlich

vor, als gösse seine Tochter Mandane so viel Wasser auf die Erde, daß ganz Asien davon überschwemmt würde. Er legte seinen Traumdeutern, die man hier zu Lande sehr hoch schätzte, den Traum vor, und sie deuteten ihn so: Mandane werde einst einen Sohn gebären, der ganz Asien beherrschen würde. Astyages, fürchtend, daß auch er durch ihn seines Throns beraubt werden möchte, schickte seine Tochter sogleich nach Persien, und verheirathete sie dort an einen gemeinen Mann. Bald nachher bekam sie einen Sohn, den sie Cyrus nannte. Kaum hatte der König dies erfahren, so ließ er das Kind vor sich bringen, und gab es einem seiner Hofleute Harpagus, mit dem Befehl, es zu tödten. Der Mann hatte Mitleiden mit dem Kinde, und gab es lieber einem Hirten, um es irgendwo in einem Walde niederzulegen, und es da seinem Schicksale zu überlassen. Der Hirte aber gab es seiner Frau, die, da sie gerade ihr Kind verloren hatte, den kleinen Knaben gern zu sich nahm. Cyrus wuchs heran, und wurde schön und stark. An einem Tage, als er mit andern Kindern spielte, wählten diese ihn zu ihrem König. Eines von den Kindern wollte ihm nicht gehorchen, und Cyrus als König ließ ihm Schläge geben. Der Knabe lief zu seinem Vater, und dieser, ein vornehmer und angesehener Mann, foderte vom König, den Hirtenknaben (Cyrus) zu bestrafen. Der König ließ ihn auch kommen. Cyrus stand unerschrocken vor ihm, und sagte mit Freimüthigkeit, er sey von den Knaben zum König gewählt worden, und habe sich seines Rechts bedient. Der Muth des Knaben, sein Stolz und einige Gesichtszüge, die den Astyages an seine Tochter erinnerten, machten den König aufmerksam. Er erkundigte sich bei dem Hirten, und dieser gestand Alles. Astyages hatte indessen den Knaben lieb gewonnen, und schickte ihn nun seiner Tochter nach Persien; an dem Harpagus aber, der den Befehl, das Kind zu tödten, nicht vollzogen hatte, nahm er eine schreckliche und unerhörte Rache. Er ließ nämlich dessen Kinder tödten, sie zerhauen, und einige Stücke davon kochen, die er dem Vater zu essen gab. Nach der Mahlzeit entdeckte er dem Harpagus Alles, und

sagte ihm dabei, dies sey die Strafe für sein Verbrechen. Der beleidigte Vater verbarg seine Wuth und schwieg; aber er wartete auf eine passende Gelegenheit, den Tod seiner Kinder an dem Astyages zu rächen.

Cyrus wurde nun in der strengen kriegerischen Lebensweise der Perser erzogen; doch schon nach wenigen Jahren ließ der Großvater ihn mit der Mandane nach Medien kommen. Der junge Cyrus konnte sich kaum des Lachens enthalten, als er an dem Hofe des Astyages Alles so weibisch geputzt sah. Astyages saß auf einem prächtigen Thron; seine Backen, Lippen und Stirne waren bemahlt; Augenbranen und Haare waren gefärbt; er hatte goldene Ketten um den Hals, und Armbänder an den Händen. Cyrus sprang, wie er in's Zimmer trat, auf den geputzten Alten zu, fiel ihm um den Hals und rief: o, was ich für einen schönen Großvater habe! Seine Mutter fragte ihn lächelnd: ob er denn schöner wäre als sein Vater? Unter den Persern, antwortete Cyrus, ist mein Vater der schönste; aber unter den Medern habe ich keinen gesehen, der so schön wäre als mein Großvater. — Dem Alten gefiel die Antwort; er beschenkte den Knaben reichlich, und bei Tisch mußte Cyrus immer neben ihm sitzen. Dem Cyrus, der an die Mäßigkeit der Perser gewöhnt war, dünkte es sonderbar, daß man so vielerlei Speisen auftrug. Er sah lange zu. Endlich sagte er zu dem alten König: aber, lieber Großvater, du hast doch schrecklich viel Mühe, satt zu werden, wenn du von dem Allen essen mußt. Astyages lachte und sprach: hältst du denn unsere Gerichte nicht für besser als eure Persischen Mahlzeiten? Ich weiß nicht, antwortete Cyrus; aber wir werden viel geschwinder und leichter satt als ihr. Uns ist Brod und Fleisch genug, um satt zu werden; ihr aber, ach! was braucht ihr für Arbeiten und Umschweife, bis ihr so weit kommt. — Mit Erlaubniß des Alten vertheilte er darauf von den Speisen unter die Diener, nur dem Mundschenken Sakas gab er nichts. Der König, welcher den Sakas liebte, fragte den Cyrus im Scherz: warum gibst du denn diesem nichts, den ich doch so lieb habe? — Und warum hast du ihn lieb? fragte

Cyrus. — Siehst du nicht, antwortete der König, wie schön er den Wein eingießt und kostet, und ihn mir zureicht? — O, rief Cyrus, das kann ich so gut als er, und noch besser; denn ich will dir den Becher nicht halb austrinken wie er. Darauf nahm er den Becher, goß aus der Schale Wein ein, und reichte ihn dem König. — Aber, sprach der Alte, du mußt auch den Wein erst kosten. — Das laß' ich wohl bleiben, rief der Kleine, denn ich weiß, es ist Gift darin; ich habe das neulich wohl bei deinem Gastmahle gesehen. — Wie das? rief der Alte. — Wißt ihr nicht mehr, sagte Cyrus, wie ihr von Verstand und Sinnen kamet, sobald Sakas euch zu trinken gegeben hatte? Was war das für ein Lärm! Wie habt ihr durch einander geschrien und gelacht! Die Sänger schrieen sich die Kehlen ab, und doch verstand sie kein Mensch. So lange ihr saßet, sprach jeder von seiner Stärke; sobald ihr aber aufstandet, fielet ihr über eure eigene Füße. Ihr wußtet alle nicht mehr, wer und wo ihr wart, du nicht, daß du König bist, und die andern nicht, daß sie Unterthanen sind. — Aber, sprach Astyages, wenn dein Vater trinkt, berauscht er sich nie? — Nie, war die Antwort. — Und wie macht er's denn? fragte Astyages. — Er hört auf zu dürsten, antwortete Cyrus.

Durch diese und viele ähnliche Einfälle machte sich Cyrus bei seinem Großvater sehr beliebt. Astyages ließ ihn daher reiten lernen und jagen, und erlaubte ihm was er wollte. Cyrus wurde mit jedem Tage klüger und männlicher und der Abgott des ganzen Volks. Harpagus sah dies gern, und entdeckte ihm nun die grausamen Absichten, die sein Großvater mit ihm gehabt hätte. Dadurch reizte er das Gemüth des Jünglings, der, da die Perser auf einen Abfall von Medien dachten und den Cyrus zurückwünschten, sich nach Persien begab und sich an die Spitze seines Volks stellte. Sobald Astyages diesen Aufstand erfuhr, schickte er den Harpagus als Befehlshaber eines Heeres gegen die Perser. Harpagus aber, eingedenk seiner geschlachteten Kinder, ging mit dem ganzen Heere zum Cyrus über,

der nun König von Persien und Medien wurde, und seinen Großvater als einen Gefangenen bei sich behielt.

17) Beispiel von Enthaltsamkeit.

Alexander der Große kam auf seinem Zuge, die Welt zu erobern, durch eine lange Sandwüste Asiens, in der sich nirgend Wasser fand. Endlich hatte ein Soldat etwas aufgefunden, und brachte es in seinem Helm dem Alexander. Da dieser aber sah, daß seine Soldaten eben so wie er vor Durst lechzten, sprach er: soll ich der einzige seyn, der da trinkt? und goß das Wasser auf die Erde. Alle, voll Bewunderung über die Enthaltsamkeit des Königs, riefen: auf! führe uns fort! wir sind nicht ermattet, wir sind nicht durstig; wir halten uns nicht für sterblich, führt uns ein solcher König!

II. Erzählungen aus der wahren Geschichte der mittlern und neuern Zeit.

1) Ein deutscher Kaiser besucht eine Schule.

Karl der Große, der im Jahr 800 nach Christi Geburt zum Römischen Kaiser ausgerufen wurde, war der geistreichste und kräftigste Mann seiner Zeit, der Latein und Griechisch verstand, und sich nicht schämte, noch im männlichen Alter schreiben zu lernen. Sehr viel lag ihm daran, den Schulen aufzuhelfen, und der Jugend nützliche Kenntnisse einzupflanzen. Er ließ daher geschickte Männer aus Italien und Griechenland kommen, und führte auch an seinem Hofe eine Schule ein, in welche alle seine Diener, die hohen wie die niedern, ihre Söhne schicken mußten. Einmal trat er

selbst in die Schulstube, hörte eine Zeitlang zu, und ließ sich dann die schriftlichen Arbeiten der jungen Leute zeigen. Die Fleißigen und Kenntnißreichen mußten alle auf seine rechte, die Faulen und Unwissenden auf seine linke Seite treten, und da fand es sich denn, daß die Letztern meist die Söhne vornehmer Eltern waren. Darauf wandte er sich zu den Fleißigen aber Armen und sagte: ich freue mich, meine lieben Kinder, daß ihr so gut einschlagt, bleibet dabei und werdet immer geschickter und vollkommener. Ihr befördert dadurch euer wahres Beste, und zu seiner Zeit soll euch mein Lohn nicht fehlen. — Ihr aber, (hier wandte er sich zornig zur Linken), ihr Söhne der Edlen, ihr feinen Püppchen, die ihr euch so reich und vornehm dünkt, und das Lernen nicht nöthig zu haben meint, ihr faulen, unnützen Buben! ich sage euch bei Gott, euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir; von mir habt ihr nichts Gutes zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut macht!

Eben dieser Kaiser trug keine andere Bekleidung, als die ihm seine Töchter gesponnen und gewebt hatten.

---

2) Weibliche Treue und Klugheit.

Kaiser Konrad III., der um die Mitte des 12ten Jahrhunderts lebte, belagerte Weinsberg, eine kleine Stadt im Würtembergschen. Der Herzog von Würtemberg war mit seiner Gemahlinn in diese Stadt eingeschlossen, hielt aber die Belagerung mit einer heldenmüthigen Tapferkeit aus, und gab nur der Gewalt nach. Der Kaiser, aufgebracht, wollte alles mit Feuer und Schwert verheeren, ertheilte aber doch den Weibern Gnade, indem er ihnen erlaubte, heraus zu gehen, und dasjenige mitzunehmen, was ihnen am liebsten wäre. Die Gemahlinn des Herzogs, eine kluge Frau, benutzte sogleich diese Gelegenheit, um ihren Gemahl zu retten. Da ihr dieser das Liebste war, so nahm sie ihn auf ihre Schul-

tern, und die andern Frauen der Stadt thaten mit ihren Männern ein Gleiches. Der Kaiser, durch die Treue und Klugheit der Weiber überraschyt, milderte seinen harten Sinn, ertheilte den Männern Gnade, und die Stadt wurde gerettet.

---

3) Ruhe und Gelassenheit im Märtyrer-Tode.

Im Jahre 1400 lebte zu Prag in Böhmen ein Prediger und Professor, Johann Huß. Er war ein gelehrter, und, was mehr sagen will, ein frommer und wahrheitliebender Mann. Da er die Bibel fleißig gelesen und studirt hatte, so entging es ihm nicht, daß der Papst und die Geistlichkeit seiner Zeit viele falsche Lehren und Irrthümer in der Religion verbreiteten, daher er seine Schüler eines Bessern zu belehren suchte, und durch Schriften gegen die vielen Mißbräuche der Kirche eiferte. Dadurch aber zog er sich den Haß der ganzen Geistlichkeit zu, die nun darauf ausging, den unerschrockenen Vertheidiger der Wahrheit auf immer zum Schweigen zu bringen. Es gelang ihr auch damit. Denn Huß wurde im Jahre 1414 vor eine Kirchenversammlung zu Costanz vorgeladen, wo man ihn zu einem Widerruf seiner Lehren bewegen wollte. Da er aber standhaft auf seiner Meinung beharrte, so warf man ihn erst in einen dunkeln Kerker, wo man ihm vier Wochen Bedenkzeit gab, und als er auch hier seinen Lehren treu blieb, so verurtheilte man ihn zum Tode auf dem Scheiterhaufen. Mit der Ruhe und Gelassenheit eines Christen, der für die göttliche Sache der Wahrheit und für die Lehre seines Heilandes stirbt, hörte er sein Todesurtheil an. Man zog ihm die Priesterkleidung aus, setzte ihm eine, mit drei Teufeln bemahlte papierene Mütze auf, und übergab seine Seele dem Satan. Huß verlor ungeachtet dieser Mißhandlungen seine Seelenruhe nicht; lächelnd sprach er: diese Krone ist nicht so schmerzlich als die Dornenkrone, die mein Erlöser trug. — Jetzt war der edle Mär-

tyrer auf dem Richtplatz angekommen. Er betete laut, und seine frommen Gebete rührten das Volk, das ihn in großen Haufen begleitete. Der Henker band ihn an einen Pfahl, und umlegte diesen mit Reisholz von den Füßen bis zum Gesicht. Man zündete den Holzstoß an. Die lodernde Flamme wälzte sich um das Schlachtopfer der Wahrheit, und der fromme Beter empfahl seine Seele in die Hände seines himmlischen Vaters. — Heilig sey uns das Andenken dieses standhaften Dulders!

---

4) Muthvolle Vertheidigung der Wahrheit.

Hundert Jahr nach Huß lebte der Geist dieses Mannes wieder auf in einem armen Bergmanns-Sohn zu Eisleben, Martin Luther. Dieser lehrte und schrieb als Prediger und Professor zu Wittenberg zuerst gegen den Ablaß, d. h. gegen den groben Mißbrauch der päpstlichen Macht, die Sünde für Geld zu vergeben, und dann gegen die päpstliche Verfassung überhaupt, welche die gröbsten Irrthümer und Unsittlichkeiten in der Römischen Kirche nährte und beförderte. Mehrmals wurde er deshalb mit dem Scheiterhaufen bedroht, und jede Obrigkeit in Deutschland aufgefodert, Luthern gefangen zu nehmen und nach Rom zu führen. Aber sein Muth verachtete jede Gefahr, denn er baute auf die Gerechtigkeit seiner Sache, als einer Sache Gottes. Unerschrocken begab er sich daher auch nach Worms, wohin der Kaiser Karl V. im Jahre 1521 ihn beschieden hatte, um sich hier vor einer Kirchenversammlung wegen seiner Lehren zu verantworten. Seine Wanderung von Wittenberg nach Worms glich einem Triumphzuge, so sehr drängte sich alles Volk, den Mann Gottes zu sehen. Seine Freunde riethen ihm, nicht in die Stadt zu kommen, weil sie fürchteten, daß er hier von den päpstlichen Anhängern aufgegriffen werden möchte; er aber antwortete ihnen: und wären so viele Teufel in der Stadt als Ziegel auf den Dächern, so werde ich doch gehen. — Als er nun vor der großen und glänzenden Versammlung seiner fürstlichen Richter er-

schien, beantwortete er alle vorgelegten Fragen mit Fassung, erklärte fest und laut, daß er von dem, was er gelehrt, nichts widerrufen könne, als bis man ihn aus der heiligen Schrift oder aus der Vernunft beweise, daß er geirrt habe, und schloß mit den Worten: hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen. — Nun entließ man ihn, erklärte ihn aber bald darauf in die Acht, wodurch er aller bürgerlichen Rechte verlustig ging, und von einem Jeden verfolgt und ergriffen werden konnte. Doch sein hoher Beschützer, Kurfürst Friedrich der Weise, hatte schon für seine Sicherheit gesorgt, indem er ihn ganz in der Stille auf das feste Bergschloß Wartburg, eine Stunde von Eisenach, hatte bringen lassen, wo er ein Zimmer mit allen Bequemlichkeiten, auch Bücher und Schreibstoffe fand, und für einen staatsgefangenen Junker ausgegeben wurde. Und hier übersetzte der eben so gelehrte als muthvolle Mann die Bibel in das Deutsche, und befestigte dadurch seine Lehre, die nun überall zahlreiche Freunde und Anhänger fand, welche sich nach ihm Lutheraner nannten, und noch heute mit Dankbarkeit sein Andenken segnen.

---

5) Folgen der Tyranney und Grausamkeit.

Vor Zeiten hatte Oestreich die Oberherrschaft über einen großen Theil der Schweiz, wohin es Landvögte (Statthalter) sandte, um die dortigen Regierungsangelegenheiten zu besorgen. Einer dieser Vögte, Namens Geßler, mißbrauchte seine Gewalt, und ließ im Jahr 1307 auf dem Markt zu Altdorf (im Kanton Uri) eine Stange aufrichten, auf deren Spitze sich ein Hut befand, dem alle Vorübergehende dieselben Ehrenbezeigungen, als dem Landvogt, erweisen sollten. Der Mann hätte bedenken sollen, daß er dadurch nicht die Schweizer allein, sondern auch sich selbst entehrte, indem er einen Hut seiner Person gleich setzte. Aber dies bedachte er nun einmal nicht, und so erregte er immer mehr den Unwillen eines Volks, gegen welches er sich schon viele Ungerech-

tigkeiten und Grausamkeiten erlaubt hatte. Einst kam ein Landmann aus der Nachbarschaft — Wilhelm Tell ist sein ehrenwerther Name — nach Altdorf. Er ging über den Markt, sah mit Unwillen Stange und Hut, und ging ohne Ehrenbezeigung daran vorüber. Geßler erfuhr's, und verurtheilte den armen Mann zu folgender Strafe: „Du sollst, sagte er zu Tell, auf den Kopf deines sechsjährigen Sohnes einen Apfel legen, und diesen in einer gewissen Entfernung mit der Armbrust (Bogen) herunter schießen. Triffst du den Apfel, so ist dir dein Leben geschenkt; triffst du ihn nicht, so mußt du sterben." — Tell bat mit Thränen den hartherzigen Landvogt um Verzeihung, und viele edle Schweizer wandten alles an, Gnade oder doch Abänderung der Strafe für den Verurtheilten zu erlangen, aber der Grausame war unerbittlich, und wiederholte seinen Befehl mit noch grausamerer Strenge. — Tell, der ein vortrefflicher Schütze war, spannt im Vertrauen auf Gott und auf seine Kunst den Bogen, zielt und trifft den Apfel, ohne auch nur im mindesten den Knaben zu beschädigen. Alle Zuschauer jubeln laut, nur Geßler steht stumm und finster. Aber in dem Augenblick bemerkt er noch einen andern Pfeil bei dem Tell. Wozu, fragt' er ihn, wolltest du diesen gebrauchen? — Für dich, Barbar, antwortet ihm Tell, wenn ich das Unglück gehabt hätte, mein Kind zu tödten. — Auf diese Antwort ließ ihn Geßler fest nehmen, und verurtheilte ihn zu ewiger Gefangenschaft. Als man ihn aber über den Genfer See in ein Gefängniß abfuhr, erhob sich ein starker Sturm, und in der Noth entledigte man, um das Schiff mit der Mannschaft zu retten, den Verurtheilten seiner Bande, weil er als ein geschickter Ruderer bekannt war. Sobald das Schiff durch Tells Hülfe das Ufer erreicht hatte, und die Uebrigen sich zum Aussteigen rüsteten, ergriff er eiligst seinen Bogen, und sprang zuerst auf einen hervorragenden Felsen. Bekannt mit allen Wegen versteckte er sich in dem waldigen Gebirge, an einem Orte, vor dem der Landvogt vorbei kommen mußte. Hier lauerte er

dem Tyrannen auf, und erlegte ihn still und ungesehen mit dem Pfeile seiner Armbrust. — Diese That beförderte die Freiheit der Schweizer, zu der schon ein feierlicher Bund dreier Männer den Grund gelegt hatte.

---

6) Muth und Ausdauer in Gefahren.

Christoph Kolumbus aus Genua ging im Jahre 1492 mit drei kleinen Schiffen und 90 Mann auf die Entdeckung eines neuen Welttheils aus, den er auch fand, und der in der Folge Amerika genannt wurde. Anfangs hatte alles guten Muth; aber als sie in das offene Meer steuerten, und schnell alles Land ihrem Blick entschwunden war; als mehrere Tage, ja endlich Wochen verstrichen, ohne daß sich das erwünschte Land zeigte: da wurden auch die Beherztesten verzagt, denn alle glaubten sich dem sicheren Tode Preis gegeben, und die rohen Matrosen drangen in Kolumbus Schiffs-Kajüte, mit Vorwürfen und Drohungen, ihn über Bord zu werfen, wenn er nicht umkehrte. Kolumbus aber blieb ruhig und unerschüttert, besänftigte die Zürnenden durch sein heiteres Vertrauen, indem er sich stellte, als ob er mit seinen bisherigen Fortschritten sehr zufrieden wäre, und verheimlichte ihnen, daß sie schon gegen 800 Seemeilen *) durchflogen wären. Doch zuletzt war alles vergebens; die Schiffsmannschaft wollte den Kolumbus ermorden, und nur der Gedanke, wer sie dann zurückführen sollte, hielt sie noch davon zurück. Da verlangt er von ihnen noch 3 Tage Frist; sähe man dann kein Land, so wolle er umkehren. Sie gehen dies ein. Am folgenden Tage erreicht das Senkblei Grund; Rohr und ein Baumast mit rothen Beeren kommen angeschwommen, und Landvögel umflattern die Masten; aber die Sonne geht unter, und noch sieht man kein Land. Erwartungsvoll steht Kolumbus da,

---

*) Eine Seemeile ist etwas kleiner als eine Landmeile; 4 Seemeilen betragen so viel als 3 Landmeilen.

über das blaue Meer hinschauend, ob sich dem fernen Blick nicht etwas zeigen werde. Endlich zwei Stunden vor Mitternacht sieht er in der Ferne ein Feuer, und — Land! Land! erscholl es aus jeder Brust; man stürzte einander in die Arme, alle weinten vor Freude, und baten knieend den Kolumbus um Vergebung. Darauf sangen sie Loblieder Gottes, und als der Morgen anbrach (Freitag den 12. Oktbr.), da sahen sie — o wer beschreibt die Freude! — eine schöne grüne Insel vor sich liegen. Mit Sonnenaufgang ruderten sie nun unter kriegerischer Musik an's Land, warfen sich betend nieder, und küßten voll Dank und Freude den sichern Erdboden.

---

7) Nachmachen ist leichter als vormachen.

Es ging dem Kolumbus, wie es vielen Menschen geht, er ärntete am Ende Undank. Einige suchten sogar seine Entdeckung herabzuwürdigen, denn sie kam ihnen nun, nachdem sie gemacht war, so natürlich und leicht vor, daß sie meinten, es hätte sie ein Jeder eben so gut machen können. Mit einer so überklugen Gesellschaft saß Kolumbus eines Tages zu Tische, als gekochte Eier aufgetragen wurden. Kolumbus nahm ein Ei und fragte: wer von den Herren kann wohl ein Ei so auf die Spitze stellen, daß es frei stehen bleibt? — Mehrere versuchten es, aber vergeblich. Da nahm Kolumbus das Ei, drückte es an einer Ecke ein, und das Ei stand. Ja! riefen jetzt alle, so hätten wir es auch machen können. — Aber, meine Herren, sagte Kolumbus lächelnd, warum haben Sie es denn nicht so gemacht? der Unterschied zwischen uns ist, daß Sie es so machen könnten, und daß ich es so gemacht habe.

---

8) Herablassung eines Kaisers.

Peter der Große, der im Jahr 1689 den Russischen Thron als Kaiser bestieg, war ein unternehmender

Mann, der viele nützliche Kenntnisse des Auslandes selbst zu erlernen suchte, um seinen ungebildeten Unterthanen ein lehrreiches Beispiel zu geben. Zu diesem Zweck reis'te er nach Deutschland, Holland und England, machte sich hier mit den Künsten und Gewerben bekannt, und verpflanzte solche auf seinen vaterländischen Boden. Unter andern großen Städten besuchte er auch Amsterdam (in Holland), wo er die Schiffsbaukunst erlernen wollte. Man bot ihm hier ein prächtiges Haus an, aber er wollte unerkannt bleiben, und bezog daher nur ein Häuschen an den Schiffswerften, (das noch jetzt unter dem Namen Vorstenborg, d. h. Fürstenburg, den Fremden gezeigt wird), kleidete sich wie ein holländischer Schiffszimmermann in eine kurze Jacke von rothem Fries und in weite Beinkleider von weißem Leinen, ging selbst auf den Markt, um sich seine Lebensmittel zu kaufen, und kochte sie auf seinem kleinen Herde. Darauf fing er an, alle Theile, die zu einem Schiffe gehören, wie ein Lehrbursche selbst zimmern zu lernen, wo er sich's gefallen ließ, von seinem Meister ein Junge, auch wohl ein dummer Junge, genannt zu werden; und eben der Mann, der jetzt in seinem Häuschen Befehle an sein gegen die Türken fechtendes Heer schrieb, kam im nächsten Augenblick mit dem Beile in der Hand heraus auf die Werfte, spaltete Bretter, zimmerte Mastbäume, nagelte Bolen an einander, und knüpfte Seile und Segel. — So ließ er, der Gold und Purpur hatte, sich's nicht verdrießen, um seines Landes willen vom Thron herab in die Werkstätte zu steigen und freiwillig auf alle äußere Ehre, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten seiner Würde und seines Glanzes Verzicht zu leisten.

---

9) Man muß nie über seinen Stand hinausgehen.

Peter der Große lebte in vertrautem Umgang mit einem alten, aufgeweckten und sehr geschickten Wundarzt (Chirurgus), Namens Tirmond, der oft bis in die späteste Nacht bei ihm sitzen mußte. Der Mann starb

über 70 Jahr alt, und hinterließ eine nicht alte, hübsche Wittwe nebst einem Vermögen von vielen tausend Rubeln. Die Frau aber heirathete wieder, und zwar einen jungen, unerfahrnen Barbiergesellen aus Danzig, der in ihren Augen durch eine schöne Gestalt ersetzte, was ihm an Kenntnissen abging. Ihren Stand vergessend und auf ihr Vermögen trotzend fingen sie ein sehr verschwenderisches Leben an. Kleidung, Wohnung und Hausgeräth (Möbeln), Alles wurde auf's Kostbarste eingerichtet; mit 4 Pferden fuhren sie in einem prächtigen Wagen durch Moskau, und suchten es in allen Dingen den Reichsten und Vornehmsten gleich zu thun. Diese Lebensweise mußte selbst in einer großen Stadt wie Moskau Aufsehen erregen, und man sprach öfters in Gegenwart des Kaisers von dem Aufwande des jungen Danzigers, von seinem plötzlichen Reichwerden und seinem gemeinen Vornehmthun. Als Peter nun einmal eine große Gesellschaft bei sich hatte, und das Gespräch ebenfalls auf den vornehmen, unwissenden Wundarzt kam, schickte der Kaiser nach ihm. Dieser, der nichts Geringeres erwartete, als daß die kaiserliche Huld das Vertrauen, dessen Tirmond sich erfreut hatte, auf ihn übertragen wolle, warf sich schnell in seine kostbarsten Kleider, und kam blitzend von goldenen Tressen, und von brillantenen Ringen an den Fingern, in seinem glänzendsten Wagen an den Hof gefahren. Alles lief an die Fenster, um den Aufzug zu sehen. Als der Barbiergeselle vor den Kaiser kam, ward er nach Namen, Geburtsort, Lehrherrn und seinem Verfahren bei wundärztlichen Behandlungen befragt. Aus den Antworten erkannte ihn der Kaiser für einen unwissenden Menschen und unwürdigen Nachfolger des erfahrenen Tirmond's; höchstens, meinte Peter, könne er ein erträglicher Bartscherer seyn, und das solle er auf der Stelle beweisen. — Der Kaiser ließ darauf eine Menge gemeiner Bauern und Knechte, welche die längsten Bärte hatten, herauf holen, denen nun der stattlich geputzte Herr Bader mit seinen brillantenen Ringen an den Fingern die mächtigen Bärte in Gegenwart der ganzen Gesellschaft einseifen und scheren mußte, worauf ihn Peter entließ, um in seinem Staatswagen wieder nach Hause zu

fahren. — Dieser Vorfall beschämte den stolzen Herrn so sehr, daß er mit seiner Frau bald darauf Moskau verließ und nach Danzig zog. Aber noch nicht klug gemacht, lebten hier beide einige Jahre eben so herrlich und in Freuden als zuvor, bis das Geld alles durchgebracht war, und er, auch als Barbier unbrauchbar, endlich mit seiner Frau, die nun durch Waschen Geld zu verdienen suchte, sich kümmerlich ernähren mußte. — So kommt der Hochmuth vor dem Fall! —

---

10) Klugheit bringt auch den Geringen zu Würden und Ehren.

Als der Russische Kaiser Peter der Große in einem Krieg mit Karl XII., König von Schweden, begriffen war, suchte dieser Hülfe bei den Türken. Es gelang ihm, und 200,000 Türken, die im Frühling 1711 über die Donau zogen, schlossen den Kaiser mit seinen 22000 Mann von allen Seiten ein. Nun befand sich Peter in der peinlichsten Lage seines Lebens; denn er konnte auf keine Rettung rechnen, und hatte nur die Wahl, entweder Hungers zu sterben, oder durch die, rings um das Russische Lager gerichteten, Kanonen der Türken zu fallen. Da gab Katharina, die Tochter eines deutschen Handwerkers, die Frau eines Schwedischen Dragoners, mit dem sie in Russische Gefangenschaft gerathen war, den Rath, alles Geld und alle Juwelen dem Türkischen Feldherrn zu schicken. Wirklich ließ sich dieser dadurch bestechen, und Peter erhielt freien Abzug und Frieden. Die Katharina aber wurde im folgenden Jahre 1712 Peters Gemahlinn, ja er ließ sie sogar 1724 als Kaiserinn krönen, wofür sie auch nach dem Tode ihres Gemahls von dem ganzen Reiche anerkannt wurde.

---

11) Lohn der Redlichkeit.

Der Russische Fürst Menzikof, ein Liebling Peters des Großen, war von adeligen, aber sehr armen Eltern geboren, und da diese frühzeitig starben, so lernte er in seiner Jugend nicht einmal lesen und schreiben. Ein Pastetenbäcker nahm ihn in sein Haus, und gebrauchte ihn, allerlei Backwerk auf der Straße umherzutragen. So kam denn der Knabe auch einmal in die Küche eines vornehmen Russen gerade an dem Tage, an welchem Peter von demselben zum Mittagessen eingeladen worden war. Es entging seiner Aufmerksamkeit nicht, daß der vornehme Russe seinem Koch zu einem Lieblingsgericht des Kaisers Anweisung gab, und selbst ein Pulver, als eine Art Gewürz, daran that. Menzikof stellte sich, als ob er nichts bemerkt hätte, ging weiter, sang lustige Lieder auf der Straße, und paßte auf die Ankunft des Kaisers. Peter kam, bemerkte den Pastetenjungen und redete ihn an: „gib mir deinen Korb zum Kaufe!" — „Ich darf nur die Pasteten verkaufen, antwortete der Knabe, wegen des Korbes müßte ich erst die Erlaubniß meines Meisters haben. Doch, da ohnedies alles Ew. Majestät zugehört, so gehorche ich dem Kaiserlichen Befehle." — Die rasche Antwort gefiel dem Kaiser, und er befahl dem Knaben, ihm zu folgen, und ihm bei Tische zu bedienen. — Als nun während der Mahlzeit das Gericht, welches Menzikof hatte zubereiten sehen, aufgetragen wurde, sagte er dem Kaiser etwas heimlich in's Ohr. Dieser ging sogleich mit ihm in ein Nebenzimmer, und Menzikof erzählte ihm, was er in der Küche gesehen hatte. Ohne Verlegenheit ging der Kaiser zur Tafel zurück, und nöthigte seinen Wirth, von dem Gerichte zu essen. Bestürzt antwortete dieser, daß es dem Diener nicht zukomme, vor seinem Herrn zu essen. Peter befahl darauf, die Schüssel einem Hunde vorzusetzen, der auch bald darauf an Zuckungen starb. Nach Oeffnung des Hundes entdeckte man die Spuren des tödtlichen Giftes. Der Kaiser ließ sogleich den Russen verhaften, der sich indessen den folgenden Tag selbst entleibte; dem Menzikof aber schenkte er seit dieser Zeit sein unbedingtes Vertrauen, ließ

ihn unterrichten, und erhob ihn von einer Ehrenstelle zur andern, bis er ihm zuletzt den fürstlichen Titel beilegte. — Schade, daß Menzikof sich späterhin in seinen Würden vergaß, und sich durch den Mißbrauch seiner Macht die Strafe der Landesverweisung zuzog.

---

12) Der Freund in der Noth.

Auch Fürsten gerathen in Noth, und fühlen alsdann, daß die Freundschaft eines treuen Dieners mehr vermag, als ihr Thron und ihre Würde. — In solchem Falle befand sich Otto IV. zubenamt mit dem Pfeil, Markgraf von Brandenburg. Dieser preiswürdige Fürst ergriff 1278 für die Ehre seines Bruders die Waffen gegen den Grafen Günther von Schwalenberg, als dieser zum Erzbischof von Magdeburg gewählt worden war. Schon näherte er sich mit starken Schritten der Stadt Magdeburg, als Günther mit kühnem Muth an der Spitze der Einwohner ihm entgegen ging, ihn angriff, schlug, und den Markgrafen selbst gefangen nahm. Sogleich wurde der Besiegte nach Magdeburg geführt, und gleich einem gemeinen Verbrecher in einen, aus Bohlen verfertigten, Käfig gesetzt. Alle Bemühungen der Brandenburger, ihren unglücklichen Markgrafen zu befreien, waren vergeblich, und selbst ihre Verwüstungen und Eroberungen im Magdeburgischen fruchtlos. Da erinnerte sich Otto eines alten, treuen Ministers, des Johann v. Buch, der seinem Vater lange redlich gedient hatte, aber bei ihm in Ungnade gefallen war, weil er dem jungen, feurigen Markgrafen nicht, wie die übrigen Räthe, schmeichelte, sondern ihm bei vorkommenden Veranlassungen freimüthig die Wahrheit sagte. Otto schrieb daher an seine Gemahlinn Hedwig, und bat sie, diesen alten, verstoßenen Diener wegen seiner Befreiung zu Rathe zu ziehen. Wirklich ließ sich auch v. Buch durch die Thränen der Markgräfinn bewegen, ihr einen klugen Anschlag einzugeben, der glücklich von Statten ging. Sie reisete auf seinen Rath selbst nach Magdeburg, wo sie jeden Domherrn allein sprach und durch

Geschenke gewann. Diese brachten es auch durch ihre Vorstellungen dahin, daß der Erzbischof sich gefallen ließ, dem Otto gegen ein Lösegeld von 4000 Mark Silbers (56000 Rthlr.) die Freiheit zu geben. Auf das feierliche Versprechen, diese Summe in 4 Wochen zu zahlen, erhielt Otto die Erlaubniß, in seine Länder zurückzugehen. Freudig und beglückend war das Wiedersehn seiner hochherzigen Gemahlinn und seines treuen Dieners v. Buch. Aber wo das Geld hernehmen, ohne seine Unterthanen, die schon durch den Krieg so viel gelitten hatten, mit einer außerordentlichen Steuer zu belegen? Er entschloß sich daher, die kostbaren silbernen und goldenen Geräthe der Kirche zu veräußern. Da trat der alte Buch vor ihn hin, und machte sich anheischig, ihm auf einem kürzern Wege Geld zu verschaffen; er möchte ihm nur nach Angermünde (einem Städchen in der Uckermark) folgen. Hier führte er den erwartungsvollen Markgrafen in die Kirche, öffnete dort einen mit starkem Eisen beschlagenen Kirchenkasten, der mit Gold und Silber angefüllt war, und sagte: „Euer Vater, gnädiger Herr, vertraute mir einst dies Geld an; ich mußte ihm versprechen, es Euch nur dann zu übergeben, wenn die äußerste Noth Euch drücken würde, und Ihr meinen Rath suchen würdet. Nehmt den Schatz, er wird zum Lösegeld zureichen.“ — Der Markgraf bewunderte die unwandelbare Redlichkeit eines Staatsdieners, der beleidigt und gekränkt dennoch seiner Pflicht treu bleiben konnte, nahm mit dankbarer Freude den Schatz, und, treu seinem Ehrenwort, schickte er das Lösegeld nach Magdeburg.

---

13) Strenge eines Königs gegen seinen Sohn.

Friedrich II., König von Preußen, überall genannt der Große, von seinen Unterthanen aber der Einzige, wurde von seinem Vater Friedrich Wilhelm I. so streng behandelt, daß er beschloß, sich heimlich zu entfernen, und nach England zu gehen. Er entwarf dazu mit

einigen seiner Jugendfreunde, namentlich mit dem Lieutenant v. Katt bei den Gensd'armen, einen Plan, zu dessen Ausführung im Monat Juli 1730 alle Anstalten getroffen waren. Die Sache aber wurde verrathen, und der Kronprinz auf seiner Flucht eingeholt und gefangen genommen. Der erzürnte Vater ließ seinen Sohn sogleich nach Küstrin auf die Festung bringen, wo er anfangs ein sehr schlechtes Wohnzimmer ohne alle Bequemlichkeiten erhielt. Ein blauer Ueberrock war seine Bekleidung, ein hölzerner Schemel sein Sitz, der Fußboden sein Bette. Die karg zugetheilten, vom Könige selbst angeordneten, Speisen bekam er geschnitten, damit er keine Messer und Gabel bedürfe. Zwei Unteroffiziere bewachten die Thüre von Außen, welche alle drei Stunden geöffnet wurde, um zu sehen, ob der Gefangene noch da sey; keine Gesellschaft, nicht einmal einer von seinen Bedienten, wurde zu ihm gelassen, kein Schreibzeug wurde ihm erlaubt, und das Licht um 8 Uhr Abends ausgelöscht. — Unterdessen hatte der König in Berlin ein Kriegsgericht von Generalen versammeln lassen, worin er selbst den Vorsitz führte. Er betrachtete seinen Sohn als einen Soldaten, der sich des Verbrechens der Widersetzlichkeit habe zu Schulden kommen lassen, und als Ausreißer (Deserteur) den Tod verdiene. Viele der Anwesenden stimmten aus Furcht des Widerspruchs dieser Meinung bei; aber einige erhoben auch stark und freimüthig ihre Stimme dagegen, erklärten diesen Todesspruch für ungerecht und unmenschlich, und erschütterten das Gewissen des Königs so mächtig, daß er es nicht wagte seine leidenschaftliche Meinung durchzusetzen. Mehrere Fürsten Europens nahmen sich ebenfalls des unglücklichen Prinzen an, und suchten durch rührende Bittschriften den Zorn des Königs zu besänftigen. Indessen verlangte er durchaus ein Todtenopfer, und dazu wurde Friedrichs zwei und zwanzigjähriger Freund, der Lieutenant Katt, bestimmt. Das Kriegsgericht erkannte ihm zwar bloß eine lebenslängliche Gefangenschaft in einer Festung zu; aber der erbitterte König verwarf dieses Urtheil, und befahl, ihn hinzurichten. Alle Bitten des Vaters und Großvaters dieses Jünglings, selbst die Vorstel-

lungen der Königinn, waren fruchtlos; Friedrich Wilhelm blieb unbeweglich, und antwortete hartherzig: diese Strafe sey Gnade genug, er habe verdient mit glühenden Zangen zerrissen zu werden. So wurde denn am 6ten Novbr. das Bluturtheil vollzogen. Vier Grenadiere und ein Offizier traten in das Gefängniß des Prinzen, und führten ihn an ein Fenster, von wo aus er seinen jungen Freund Katt sehen sollte, den man zu enthaupten im Begriff war. „O Katt, Katt! rief er aus, indem er seine Arme gegen ihn ausstreckte, vergib mir!" — „Leben Sie wohl, mein Prinz, leben Sie wohl!" rief Katt mit dem zärtlichsten Ausdruck. Friedrich sank betäubt auf einen Stuhl, und als er wieder erwachte, war sein Freund nicht mehr. — Von nun an wurde dem Prinzen der scharfe Verhaft nachgelassen, und ihm freies Ausgehen in der Stadt erlaubt; seine Freiheit aber und seine Zurückberufung nach Berlin erfolgte erst, nachdem er 15 Monate in Küstrin zugebracht hatte.

---

14) Rachsucht bestraft sich selbst.

Der Sächsische Prinzenraub 1455 ist eins der merkwürdigsten Ereignisse in der Deutschen Geschichte. Der Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige hatte nämlich mit seinem Bruder, dem Herzog Wilhelm, einen langwierigen Krieg geführt, der in der Geschichte Sachsens unter dem Namen des Bruderkrieges bekannt ist. In diesem Kriege hatte ein Edelmann, Kunz v. Kaufungen, seine Güter in Thüringen verloren, und dafür andere Besitzungen im Meißner Lande zu seiner Entschädigung erhalten. Als nun im Frieden alles wieder in seine vorige Ordnung hergestellt wurde, erhielt auch Kunz seine Thüringischen Güter zurück, weigerte sich aber, die ihm eingeräumten Besitzungen im Meißnischen wieder herauszugeben. Da ihn nun ein rechtlicher Ausspruch dazu zwang, so wurde er darüber so erbittert, daß er sich an dem Kurfürsten selbst zu rächen beschloß. — Er entwarf daher den Plan, die beiden Söhne des Kurfürsten, Ernst und Albrecht,

aus dem Schlosse zu Altenburg zu entführen, und verband sich in dieser Absicht mit einigen eben so boshaften als verwegenen Edelleuten, Wilhelm v. Mosen und Wilhelm v. Schönfeld, die ihm zur Ausführung seines Anschlags behülflich seyn sollten. Ein bestochener Küchenjunge, Namens Hans Schwalbe, benachrichtigte ihn eines Tages, während der Kurfürst in Leipzig war, daß die Kurfürstinn mit den beiden Prinzen allein sey, indem der Kanzler den Hofleuten ein großes Gastmahl gebe. Kunz und Mosen erstiegen daher um Mitternacht, mittelst einiger Strickleitern, die Hans Schwalbe an einem Fenster in der Kurfürstlichen Küche befestiget hatte, die Mauern des Schlosses, und überfielen die jungen Prinzen in ihrem Schlafzimmer. Die Kurfürstinn erwachte zwar von dem Geräusch, trat an's Fenster, und sah, daß Kunz ihre beiden Prinzen wegführe. Sie wollte Lärm machen; aber Kunz hatte die Thüren verschließen lassen. In der Angst rief sie noch durch's Fenster: lieber Kunz, thue nicht so übel an mir und meinem lieben Herrn, verschone meine Kinder, es sollen alle deine Sachen gut werden! Auch die beiden Prinzen weinten, baten und fleheten, er möchte sie doch wieder zu ihrer Mutter führen, aber weder die Thränen der Kinder, noch das Flehen der Mutter halfen; Kunz eilte mit seinem Raub davon, gab den ältern 13jährigen Prinzen an Mosen und Schönfeld, um ihn nach Franken zu führen, und den 11jährigen Albrecht behielt er selbst, um ihn nach Böhmen zu bringen. — Als er mit diesem am andern Morgen in einen Wald, nahe an der Böhmischen Grenze, kam, klagte der Prinz, den das schnelle Reiten ermüdet hatte, über Hunger und Durst, daher ihm Kunz erlaubte, abzusteigen und sich einige Erdbeeren zu suchen, indem er hier vor dem Entdecken und Einholen sicher zu seyn glaubte. Zum Glück für den Prinzen war hier ein Kohlenbrenner, Namens Schmidt, in der Nähe, dem sich Albrecht zu erkennen gab, und ihm alle mögliche Belohnung versprach, wenn er ihn befreien würde. Der Köhler rief sogleich seine Gehülfen herbei, bemächtigte sich des Räubers, und führte den jungen Prinzen wieder nach Altenburg zurück. — Als Kunzens Mit-

verschworne diesen ungünstigen Erfolg ihres Plans erfuhren, baten sie um Gnade und machten sich anheischig, den Prinzen Ernst auszuliefern. Man ertheilte ihnen die verlangte Begnadigung; Kunz v. Kaufungen aber wurde in Freiberg enthauptet. Der ehrliche und muthige Köhler erhielt — wie er sehr bescheiden gebeten hatte — die Erlaubniß, frei Kohlen brennen zu dürfen; der Kurfürst aber schenkte ihm außer andern Vortheilen noch ein Freigut.

III. Erzählungen aus dem gemeinen Leben.

1) Der edelmüthige Sohn.

Ein armer Bauer in einem Dorfe bei Eger in Böhmen sollte, wenn er nicht in vier und zwanzig Stunden zwanzig Gulden erlegte, von seinem hartherzigen Amtmanne aus seiner Hütte heraus und in ein Gefängniß geworfen werden. Der Unglückliche war ohne Hülfe, und wußte nicht, was er thun sollte. Er entdeckte sich seinem einzigen Sohn, einem kaiserlichen Soldaten, der nach einer zwanzigjährigen Abwesenheit auf Urlaub bei ihm war. Aber welche Hülfe war von einem Soldaten, der selbst nichts hatte, zu erwarten? Seine kindliche Liebe machte ihn indessen erfinderisch, und gab ihm ein Mittel ein, seinen unglücklichen Vater zu retten. „Hört, Vater, sagte er zu diesem, einer meiner Kameraden will heute Abend weglaufen; wenn Ihr dies dem Richter des Dorfs anzeigt, so bekommt Ihr dafür eine Belohnung von 24 Gulden!“ — Der Greis verschmähte diese Hülfe, weil er es nicht für recht hielt, ein Verräther zu werden, und einen Andern unglücklich zu machen, um sich selbst aus einer Noth zu retten; aber der Sohn drang so anhaltend und heftig in ihn, daß der unglückliche Vater endlich — obwohl ungern — seinen Bitten nachgab, die Anzeige machte, das Geld

erhielt, und damit seinen Gläubiger, den Amtmann, befriedigte. — Kaum war es Abend, als sich der Sohn ganz heimlich an den Ort hinschlich, wo der Ueberläufer, nach der Anzeige seines Vaters, eintreffen sollte, und wo bereits Auflaurer standen, um ihn bei seiner Ankunft in Empfang zu nehmen. Sogleich wurde er fest gehalten, und da er nicht leugnete, daß er habe davon gehen wollen, an sein Regiment abgeliefert, und zum Gassenlaufen (Spießruthen) verurtheilt. Tags darauf wurde das Urtheil an ihm vollzogen, und er hielt seine Strafe gelassen und standhaft aus. „Gottlob!" sagte er, als alles vorbei war, „nun ist mein guter Vater doch frei." Diese Worte hörten einige seiner Kameraden, die es dem Obersten des Regiments zu wissen thaten. Dieser ließ sich sogleich von der ganzen Sache unterrichten, und meldete den Vorgang seinem Kaiser Joseph II. Der Kaiser, gerührt durch das edle Betragen des Sohnes, ließ ihn nach Wien kommen, gab ihm für seine Kindestreue eigenhändig eine ansehnliche Geldbelohnung, und erhob ihn zum Lieutenant.

---

2) Die verpfändete Ehre.

Ein fast hundertjähriger Greis in London, seinem Handwerk nach ein Schneider, hatte zwölf Söhne, die alle Soldaten waren, und nichts als ihre Löhnung zu verzehren hatten. Einst bekamen sie Urlaub vom Regiment, und bedienten sich desselben, ihren alten Vater zu besuchen. Als sie kamen, hatte er kein Brod. „Kein Brod, rief einer, und hat dem Vaterlande zwölf Vertheidiger gegeben? Dem guten Vater muß Hülfe geschafft werden! Aber wie?" — „Ist denn kein Leihhaus hier?" sagte der jüngste, der viel Vertrauen zu Gott und guten Menschen besaß. — „Ein Leihhaus? Was wird das helfen, wir haben ja nichts zu verpfänden!" — „Ihr sollt sehen, meine Brüder. Unser Vater ist ein braver Bürger, hat sein Handwerk lange genug getrieben; er stirbt Hungers, dies beweiset seine Ehrlichkeit zur Genüge. Wir aber dienen

alle seit mehrern Jahren, und Niemand kann unserer Ehre den geringsten Schandfleck anhängen. Laßt uns diese Ehre versetzen; man wird uns doch wohl 50 Pfund Sterlinge *) auf ein solches Pfand leihen!“ — Dieser Gedanke fand allgemeinen Beifall, und die zwölf Brüder schrieben und unterzeichneten folgendes Billet:

„Zwölf Engländer, Söhne eines Schneiders, der in einem Alter von beinahe hundert Jahren in die äußerste Armuth gerathen ist, alle eifrig im Dienste des Königs und des Vaterlandes, bitten die Direktion des Leihhauses um die Summe von 50 Pfund, um ihren unglücklichen Vater zu unterstützen. Zur Sicherheit darüber verpfänden wir unsere Ehre, und versprechen, besagte Summe nach Verlauf eines Jahres wieder zu bezahlen.“

Dieses Billet übergaben sie der Direktion. Man zahlte ihnen die verlangten 50 Pfund aus, zerriß das Billet, und versprach, den Alten zu versorgen, so lange er lebte. Kaum wurde diese Begebenheit bekannt, so liefen Reiche und Arme, den glücklichen Vater zu sehen, und keiner kam mit leeren Händen. Der alte Mann kam auf diese Art in so gute Umstände, daß er sogar seinen Söhnen ein kleines Kapital zur Belohnung ihrer kindlichen Treue hinterlassen konnte

---

3) Du sollst dich deiner Herkunft nicht schämen.

In der Residenz eines deutschen Fürsten lebte ein Mann, der sich durch seine Kenntnisse und Tugenden bis zur Würde eines Ministers hinaufgeschwungen hatte. Seine Herkunft aber war am Hofe Allen ein Räthsel, denn Niemand als der Fürst wußte davon, und die Höflinge zerbrachen sich aus Neugierde den Kopf, welcher Herkunft denn wohl eigentlich der Minister seyn möchte. Der Fürst

---

*) Ein Pfund Sterling beträgt nach unserm Gelde etwa 6 Rthlr., also machen 50 Pfund 300 Rthlr.

hatte ihn auf seinen Reisen kennen gelernt, ihn als Sekretair mitgenommen, und ihn, da er so viel Vorzüge des Geistes und Herzens an ihm entdeckte, zu seinem Liebling und ersten Staatsbeamten gemacht. — Einst feierte der Minister seinen Geburtstag, und hatte dazu eine große und glänzende Gesellschaft eingeladen. Schon waren die Gäste versammelt, und Alle sahen mit erwartungsvollen Blicken der Ankunft des Ministers entgegen. Er blieb ungewöhnlich lange aus, und man vermuthete, daß er etwas Besonderes vorhaben müsse. Endlich, da er die Neugierde der Herren und Damen hoch genug gespannt hatte, trat er am Arme einer alten Bäuerinn in's Zimmer. Zu seiner Linken ging ein Greis, ebenfalls bäuerisch gekleidet, und mit abgestutzten Haaren, dessen ganzes Benehmen die Verlegenheit sichtbar machte, in die ihn der Anblick einer so vornehmen und zahlreichen Gesellschaft versetzte. Der Minister grüßte die Anwesenden mit einer stummen Verbeugung, und nöthigte sie, Platz zu nehmen. Er selbst aber führte seine Begleiter an das oberste Ende des Zimmers, und wies ihnen die ersten Plätze an der Tafel an. Auf aller Gesichter las man Befremden und Erstaunen über einen so seltsamen Aufzug.

Nachdem nun alles seinen Platz an der Tafel genommen hatte, sprach der Minister: „Meine Herren und Damen! Schon längst las ich auf Ihren Gesichtern den Wunsch, genauer von meiner Abkunft unterrichtet zu seyn. Heute, an meinem Geburtstage, bietet sich mir durch den Besuch meiner Eltern eine schickliche Gelegenheit dar, diese unschuldige Neugierde zu befriedigen, und Sie mit meiner Familie näher bekannt zu machen. Dieser würdige Greis hier ist mein Vater, seit dreißig Jahren Müller in dem Thüringischen Dorfe H—. Diese ehrwürdige Alte an seiner Seite ist meine Mutter, die Tochter eines redlichen Bauers aus demselben Dorfe. Ich, ihr einziger Sohn, verdanke ihnen Alles, was Kinder nur immer ihren Eltern verdanken können. — Und nun, indem er sich zu seinen Eltern wandte, bitte ich Euch, sprecht und handelt gerade so, als ob ihr zu Hause wäret!“

Es erfolgte eine Pause; dann brach ein alter 70jäh-

riger Obrist, der dem Minister gegen über saß, das Stillschweigen. „Das ist brav, Ihro Excellenz, rief er, daß Sie Ihre Eltern so in Ehren halten. Wer ein guter Sohn ist, der ist auch ein braver Mann, und verdient alle Tage Minister zu werden.“ Die Uebrigen stimmten dieser Aeußerung bei, und Jeder bestrebte sich, den Alten mit Achtung zu begegnen. — Da der Fürst dies erfuhr, war er so erfreut, daß er den Minister besuchte, den beiden Alten Glück wünschte, einen solchen Sohn erzogen zu haben, und Jedem ein Andenken mit den huldreichsten Aeußerungen seiner Gnade überreichte.

---

4) Mutterliebe.

In einer blühenden Ebene Italiens zwischen duftenden Limonienwäldern beglückte die gute Klementine in einem kleinen, einsamen Häuschen einen Mann und drei Kinder mit unaussprechlicher Liebe. Sie gab ihrem Gatten mehr durch ihr Herz, als die Natur ihm gab durch die Reize, die in braunen Locken ihr Antlitz umspielten und aus ihren schwarzen Augen lächelten; sie that für ihre Kinder mehr durch holde, bildende Pflege, als einst durch die Geburt in das Leben.

Eines Tages hatte sie von der kühlen Dämmerung des Morgens an bis zum schwülen sinkenden Abend, indeß ihr Gatte in Geschäfften war, emsig gearbeitet, und ohne nur einmal an sich zu denken, rastlos ihre Kräfte an der Beschickung des Hauses und der Besorgung ihrer Kleinen erschöpft. Froh der vollendeten Arbeit trat sie in die Thüre der Hütte, und schaute mütterlich sorgsam hinaus nach ihrem Knaben Antonio, der in der Nähe mit der kleinern Schwester Franziska an einem Lorbeergesträuche im Schatten von Olivenbäumen einträchtig spielte.

Befriedigt eilte sie zurück in die arme, reinliche Stube, besetzte den schlechten Tisch mit dürftiger, doch wohlschmeckender Kost zum Abendessen, hing mit lächelndem Gesichte und verhaltenem Athem lange über der Wiege, in welcher ihr Säugling mit glühenden Wangen und hör-

baren Athemzügen des süßen Schlafes genoß, und ließ sich dann leise auf einen Schemel neben der Wiege an ihrem Rade nieder.

Die friedliche Stille umher, das sanfte Schnauben des schlafenden Kindes, das leise Wehen eines schwülen Lüftchens, das im dichten Rebenlaube vor dem Fenster flüsterte, der oft unterbrochene, heimliche Gesang einer Schwalbe, die unter dem Dache zwitscherte, und vor allem die Ermüdung von vierzehnstündiger Geschäfftigkeit, führte einen Schlummer herbei, der ihr unvermerkt die schweren Augenlieder zu schließen begann. Aber schnell raffte sie sich auf: ich darf nicht schlafen, dachte sie, Franziska braucht ein neues Kleidchen, und rieb die drückende Mattigkeit aus den Augen! — (Gott! wie oft und gern reibt eine Mutter für ihre Kinder den Schlaf von den Wimpern! —) und dann spann sie so eifrig, so rasch, und drehte ihr Rädchen so hurtig, als sollte das Garn zu Franziska's Kleide noch heute gesponnen seyn.

Plötzlich schreckte ein jähes Angstgeschrei ihres Antonio sie auf. Sie stürzte vor die Hütte, und sah mit Beben, wie er die kleine zitternde Franziska herbeiführte, und hörte mit Erstarren, wie er von weitem rief: Mutter, sieh nur, wie Franziska's Hand da blutet! Eine Natter hat sie gebissen! — Ach Franziska! meine Franziska! eine Natter! Gott, warum ließ ich sie doch hier spielen! Hülfe! Rettung! das war alles, was sie mit verschlungenen Armen ächzte, das war es, was sie einem eben vorüber eilenden Manne in gebrochenen Worten stammelte.

Junges Weib, sagte der Wanderer, ich kann nicht weilen, mein Vater liegt in jenem Dorfe todeskrank; auch habe ich nur einen Rath: seht, wo ihr einen Hund bekommt, der eurem Töchterchen das Gift aus der Wunde saugt, aber geschwind, geschwind! sonst weiß ich nichts.

Mit diesen Worten ging der Mann vorüber, und Klementine taumelte, wie vom jähen Schwindel überfallen, und die Verzweiflung zuckte in ihrem blassen Gesichte. Doch nach einem Augenblick ward ihr Antlitz heiter; sie erhob sich schnell und freudig, wie wenn man Rettung

sieht. Ein Hund das Nattergift aus ihrer Wunde saugen? sagte sie; das wird ein Hund nicht thun, aber eine Mutter kann es, eine Mutter thut es, und hastig zog sie ihre Tochter an sich, als ob sie von einem Abgrunde sie wegriß, und drückte die sanften Lippen auf die Wunde, und sog und sog so innig und so lange, als könnte sie hundertjähriges Leben aus dieser Wunde saugen.

Indem sah Antonio den Vater sich nähern und stürzt ihm entgegen, und erzählt ihm, was geschehen wäre, und was die Mutter thue. Vor Entsetzen erbleichte der junge Mann und wankte, und hielt sich an dem nächsten Baum. Was machst du Vater? rief der Knabe, und sprang auf ihn zu, als wollt' er ihm helfen; aber noch ehe er ihn umfaßte, bebte er wieder zurück vor einer todten Schlange, die er jetzt erst an des Vaters Stab gebunden erblickte, und stammelte: ach, die Natter war es, ja so eine Natter hat unsre liebe Franziska gebissen!

Nun Gottlob, Gottlob! jauchzte der Vater, das ist keine Natter, das ist eine unschädliche Schlange, die niemanden tödten kann. Mit nassen Augen erreichte er seine Hütte, umfaßte die Tochter mit der Mutter, und schloß sie lange an seine Brust, und rief mit trunkner Freude: Böses, treffliches Weib, wie hast du mich erschreckt! aber Gott sey Dank, die Schlange war nicht giftig! der Herr sey gepriesen, wir bleiben noch beisammen, und deine Mutterliebe werd' ich nie vergessen, und keines von deinen Kindern wird sie je vergessen, und diese Hand, auf deren Wunde du deine mütterlichen Lippen drücktest, wird einst gewiß dein graues Haar mit Rosen und Myrthenkränzen zieren!

In schweigendem Entzücken traten nun die Gatten von ihren Kindern begleitet in die Stube, durch deren Fenster eben die sinkende Sonne den einladenden Tisch mit ihrem Rosenschimmer röthete, und der Säugling in der Wiege sahe sich mit weit offenen Augen ruhig um, und lächelte den glücklichen Eltern entgegen.

5) Beispiele von Menschen- und Vaterlandsliebe heldenmüthiger Frauen und Mädchen.

Die Frauen und Mädchen unsers deutschen Vaterlandes haben einen großen Antheil an dem glücklichen Ausgang der blutigen Kriege gegen Frankreich gehabt, indem sie überall sich vereinigten, für die Pflege und Heilung der Kranken und Verwundeten zu sorgen. Viele gaben ihren Schmuck und alle ihre Kostbarkeiten hin; manche, die dergleichen nicht hatte, schnitt ihr schönes langes Haar ab, um Geld daraus zu lösen; Viele arbeiteten Tag und Nacht, um Socken, Binden und Wundfäden an die Krankenhäuser abliefern zu können; noch Andere bereiteten nahrhafte Speisen, um die Verwundeten zu stärken, und Einige zogen sogar selbst mit in den Krieg und fochten und starben für die Freiheit ihres Vaterlandes. Ja, groß und ausgezeichnet sind die Verdienste des weiblichen Geschlechts in den Jahren 1813 bis 1815; darum wollen wir auch einige schöne Züge von Vaterlandsliebe in unserm Andenken fest halten.

Die Frau des Predigers M— im Magdeburgischen hatte schon vor dem Kriege des Jahres 1813 durch mehrere Handlungen uneigennütziger Menschenliebe sich ausgezeichnet, und z. B. mehr als 200 Kindern unentgeltlich die Kuhpocken geimpft. Als nun der Krieg ausbrach, und ihr Gatte sich von ihr trennen wollte, um sich als Feldprediger der Sache des Vaterlandes zu widmen, da sagte sie zu ihm: Du weißt, wie sehr es mir am Herzen liegt, dich bei mir zu behalten; aber dennoch will ich dich gern entbehren, wenn ich nur weiß, daß du da bist, wo du für die Befreiung unsers Vaterlandes am wirksamsten seyn kannst. — Während seiner Abwesenheit stand sie der Hauswirthschaft mit ausharrendem Fleiße allein vor, obgleich ihr Haus mehr als zehn Monate hindurch von lastender Einquartirung nicht frei war. — Als die Franzosen einst einen Ausfall aus der Festung

Magdeburg machten, viele unsrer tapfern Landsleute verwundet wurden, und es auf der Stelle an Wundärzten fehlte: da hielt sie es für heilige Pflicht, den Hülflosen zuzueilen. Sie begab sich also mit Binden, Wundfäden und den unentbehrlichsten Werkzeugen versehen, zu den Verwundeten, verband mit eigener Hand neun Mann, und erquickte die durch den Blutverlust ermatteten Soldaten mit Wein. Die Verbundenen und Erquickten dankten ihr; aber den größten Lohn fand sie in dem Bewußtseyn ihrer treu geübten Menschen- und Vaterlandsliebe.

Marie Eleonore S——, die Frau eines Dorfschullehrers in Pommern, hatte zwei Söhne, die in dem Preußischen Heere gedient und schon in dem Kriege des Jahres 1806 mit gefochten hatten. Der älteste war in einer Schlacht geblieben, und der jüngste, Christoph, der seinen Abschied erhalten, lebte als Besitzer eines Meierhofes, zwei Stunden von ihrem Dorfe, glücklich in dem Besitz eines guten Weibes. Sobald aber der König von Preußen die Vaterlandsvertheidiger zu den Waffen rief, eilte sie ungesäumt bei rauhem und stürmischem Wetter zu ihrem Christoph, und foderte ihn auf, sich freiwillig den Reihen der Streiter anzuschließen. Der Sohn war bereit, nur seine junge Frau mochte in die schnelle Entfernung ihres Mannes nicht sogleich willigen. Aber mit Begeisterung rief die Mutter: Kinder, es geht für Gott, König und Vaterland! und der Sohn folgte. Er ließ sich als reitender Landwehrmann anstellen, und die Mutter segnete ihn mit einem Abschiedskuß, indem sie zu ihm sagte: kehre nie, oder kehre als braver Preuße zurück! Sie selbst brach sich die Zeit von ihrem Schlafe ab, um beim Schein der Lampe bis nach Mitternacht aus dem an Linnenzeug ihr zugefallenen Erbtheil ihres erstgebornen Sohnes Wundfäden zu zupfen und Binden zu machen, die sie, um das Andenken desselben würdig zu ehren, einem Lazareth-Inspektor zustellte. Späterhin ging sie selbst zum Preußischen Heere ab, nachdem sie vorher ihr Testament gemacht hatte. Zwei Tage

vor der großen Schlacht bei Leipzig kam sie an, und erbot sich sogleich, unentgeltlich Lazarethdienste übernehmen zu dürfen. Hier hatte sie denn auch das Glück, ihren Sohn Christoph wieder zu sehen; aber es war das letzte Mal, denn er starb bald nachher nicht weit von Leipzig den Heldentod für das Vaterland. Auf die Nachricht, daß er gefallen sey, begab sie sich auf das Schlachtfeld, suchte und fand den Leichnam ihres Christophs, und nachdem sie ihm eine Ruhestätte bereitet, begab sie sich nach Halle, um die dort liegenden Verwundeten und Kranken zu pflegen. Aber unermüdet angestrengt, wurde sie mehrere Wochen darauf von dem Lazarethfieber befallen, und erlag der Ausübung ihrer Menschen- und Vaterlandsliebe. Kurz vor ihrem Tode bestimmte sie noch mündlich ihren letzten Willen dahin, daß von ihrem Nachlaß Bibeln und Gesangbücher für die arme Schuljugend ihres Orts angeschafft werden sollten. Der Kirchhof von Glaucha bei Halle bewahrt die Gebeine dieser hochherzigen Vaterlandsfreundinn.

Marie Christiane Eleonore P——, Tochter eines Musiklehrers in Potsdam, der früherhin unter den Gardegrenadieren Friedrichs des Großen gedient hatte, faßte bei dem Königlichen Aufruf des Jahres 1813 den kühnen Entschluß, ihrem Vaterlande die Freiheit erkämpfen zu helfen. Sie fühlte wohl, daß es ihrem Geschlecht nicht zukomme, in den Krieg zu ziehen, und fürchtete daher auch, daß der Vater ihren Entschluß mißbilligen würde; aber sie glaubte auch bei den edlen Beweggründen, die sie zu dem gewagten Schritt antrieben, auf Nachsicht Anspruch machen zu können. Ganz in der Stille veräußerte sie daher ihre Habseligkeiten von Werth, und kaufte sich eine anständige Mannskleidung, Büchse und übrige Waffen, und so trat sie 1813 unter dem Namen August Renz in die Reihen der Jäger der Lützowschen Freischaar. — August Renz galt bei seinen Kameraden für einen eben so bescheidenen und edlen, als tapfern Jäger, und genoß die volle Achtung der Offiziere. Bereits seit mehrern

Wochen im Dienst geübt, und mit den Verhältnissen und Beschwerden des Soldatenstandes wohl bekannt, schrieb die junge Heldinn an ihren Bruder, und bat ihn, ihren Schritt dem alten Vater von der besten Seite vorzustellen, und sie bei ihm wegen des Mangels an Vertrauen, den sie durch Verheimlichung ihres Entschlusses zu erkennen gegeben, zu entschuldigen. Das heilige Gelübde, das sie vor ihrem Eintritt in die Reihen der Jäger gegeben, der Tugend und Menschlichkeit nie ungetreu zu werden, beruhigte auch in ihrem Schreiben den geliebten Vater und die Geschwister.

An der Niederelbe bei dem Walde, die Görde genannt, traf ihre Schaar mit den Franzosen zusammen, die mit schwerem Geschütz eine Anhöhe besetzt hatten, welche jetzt erstürmt werden sollte. Marie, muthig und getrost darauf losgehend, bekam durch einen Schuß eine leichte Wunde, und hätte sich also, der Ehre ihrer Tapferkeit unbeschadet, zurückziehen können; aber sie verdoppelte die Anstrengung ihrer Kraft, und half den Hügel siegreich erstürmen. Schon war die Hälfte der Anhöhe gewonnen, da sieht sie einen ihrer geachtetsten Mitstreiter, einen Oberjäger, an einer tödtlichen Schußwunde fallen. Sie eilt ihm zu Hülfe, in der Hoffnung, ihn in Sicherheit zu bringen, und ihn am Leben zu erhalten; aber im Donner des Geschützes trifft eine Kugel zur Seite des Sterbenden das Bein des edlen Mädchens, und streckt sie ohnmächtig nieder. Hülflos blieb sie eine Zeitlang, in ihrem Blute schwimmend, liegen, bis einer aus der Schaar herbeieilte, um für ihre Verbindung Sorge zu tragen. Ihm entdeckte sie ihr Geschlecht, und bat ihn, sie mit möglichster Schonung zu behandeln. Mit standhafter Geduld ertrug sie die heftigen Schmerzen; ihre Wunde verschlimmerte sich aber so, daß sie nach einigen Tagen ihren Geist aufgab. Noch im Sterben sprach sie die feierlichsten Wünsche für das Heil der Bundesheere aus.

Der Stadtchirurgus W—— zu N—— zog mit der Landwehr seines Orts als Bataillons-Chirurgus mit

in den Krieg. Seine Bestimmung führte ihn zum Belagerungsheer vor der Festung Glogau, wo er in seinem schweren Beruf an einem Nervenfieber erkrankte, das mit jedem Tage bösartiger wurde, und ihm alle Hoffnung zur Genesung raubte. In diesem Zustande ertheilte er seiner braven Gattinn, Karoline, Nachricht von seinem Schicksale, um für seine Leiden Trost und Hülfe zu erlangen. Karoline, nicht achtend die Beschwerden der Reise, eilt voll Sehnsucht zu ihrem Gatten, und trifft ihn in einem kleinen Dorfe unweit Glogau in gänzlicher Bewußtlosigkeit an. Kaum hat sie die nöthigen Anstalten zur sorgsamern Pflege des Kranken getroffen, als der Feind einen heftigen Ausfall aus der Festung macht, und dadurch alle Bewohner der umliegenden Gegend in die Flucht jagt. W— und seine zärtliche Gattinn waren die Einzigen, die bei der allgemeinen Bestürzung im Dorfe zurückblieben. Wenn es schon Unglück genug war, in dieser mißlichen Lage, von aller menschlichen Hülfe verlassen, mit jedem Augenblick dem Eindringen eines feindlichen Haufens entgegen zu sehen: so war dies doch nur der Anfang der Leiden, die hier mit Geduld und Standhaftigkeit ertragen werden sollten. Denn das feindliche Geschütz warf seine mörderischen Kugeln in das Dorf, und es schien, als wenn die Franzosen vorzüglich ihr Feuer auf das Haus richteten, in welchem W— lag, vielleicht, weil dies mit Ziegeln gedeckt, eine äußere Auszeichnung vor den andern Gebäuden des Dorfs hatte. Karoline war indessen fest entschlossen, an dem Krankenlager ihres Gatten auszuharren, und, wenn sie ihn nicht beschützen könnte, mit ihm zu sterben. Sie hatte eben, so gut es sich thun ließ, einige Anstalten zur bessern Verwahrung des Leidenden getroffen, als mit einem Male mehrere Granaten in das Haus schlugen, das Dach zerschmetterten, und das Gebälk des Bodens in Flammen setzten. Nun verdoppelte sich die Gefahr der Verlassenen. Feinde und Kanonendonner draußen; Kugeln und Brand im Hause! Dennoch verlor die muthige Frau ihre Besonnenheit nicht; vielmehr nahm sie alle ihre Geisteskräfte zusammen, und bewies hier, wie viel Standhaftigkeit

und Entschlossenheit bei ruhiger Ueberlegung selbst in der augenscheinlichsten Gefahr vermögen. Zuvörderst häufte sie die Betten über dem geliebten Gatten so hoch an, daß diesem nur noch so viel Luft übrig blieb, als nöthig war, um ungehindert athmen zu können. Dann ergriff sie ein Gefäß, füllte es mit Wasser, und eilte damit auf den Boden. Nach mehrstündiger, unermüdeter Arbeit gelang es ihr, das Feuer zu löschen, und zu ihrer nicht geringen Freude konnte sie ihrem besorgten Gatten mit dem Trost wieder zueilen, daß die Gefahr von dieser Seite glücklich abgewendet sey. Und wie sehr ward ihr diese Freude erhöht, als sie den Kranken, von der Last der Betten erwarmt, in einem starken Schweiß antraf. Jetzt aber machte sein Zustand doppelte Vorsicht nöthig, und gleichwohl schien es unmöglich, länger in der beschädigten Hütte zu bleiben, die jeden Augenblick von einer gänzlichen Zerschmetterung bedroht wurde. Indem sie sich noch ihren Betrachtungen über die Härte ihres Schicksals überließ, schlug ein Zwölfpfünder mit einer Gewalt, daß die Wände erbebten und augenblicklich zusammen zu stürzen drohten, dicht neben dem Krankenlager in den Fußboden, ohne das Paar zu verletzen. Dieser Augenblick machte einen zu tiefen Eindruck auf das Gemüth unsrer Karoline, als daß sie noch weiter auf Rettungsmittel hätte denken können, da sie rings von Tod und Verderben umlagert zu seyn schien. Sie suchte also nur durch den Schutz der Betten den Zustand ihres Gatten noch so lange zu mildern, als bis der unvermeidliche und wohlthätige Tod sie beide zugleich (so hoffte sie) abfodern würde. Allein die Vorsehung hatte ein anderes beschlossen. Am Mittag waren die tapfern Preußen, die sich unterdessen gesammelt hatten, wieder vorgerückt. Die Franzosen stürzten mit demselben Ungestüm wieder in die Festung zurück, womit sie am Morgen herausgebrochen waren. Der Zufall führte einige Preußische Soldaten in das zertrümmerte Haus, worin unser treues Ehepaar der endlichen Auflösung seines Schicksals harrte. Sie staunten und äußerten der Frau ihre Besorgniß für sie und den Kranken; aber das war auch alles, was sie thun konnten, denn

Keiner hatte Zeit genug, sich so lange von seiner Schaar zu entfernen, als nöthig war, den Kranken fortzubringen.

Durch viele Versprechungen wußte endlich Karoline einen Wagen zu bekommen, auf den sie ihren Mann, in Betten gehüllt, mit Hülfe eines Knaben hinaufschaffte, der das Fuhrwerk übernommen hatte. Schritt für Schritt ging es zum Dorfe hinaus. Keinen Augenblick verließ die sorgsame Pflegerinn ihren Gatten und den Wagen; aber kaum hatte sie das Dorf hinter sich, so richteten die Franzosen ihr mörderisches Geschütz auf den Wagen, und verfolgten die Geängstigten so lange, als sie zu erreichen waren. Vorn, hinten, und zu beiden Seiten schlugen die Kugeln wechselsweise in die Erde. Todesangst ergriff den armen Knaben, welcher den Kranken fuhr. So oft eine Kugel in seiner Nähe in die Erde schlug, verließ er seinen Sitz, und suchte Schutz, bald unter den Pferden, bald unter dem Wagen. Karoline aber blieb unerschütterlich zur Seite ihres Gatten, und verlor diesen keinen Augenblick aus dem Gesichte. Ihre Liebe ward auch durch einen glücklichen Erfolg gekrönt, und die edle Frau fühlte sich reich belohnt, als sie den Gegenstand ihrer Sorge endlich in einem, außer der Schußweite liegenden, Dorfe in Sicherheit sah. Aber dieser Ort war mit Verwundeten bereits überfüllt; daher sie auf den nächsten Bauerhof zu fahren beschloß, wo sie eine Freistätte für Unglückliche zu finden sich Hoffnung machte. Sie hatte sich indessen getäuscht. Mit wüthender Geberde stürzte die Frau des Hauses auf sie ein, und weigerte sich auf eine harte Weise, die Ankommenden aufzunehmen. Karoline, kaum dem Kugelregen entronnen, vermochte nicht, diese Lieblosigkeit mit Ruhe zu ertragen. „Du bist ein Kind des Todes," sagte sie, indem sie den Degen ihres Mannes ergriff, „wenn du uns länger ein Obdach verweigerst!" Die Wirthinn, von Furcht und Schaam über ihr Betragen ergriffen, lenkte nun selbst die Pferde in den Hofraum, und ließ den Kranken in ihre Wohnstube bringen, wo indeß bereits 15 Verwundete lagen. Karoline hatte nun zwar das nächste Ziel ihrer Wünsche erreicht; aber welche neue Besorgnisse drängten sich in ihre Brust,

als sie sich hier auf einen andern Schauplatz des Jammers und Schmerzes versetzt sah, und an ihrem Manne nur noch geringe Zeichen des Lebens wahrnahm. Kaum hatte sie sich einige Augenblicke von ihm entfernt, um die erfoderlichen Anstalten zu seiner Verpflegung zu machen, als auch schon die Sorge um ihren Geliebten sie wieder zurückrief. Sie fand ihn halb erstarrt und unbeweglich wieder; seine Augen waren geschlossen, die Wangen erbleicht, die Glieder schienen erstorben. Schon traten die Umstehenden herzu, um ihr auch den letzten Trost abzusprechen, und waren bereits in Begriff, den erstarrten Körper, den sie für entseelt hielten, als Leiche auf das Stroh zu legen. Es scheint unglaublich, daß eine weibliche Seele in diesem Gedränge unglücklicher Ereignisse noch Fassung und Muth behalten könne; und doch überließ sich unsre heldenmüthige Karoline auch in diesem trostlosen Zustande der Gewalt des Schmerzes noch nicht. Sie fuhr vielmehr fort, ihre Anstalten zur Rettung zu verdoppeln, hielt die Umstehenden von ihrem, in einen Starrkrampf versunkenen Gatten zurück, suchte durch unablässiges Reiben die erstorbenen Glieder wieder zu beleben, und ihn durch Wein, den sie ihm tropfenweise einflößte, wieder zu stärken. Der Schimmer der Hoffnung wuchs nur sehr langsam, wie die Lebenskraft des Kranken. Aber mit dem Erwachen des neuen Morgens hatte die treue Gattinn die Freude, das Werk ihrer sorgsamen Pflege und Wachsamkeit gelingen zu sehen, und voll neuer Hoffnung dankte sie dem Ewigen, der die Schicksale der Menschen lenkt, für den wunderbaren Erfolg ihrer Anstrengungen.

So ward denn der Kranke unter der pflegenden Hand der Liebe mit jedem Tage besser, und nach kurzer Zeit so kräftig, daß Karoline es wagen konnte, mit ihm in ihre Vaterstadt zurück zu kehren, um hier bequemer und ruhiger zu vollenden, was sie unter Schrecknissen und Gefahren begonnen hatte. Doch ihre Freude über die Wiedergenesung des Geliebten sollte nicht ungetrübt seyn. Eins ihrer Kinder, ein liebenswürdiger Knabe, war in der Abwesenheit der Mutter krank geworden, und konnte

ihr bei ihrer Rückkehr nur noch den Abschiedsgruß entgegen lächeln. Das Schicksal schien ein theures Opfer von unsrer Heldinn zu fodern, um ihre Standhaftigkeit und Ergebung in den Willen Gottes zu prüfen. Sie ehrte diesen Willen, und suchte bei dem Tode ihres Kindes ihr leidendes Herz durch den Glauben an eine lohnende Liebe und ein Wiedersehn jenseit des Grabes zu trösten. Ihr Gatte, dem sie ganz sich geopfert, genas völlig, und konnte bald nachher wieder zu seinem Bataillon nach Glogau zurückgehen, wo er sich mit neuem Pflichteifer den Geschäfften seines gefahrvollen Berufs unterzog.

Den Frommen stärket ein eiserner Muth,
Und die Liebe, sie rührt ihn, voll heiliger Glut
Der Tugend zu leben, der Tugend zu sterben.

Seit 1790 lebte in einem Städtchen, unweit Breslau, ein redlicher Geistlicher B——, welcher seine beiden Kinder, zur Freude aller Guten, und zum Muster der gesammten Jugend seines Orts, früh in die heiligen Lehren der Religion einweihte, und in ihre zweckmäßige Vorbereitung für ihren künftigen Beruf sein höchstes Glück setzte. Auf diesem Wege bildete sich eine fromme Seele in dem guten Ferdinand, seinem geliebten Sohne, und ein noch zarter fühlendes, Gott ergebenes Gemüth in seiner eben so einfachen als liebenswürdigen Luise. — Diese war 17, jener noch nicht volle 16 Jahr alt, als die Franzosen 1806 in Schlesien einbrachen, und das väterliche Haus auf eine unmenschliche Weise plünderten. Der guten Mutter zog das Schrecken dieser Zeit und die Härte böser Erfahrungen, die sie nach einem bisher ungestörten Genusse des häuslichen Glücks und der stillen Zufriedenheit machen mußte, einen frühzeitigen Tod zu. Darüber betrübten sich die guten Kinder mit dem gebeugten Vater sehr, und hatten sie gleich noch nie einem Menschen etwas Böses gewünscht, so empörten sich doch jetzt ihre Herzen bei dem Gedanken, daß es jenen Unheiligen stets wohl gehen solle. Auch auf dem Haupte des ehrwürdigen Vaters zeigte sich manches greise Haar früher,

als es unter andern Verhältnissen der Zeit und des Lebens geschehen seyn würde; denn schwer und drückend lasteten auf ihm der Tod seiner Gattinn, der Fall seines Vaterlandes, und späterhin noch die Leiden seines edlen Landesherrn, dem das harte Schicksal seine Gemahlinn, die edle Königinn Luise, dieses Muster weiblicher Tugend, so früh entrissen hatte. Der Unmuth und Kummer der Leidenden fand neue Nahrung, als die Franzosen in einem Kriege gegen Rußland das Elend der Welt noch zu vermehren, und neue Leiden über die Völker herbeizuführen drohten. Indessen zeigte sich bald, daß die Vorsehung durch diesen Krieg den Uebermuth ihrer Verächter, die nun das Maaß der Frevel überfüllt hatten, züchtigen wollte. Denn ein entsetzliches Gericht erging über die Französischen Heere, die auf Russischem Boden von Kälte und Hunger befallen, alle Schrecknisse des Todes erfuhren, und von den Schwertern der Russen verfolgt, in Schnee und Wasser, oder auf starrem Eisboden ihre Auflösung fanden. Fast zu hart dünkte dies warnende Beispiel unserm menschenfreundlichen Geistlichen und seinen mitfühlenden Kindern. Aber sie fanden darin unverkennbar den Fingerzeig der Vorsehung für die Rettung unsers deutschen Vaterlandes, und beteten zu Gott, dem Volke die Freiheit, und dem edlen Landesherrn Friedrich Wilhelm III. sein verlorenes Erbe ohne vieles Blutvergießen wieder zu geben. Ferdinand erkannte, daß in dieser Zeit durch menschliche Kraft viel Gutes und Großes geschehen könne, und Luise überzeugte sich mit ihm, daß nur der treue Verein aller Edlen das Vaterland wieder zu Ehren bringen könne. Der Vater, beruhigt und hoch erfreut über die Veränderung der Dinge, läuterte und milderte, wo es ihm nöthig schien, die Ansichten und Urtheile seiner Kinder; aber er hielt es für eine Versündigung an dem guten Geiste, die heilige Flamme der Vaterlandsliebe, die in den Herzen seiner Kinder entbrannte, zu löschen, und den Hochsinn für Tugend und Gerechtigkeit in ihnen zu ersticken.

Um diese Zeit erfolgte der vertrauensvolle Aufruf eines edlen Königs an sein Volk, und das Volk sammelte sich unter seinen Fahnen. Hoher Ernst ruhte in den Zü-

gen der züchtigen Luise, welche, beseelt von dem Wunsche, selbst in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger zu treten, oft im Stillen das unüberwindlich scheinende Hinderniß ihres Geschlechts beklagte. Fast beneidete sie dem Bruder Ferdinand das Glück, sich zur Vaterlandsvertheidigung zu bewaffnen, und wünschte daher schon im Stillen, unerkannt sich den edlen Jünglingen, die sie fröhlich in's Feld ziehen sah, anschließen zu können. Dieser Gedanke fand darin kräftige Nahrung, daß ein junger Kandidat ihres Orts, der sehr eng mit dem Hause des braven B—— befreundet war, und Luisen liebte, den Entschluß gefaßt hatte, sich als Freiwilliger unter die Fahnen zu stellen, und der nun durch begeisternde Schilderungen von dem hohen Beruf der Vaterlandsbefreiung den Funken des Muths in Luisens Brust zur lodernden Flamme entzündete. So wurde der Wunsch zum Entschluß, der nun im Kampf für Gott und Vaterland Befriedigung suchte.

Voll Vertrauen eröffnete Luise dem glücklichen Ferdinand ihren Entschluß, mit ihm zu gehen. Zwar erschrak der feurige Jüngling, von der edelfühlenden Schwester überrascht, vor dem Gedanken, den guten Vater, ohne seine Zustimmung, zu verlassen, und das tapfere Mädchen fühlte sich bei dieser Vorstellung des braven Ferdinand tief ergriffen. Aber nichts konnte ihren Entschluß mehr wankend machen, und Luise, diesmal zu rasch und zu feurig, um ihr Vorhaben einer kältern Prüfung zu unterwerfen, begnügte sich damit, ihrem Vater nach der Ausführung der That Nachricht von ihrem Schritte zu geben, und gemeinschaftlich mit dem Bruder um Vergebung für den ersten Ungehorsam oder den ersten Beweis des Mißtrauens zu bitten. So kann auch der gute Mensch durch die Stärke seines Gefühls leicht zu einem Unrecht verleitet und irre geführt werden!

Ferdinand umarmte seine Schwester, und sie verschworen sich nun auf Leben und Tod. Beide traten an einem Tage in eine Freischaar der Jäger Schlesiens, und waren von diesem Augenblick an unzertrennlich. Luise traute auf den Beistand des geliebten Bruders, wo die Schwäche ihres Geschlechts Schutz und Hülfe erfodern

könnte; und Ferdinand war entschlossen, für seine gute Schwester Leben und Blut eben so willig aufzuopfern als für sein Vaterland. Solche Gesinnungen druckten sie in den vertrauten Briefen aus, die sie dem guten Vater in jeder Mußestunde schrieben, der sich nach und nach über den zwiefachen Verlust beruhigte, da er sein Vaterland und seinen König nicht minder als seine Kinder liebte. — Die Heere drangen indessen vorwärts, und die Unzertrennlichen ertrugen standhaft alle Beschwerden des Wetters und des Mangels, und bestanden glücklich alle Gefahren der Schlachten. Bei Leipzig aber hatte das Schicksal ein Anderes über unsere Luise verhängt. Das heldenmüthige Mädchen war am 18ten Oktober in das Schlachtgewühl gezogen, und wurde mit der Schaar zum Einhauen auf ein Bataillon feindlicher Infanterie beordert. Ein feindlicher Grenadier zuckte das Bajonett, um es ihrem Bruder in die Brust zu stoßen. Luise sprengte herbei, und ihr Säbel streckte den Soldaten zu ihren Füßen nieder. Kaum konnte ihr Ferdinand danken, so warfen sich zwei Soldaten vom Französischen Fußvolk gegen das Pferd des tapfern Mädchens, und durchbohrten dem treuen Thiere die Brust. Luise stürzte zur Erde, aber Ferdinand vertheidigte sie durch den Säbel, bis sie Zeit gewann, sich selbst wieder in Vertheidigungsstand zu setzen, und mit Hülfe eines herbeieilenden Jägers gelang es ihm, seine Schwester zu retten. Großmüthig schenkte sie den Ueberwundenen, was sie hatten, während sie mit ihnen hinter der Fronte zurückblieb, wo sie zu verweilen beschloß, bis sich ihr ein Beutepferd zur Fortsetzung des Kampfes darbieten würde, wozu Ferdinand ihr behülflich seyn wollte. Plötzlich aber fällt Luise, von einer Kugel getroffen, halb todt zur Erde. Kaum entdeckt dies ihr zärtlicher Bruder, als er nach dem verborgenen Thäter forscht, und indem er ihn erkennt in dem einen Gefangenen, der undankbar genug gewesen war, seine Besiegerinn, die ihm doch die Beute gelassen hatte, heimtückisch zu ermorden, schlägt er den Frevler nieder. Nun sprang Ferdinand vom Pferde, warf sich trostlos über die sterbende Schwester, und empfing von ihr mit dem Abschiedskuß die letzten Segnungen für Vater und Vaterland.

Treu wie im Leben beschützte er auch noch im Tode die Rechte der zarten Weiblichkeit, begleitete die Leiche, die er unter tausend Bruderküssen dem Grabe weih'te, zur Gruft, und widmete ihr am Grabeshügel ein einfaches Mahl der Erinnerung. Nachdem er seinem gebeugten Vater die betrübende Nachricht von dem Tode seiner Schwester gegeben, stürzte er sich nun um so kühner in das Gewühl der Schlachten. Ueberall ersah er sich den Platz für seine Thatkraft da, wo die Gefahr am größten war. Sein Leben galt ihm von dem Augenblick an nichts, denn immer schwebten ihm vor das Bild seiner gefallenen Luise und seines bekümmerten Vaters. Er wünschte den Tod, und fand ihn, nachdem er über das Schicksal seines Vaterlandes beruhigt war, auf Französischem Boden durch die Hand eines Husaren. Aber auch mit ihm sank sein Gegner durch die treue Kugel eines Büchsenjägers, in dessen Arme Ferdinand verschied, und seine letzten Wünsche für seinen verwais'ten Vater aussprach.

Achter Abschnitt.

Warnungstafeln in wirklichen Beispielen des gemeinen Lebens.

1) Blumen und Birkenzweige im Schlafzimmer berauschen und tödten durch ihre Ausdünstung.

Ein Wundarzt R— zu R— schmückte im Pfingstfest des Jahres 1795 sein Wohnzimmer und selbst seine Schlafkammer mit Mayen oder Birkenzweigen aus. In der Meinung, sich und den Seinigen in dem Dunst der frisch gehauenen Zweige gütlich zu thun, machte er Fenster und Thüren des engen Schlafgemachs wohl zu, und legte sich zu Bette. Eltern und Kinder schliefen bis an den späten Morgen, ohne zu erwachen. Endlich ermuntern sich jene, aber — anstatt wie sonst durch den Schlaf sich erquickt und gestärkt zu fühlen —, waren sie ganz schwindelig, und konnten sich nicht recht besinnen. Sie taumeln nach der Kammerthüre und dem Fenster, eröffnen beides, und erholen sich allmählig durch die frische Luft. Nun sehen sie nach den Kindern. Mit Mühe gelingt es ihnen, das ältere zu erwecken, es ist wie schlafsüchtig. Das jüngere, das noch nicht lange von der Brust entwöhnt war, wird geschüttelt und gerüttelt, aber es war nicht mehr in's Leben zurück zu rufen. Der betäubende Dunst hatte das zarte Leben des Kindes durch einen Schlagfluß geendet, denn die eine Seite war gelähmt und blau.

Aehnliche Erfolge haben sich bei Menschen gezeigt, die in ihren Schlafzimmern viele stark riechende Blumen, besonders Lilien, Jasmin, Geißblatt (Caprifolium) und dergleichen aufbewahrten, deren Ausdünstungen wenn auch nicht den Tod, doch Kopfschmerz, Schwindel und Uebelkeit hervorbringen.

---

2) Folgen der Unvorsichtigkeit in Aufbewahrung der Gifte.

In W— wollte einst eine Hausfrau zur Wiederherstellung ihres verdorbenen Magens Glaubersalz einnehmen. Sie hatte davon noch vorräthig, aber das Papier, worin sich das Salz befand, lag in der nämlichen Schublade, worin ihr Sohn den Arsenik aufbewahrte, woraus er Mäusegift hatte bereiten wollen. Die Frau vergriff sich, und nahm von dem vermeintlichen Salz drei Messerspitzen voll. Kaum hatte sie das Pulver eingenommen, als sie die heftigsten Schmerzen fühlte. Das Gift zog ihr alle Glieder zusammen; alle Hülfe war vergebens, und nach zwölfstündigen schrecklichen Qualen endigte der Tod ihre Leiden.

Meister F—, ein Tuchscheerer in Ch.—, wollte eines Tages mit seiner Frau und seinen Kindern zum Mittagbrod eine Biersuppe essen. Beim Anrichten derselben bemerkte die Frau ein weißes Pulver, das sich an den Boden des Topfes angelegt hatte. Sie machte ihren Mann darauf aufmerksam, indessen meinte dieser, es könnten gestoßene Krebsaugen seyn, womit manche Leute saures Bier zu versüßen pflegen. Sie aßen also alle ganz unbesorgt. Aber bald darauf bekommt der Mann Uebelkeiten und Erbrechen, und gleich nach ihm klagen auch Frau und Kinder. Als man den Nachbar herbeiruft, eilt dieser mit dem Topf, worin sich das weiße Pulver befand, zu einem Arzt. Dieser streute etwas davon auf Kohlen, und überzeugte sich durch den Knoblauchsgeruch, der dadurch entstand, daß das Pulver nichts anders als Arsenik sey. Er

verordnete den Leidenden sogleich die nöthigen Mittel, ließ sie besonders viel Oel und Milch trinken, und rettete, obwohl nach vielen Mühen, glücklicher Weise die ganze Familie. Nachher fand es sich, daß die Frau in einem und demselben Schrank gestoßenen Zucker und Arsenik in zwei einander ähnlichen Papieren aufbewahrt, und von dem letztern, in der Meinung, daß es der Zucker sey, etwas an die Biersuppe gethan hatte. Zu ihrem Glück war der Arsenik grob gestoßen, und hatte sich daher nicht so geschwind auflösen können.

---

5) Verwechselung der Petersilie mit dem Schierling aus Unwissenheit.

Mehrere Garnisonsoldaten in P— legten ihre Wochenlöhnung zusammen, und einer von ihnen besorgte die gemeinschaftliche Küche. Um sich nun einmal in Petersilien-Fleisch recht satt zu essen, holte man aus dem nächsten Garten eine Menge Petersilie mit Wurzel und Kraut, und kochte diese mit Rindfleisch. Am Mittag fanden Alle das Gericht sehr schmackhaft, und Jeder eilte mit dem Essen, um dabei nicht zu kurz zu kommen. Nur der Unteroffizier war noch abwesend, weil er sich in Geschäfften etwas länger verweilt hatte. Als er kam, fand er seine Tischgenossen schon gesättigt, aber auch klagend über Schmerzen im Magen, Uebelkeit und Schwindel. Dies machte ihn bedenklich, von der ihm aufbewahrten Speise zu genießen. Er ging vielmehr eilig zum Regimentswundarzt, aber als dieser kam, lagen schon zwei Soldaten in den heftigsten Zuckungen. Nur wenige von ihnen wurden gerettet.

Der kleine Schierling (auch Hundspetersilie genannt) ist eins der gefährlichsten Gifte, und kann nicht sorgfältig genug aus der Gartenpetersilie, unter der er häufig wächst, und mit der er große Aehnlichkeit hat, ausgelesen werden. Es gibt indessen drei Merkmale, woran man beide erkennt und unterscheidet; nämlich

1) die Blätter. Diese sind bei der Petersilie gelblich- und mattgrün; bei dem kleinen Schierling hingegen dunkelgrün und auf der Oberfläche glänzend.

2) ganz besonders der Geruch. Dieser ist bei der Wurzel und dem Kraut der wahren Petersilie, sobald man sie zwischen den Fingern reibt, sehr stark, bei dem Schierling aber schwach.

3) die Blüthe. Ein sehr zuverläßiges Merkmal sind drei lange herunterhangende grüne Blättchen unter den weißen kleinen Schirmblümchen, die immer an dem kleinen Schierling, nie aber an der Petersilie zu finden sind. — Am besten aber ist man vor allem Irrthum gesichert, wenn man sich in der Wirthschaft, statt der gewöhnlichen glatten Petersilie, der krausblätterigen bedient, die gar nicht mit dem Schierling verwechselt werden kann, da dieser niemals krause Blätter bekommt.

---

4) Auch Spielsachen können vergiften.

Im Weihnachtsfeste des Jahres 1790 bekamen die ganz gesunden Kinder eines Tuchfabrikanten zu Prenzlau plötzlich heftiges Bauchgrimmen, und bald darauf allerlei ungewöhnliche Ausschläge, ohne daß man die Ursache davon erforschen konnte. Im Weihnachten 1791 stellten sich, besonders bei den kleinen Kindern, noch heftigere Leibschmerzen ein, die bald in eine förmliche Kolik und darauf in Verzuckungen übergingen. Der Arzt, den man zur Hülfe herbeirief, ahnete Gift, und da er seine Arzenei darnach einrichtete, und den besten Erfolg davon wahrnahm, so sah er seine Vermuthung bestätigt. Nun aber war es den Eltern und Hausgenossen unbegreiflich, wie die Kinder zu dem Gifte gekommen seyn sollten? Der Arzt, der ein erfahrner und nachdenkender Mann war, forschte endlich nach den Spielsachen der Kinder, und fand, daß die Farben von den hölzernen Puppen, Pfeifen und Trompeten zum Theil abgeleckt waren. Er untersuchte nun die Bestandtheile dieser Farben, fand sie giftig, und ganz von der Art, daß sie jene Krankheitszufälle herbeigeführt haben konnten. Ein Hund, dem er etwas viel von der abgeschabten Farbe

in sein Fressen einmischte, bekam Verzuckungen, in denen er nach wenigen Stunden starb.

Dieser Vorfall gab Veranlassung, im Preußischen die Verfertiger solcher Spielsachen zu warnen, und ihnen vorzuschreiben, welche Farben als unschädlich zum Anstreichen und Bemahlen genommen werden sollten. Dennoch ist es in allen Familien nothwendig, darauf zu achten, daß die Kinder die gefärbten Spielsachen nicht in den Mund nehmen.

---

5) Vergiftung durch Grünspan an einem silbernen Löffel.

Eine gute Hausmutter machte im März 1796 folgenden, in dem Küchenwesen nicht selten vorkommenden Vergiftungsfall bekannt: „Wir hatten eine Gesellschaft zu Tische, für welche, unter andern Speisen, auch Karpfen zubereitet waren. Von diesen blieben einige Stücke übrig, die den andern Abend kalt auf den Tisch gegeben wurden. Kaum hatten wir sie verzehrt, als meine Tochter, ein Mädchen von feinen Nerven, über Uebelkeiten zu klagen begann. Gewiß, sagte sie, habe ich etwas Schädliches bekommen; die letzten Bissen meines Grätenstücks hatten ganz den Grünspangeschmack. — Die Krankheit nahm mit jeder Minute zu, und es erfolgte Erbrechen, ohne daß dies Linderung gewährte. Meine Angst war unaussprechlich. Die weite Entfernung von der Stadt, aus der ich unter 7 bis 8 Stunden keinen Arzt bekommen konnte, und eine stockfinstre Nacht, von Schnee- und Regengestöber noch grausender gemacht, vergrößerten meine Noth. In der Angst fiel mir das Noth- und Hülfsbüchlein *) ein; ich schlug nach, und fand, daß es, wenn man Gift bekommen, warme Milch zu trinken empfahl. Sogleich be-

---

*) Ein kleines, aber sehr nützliches Buch, welches Rath ertheilt, was man bei vorkommenden Unglücksfällen, in Ermangelung eines Arztes, thun soll.

reitete ich solche der Kranken, worauf, nachdem sie viel davon getrunken, ein heftiges Erbrechen erfolgte. So sehr sich aber auch die Natur gegen dieses Mittel sträubte, so entschloß sich die Kranke doch, es zu wiederholten Malen zu nehmen, welches endlich die gewünschte Wirkung hervorbrachte, daß das Uebel gemindert wurde. Ob nun gleich die Todesgefahr vorüber war, so hatte doch das Gift entweder zu schnell überhand genommen, oder das Mittel war zu spät angewendet worden: genug, der Arzt mußte seine Kunst vier Wochen lang fortsetzen, ehe das Gift gänzlich aus dem Körper gebracht werden konnte."

„Nach angestellter Untersuchung fanden wir, daß die Ursach des Uebels nicht in dem kupfernen Kessel lag, in welchem die Karpfen gekocht waren; denn alle übrige, ich, meine Familie und die ganze Gesellschaft hatten ohne die geringste Spur eines Uebelbefindens davon gegessen, und auch die Kranke hatte nur erst bei dem letzten Bissen den Grünspangeschmack bemerkt, und gleich nachher die Uebelkeit empfunden. Vielmehr besann sich meine Tochter, daß auf ihrem Stück Fisch ein silberner Löffel gelegen, der durch Vernachlässigung 30 Stunden lang im Essig liegen geblieben war. Diesen fanden wir denn auch, nachdem wir ihn herbeigeholt, voller Grünspan."

---

6) Schädlichkeit der Schminke und des Schönheitswassers.

Jede Schminke schadet schon dadurch, daß sie die Schweißlöcher verstopft, und die nöthige Ausdünstung zurückhält. Manche Arten von Schminke aber bewirken noch größere Nachtheile, und untergraben allmählig die Gesundheit. Ein Gleiches gilt von manchen künstlichen Waschpulvern und Waschwassern, wie nachfolgendes Beispiel zeigt.

Die Mutter eines jungen Frauenzimmers in Naum-

burg (in Sachsen) wollte Milch absieden, die sie im Keller in einem kleinen Topfe stehen hatte. Sie kostete sie um zu sehen, ob sie auch nicht sauer geworden, empfand aber sogleich ein heftiges Brennen im Munde, auf welches Uebelkeiten, Erbrechen und Ohnmachten folgten. Man holte einen Arzt, und das Uebel schadete weiter nichts, als daß die Kranke nachher Blasen im Munde bekam. Nach einigen Tagen aber fand sich wieder ein Töpfchen mit vergifteter Milch in der Küche. Nun schöpfte die Hausfrau Verdacht auf die Magd, welche die erste Milch ganz bestürzt weggegossen hatte. Die Milch wurde darauf durch den Stadtphysikus untersucht, der darin ein heftiges Gift fand. Unterdessen gestand die Magd, sie habe bei ihrem Fräulein ein weißes Pulver gefunden, welches diese in Milch gethan, und sich damit gewaschen habe. Das habe sie ihr nachgemacht, und sich auch damit gewaschen. Der Physikus ließ sich dies Pulver geben, und fand, daß es aus bitterer Mandelmilch und ätzender Queckfilberauflösung bestand.

Ein langrundes Fläschchen, worin ein Pariser Schönheitswasser gewesen war, verirrte sich (wie der Geheimrath Hufeland erzählt) von der Toilette auf den Küchentisch eines geringen Mannes. Hier ward es ohne vorhergegangene Reinigung gebraucht, um Essig zum Salat darin zu holen. Man speiset diesen am Abend mit großer Eßlust; aber kaum sind zehn Minuten vergangen, so fängt die ganze Tischgesellschaft an, sich krank und elend zu befinden. Vater, Mutter und drei Kinder bekommen das heftigste Leibschneiden, Würgen, Erbrechen, Ohnmachten und aufgetriebenen Leib; und besonders scheint der Vater, der das meiste vom Essig getrunken hatte, dem Tode nahe zu seyn. Nun wurde ich dazu gerufen. Alles, was ich sah, nöthigte mich, auf genommenes Gift zu schließen; aber niemand konnte sich auf etwas besinnen, bis ich endlich das Pariser Glas

entdeckte, in welchem sich noch unten Spuren eines weißgelblichen Ansatzes zeigten, die, wie man mir sagte, vor dem Einfüllen des Weinessigs noch weit stärker gewesen waren. Ich schloß sogleich auf eine Blei- oder Queckſilberauflösung, richtete meine Mittel darnach ein, und nach einigen Stunden besserte sich Alles; doch dauerte es noch einige Tage, ehe die armen Leute sich von dem heftigen Angriffe des Schönheitsmittels auf ihre Magen und Eingeweide erholen konnten.

---

7) Schädlichkeit des Tragens fremder Haare und Kleider.

Talma, ein berühmter Wundarzt in Paris, wurde zu einem jungen Frauenzimmer gerufen, welches um den Hals einen Ring von eiternden Knötchen bekommen hatte. Nachdem er lange der Ursache dieses Ausschlages nachgespürt hatte, entdeckte er endlich, daß er von einer Haarschnur herrührte, die das Frauenzimmer zum Putz um den Hals trug. — Die meisten Waaren dieser Art, die Frankreich liefert, werden aus den Haaren der in Spitälern verstorbenen Kranken verfertiget, und da man oft unterläßt, sie vorher gehörig zu reinigen, so entstehen daraus allerlei Krankheiten. — Eben das gilt von falschen Haaren in den Wülsten und Locken, von dem Tragen fremder Kopfaufsätze und Kleider krankhafter, vielleicht schwindsüchtiger Personen, und von dem Schlafen in fremden Betten.

---

8) Folgen der Quacksalberei.

In einem Dorfe unweit der Stadt Spandau bekam eine Frau das rothe Friesel. Der Mann zog einen Wundarzt aus der benachbarten Stadt zu Rathe, der ihr dienliche Arzeneien verordnete, und die Frau befand sich in keiner Gefahr. Allein die Verwandten, die von

ihrer Krankheit Nachricht bekamen, schickten ihr einen Quacksalber, zu dem sie ein größeres Zutrauen hatten, um sie zu heilen, und dieser unverständige Mensch schmierte die Theile des Körpers, wo sich das Friesel am stärksten zeigte, mit Oel ein. Die Folge war, daß das Friesel zurück trat. Der Wundarzt kam wieder, fand die Frau in sehr schlechtem Zustande, und forschte deshalb nach der Ursache der ihm ganz unerwarteten Veränderung. Man wollte sie ihm verhehlen; aber der Geruch des Oels verrieth, was geschehen war, und man gestand ihm endlich, was der Quacksalber mit der Kranken vorgenommen hatte. Entrüstet darüber nahm er Abschied, und die Frau, der nun nicht mehr zu helfen war, gab bald darauf ihren Geist auf.

Zwei Kinder eines Bürgers zu G... in Schwaben, zwischen 7 und 9 Jahr alt, wurden 1786 von einem starken Ausschlag am Kopf befallen. Die Mutter sprach mit einem Nachbar, der in der Arzeneikunde pfuschte, und eben damals eine Salbe aus so genanntem Fliegengift und frischer Butter zubereitete. Dieser versicherte ihr denn, daß eben die Salbe, die er jetzt verfertige, das unfehlbarste Mittel wider Kopfausschläge sey. Die Mutter, darüber sehr erfreut, kaufte sogleich von dieser Wundersalbe, und rieb sie ihren Kindern nicht nur an den schadhaften Theilen, sondern auch hinter den Ohren und am Halse tüchtig ein. Der Erfolg war traurig, wie er es denn jedesmal seyn muß, wenn man einen Ausschlag durch äußere Mittel zurücktreibt; die Kinder wurden immer kränker, und starben nach wenigen Tagen.

---

9) Einpressende Kleidung bringt Krankheit, Verkrüppelung und Tod.

Die Fälle, in welchen das Einschnüren und Pressen der Brust und des Unterleibes mittelst einer Schnürbrust

(Schnürleib) Krankheit, Verkrüppelung und frühzeitigen Tod bewirkt hat, sind in allen Städten so häufig, daß man die fernere Beibehaltung dieser weiblichen Sitte sich nicht würde erklären können, wenn man nicht wüßte, wie schwer es ist, die Menschen von Unverstand und Eitelkeit zu heilen.

In B—— starben in einer angesehenen Familie zwei liebenswürdige Töchter, die eine im 18ten, die andere im 16ten Jahre an einer Brustkrankheit, die sie sich durch Erzwingung einer schmalen Taille zugezogen hatten.

Eben daselbst wurden zwei Töchter eines Kaufmanns, die eine im 8ten, die andere im 10ten Jahre schief, und zwar nur durch das Tragen der Schnürleiber, die sie vor dem Schiefwerden bewahren sollten.

Eine Hausmutter in S—— hatte das Leiden, lauter sieche Kinder zu haben, die an Engbrüstigkeit litten und nie recht froh seyn konnten, weil sie jeden Morgen tüchtig eingeschnürt wurden. Ein vernünftiger Arzt, der den Grund dieses Uebels entdeckte, bot alle seine Beredsamkeit auf, die Mutter eines Bessern zu belehren, und rettete so noch die armen Kinder vom gänzlichen Verderben.

---

10) Frische Wäsche und gescheuerte Stuben erzeugen Krankheiten und Tod.

Feuchte Dünste schaden auch dem stärksten und gesundesten Körper. Dies behaupten nicht nur alle Aerzte, sondern die Erfahrung lehrt es auch hinlänglich. Feuchte Abend- und Morgenluft zieht dem Körper Erkältung zu, und bringt Schnupfen und Husten; schwache Personen, besonders im weiblichen Geschlecht, laufen dabei Gefahr, sich hartnäckige Krankheiten zuzuziehen, die ihre Körperkraft aufreiben. Noch weit schlimmer aber ist der Dunst frischer Wäsche und gescheuerter Stuben, den wenige Menschen ohne Nachtheil ihrer Gesundheit ertragen können. Die gewöhnlichste Folge ist Kopfweh; bei schwachen und

kränklichen Personen aber wirkt diese Ausdünstung so nachtheilig auf die Nerven, daß sie oft schwer und lange für ihre Unvorsichtigkeit büßen müssen. In solchen Ausdünstungen schlafen, bringt sogar den Tod, wie folgende Geschichte zeigt:

Der Gastwirth F—— in M——, ein vollkommen gesunder Mann, 34 Jahr alt, hatte im Jahr 1793 von dem Kriegsgetümmel seiner Gegend mehrere unruhige Nächte gehabt, und wollte daher ganz ungestört ein Mittagsschläfchen machen. Zu dem Ende begab er sich auf ein abgelegenes Stübchen, wo frische Wäsche lag, die stark ausdünstete. „Pfui, über die bösen Dünste!" sagte er zu seiner Frau, die ihn hinaufführte und einschloß, damit, während er schlief, keine Wäsche von den mancherlei Gästen des Hauses gestohlen werden möchte. „Ei, antwortete ihm seine Frau, kehre dich doch an die Dünste nicht, du wirst hier ungewiegt schlafen!" Sie hatte Recht, er schlief in seinem Großvaterstuhl ungewiegt, aber erwachte auch nicht wieder. Denn als ihn seine Frau gegen Abend wecken wollte, war an kein Erwachen mehr zu denken; die Dünste der frischen Wäsche hatten ihm einen Schlagfluß zugezogen, an dem er gestorben war.

---

11) Schädlichkeit des Kohlendampfs.

Die Frau eines Kaiserlichen Beamten zu W... war bis in ihr dreißigstes Jahr sehr gesund. Da ihre Familie größer wurde, dachte sie darauf, ihrem guten Mann, dessen Dienst nur wenig eintrug, durch einen ehrlichen Miterwerb zu Hülfe zu kommen. Sie verstand es, mit feiner Wäsche umzugehen, daher wählte sie denn dies Geschäfft, und besorgte die Wäsche für einige dortige Gesandten und vornehme Häuser. Da sie nun zum Plätten heiße Bolzen gebrauchte, und es ihr bei der Theurung des Holzes um Ersparniß zu thun war, so führte sie, während ihr Gatte sich in seinen Geschäfften befand, den Gebrauch der Kohlenpfanne ein. Bald darauf wurde sie krank, und

mit ihr zugleich diejenigen Kinder, die beim Plätten am meisten um sie gewesen waren. Ihre Zufälle begannen mit Schwindel, und wurden so bedenklich, daß ein Arzt zur Hülfe gerufen werden mußte. Dieser erkundigte sich nach ihrem Treiben und Thun, und entdeckte sogleich die Quelle ihres Uebels in der Kohlenpfanne. Nun wurde diese auf immer abgeschafft, und Frau und Kinder, deren Natur noch Kräfte zuzusetzen hatten, erfreuten sich nach einiger Zeit wieder einer vollkommenen Gesundheit.

Ein Fräulein in Sachsen wollte verreisen, und ließ sich noch am Abend vor ihrer Abreise von ihrer Kammerjungfer die Haare brennen. Sie ging gleich darauf zu Bette, und die Kammerjungfer entfernte sich, ohne erst die große Kohlenpfanne aus dem Schlafzimmer wegzunehmen. Als das Fräulein am folgenden Morgen geweckt werden sollte, fand man sie höchst unwohl in ihrem Bette. Sie litt einige Tage an Betäubung, Schwindel und Kopfschmerzen, und wurde nur mit Mühe vom Arzt wieder hergestellt.

Ein Reisender besuchte im Winter einen guten Freund, und die Stube, in der er mit dem Sohn des Hauses schlafen sollte, wurde gegen Abend geheitzt. Kaum hatten sich beide niedergelegt, als der Reisende, von dem heftigsten Kopfweh und von Uebelkeiten befallen, schon wieder erwacht. Er steigt aus dem Bette, um einen Trunk Wasser zu nehmen, und seinen Schlafkameraden zu wecken, fällt aber bei dessen Bette betäubt zu Boden. Jener erwacht auch in einem ähnlichen Zustand; indessen gelingt es ihm doch, die Thüre zu eröffnen, und um Hülfe zu rufen. Als man hinzueilt, findet man in der Stube einen gewaltigen Kohlendunst, der durch das zu frühe Zumachen des Ofens entstanden war.

---

12) Nadeln im Munde, eine gefährliche Untugend.

Den 8ten März 1794 starb zu Richmond, unweit London, die Nichte eines Grafen von Buckingham, ein junges und schönes Frauenzimmer, deren Verlust sehr bedauert wurde. Sie starb an der Auszehrung, die lange ihre Gesundheit allmählig untergrub, und dadurch herbeigeführt wurde, daß sie in ihrer Jugend die böse Gewohnheit gehabt hatte, den Mund voll Näh- und Stecknadeln zu nehmen, und damit einzuschlafen. Die Aerzte, die ihren Körper öffneten, mittelten dies als die wahre Ursache ihres frühzeitigen Todes aus.

Ein Fräulein von K... im Preußischen, 17 Jahr alt, hatte auch die böse Gewohnheit, beim Nähen und Sticken wie beim Ausziehen die Nadeln zwischen den Zähnen zu halten. Einst, da Gesellschaft bei ihr war, und viel gesprochen, gescherzt und gelacht wurde, hielt sie wieder eine Stecknadel zwischen den Zähnen, und hatte das Unglück, sie unvermerkt herunter zu schlucken. Nachdem es geschehen, erhob sie einen lauten Schrei. Die ganze Gesellschaft wurde bestürzt; doch tröstete man sich mit der Hoffnung, die Sache werde ohne weitere Folgen seyn. Aber einige Zeit nachher empfand das Fräulein unter dem Magen in den dünnen Gedärmen bald mehr bald weniger heftig stechende Schmerzen. Man zog mehrere Aerzte zu Rathe, die verschiedene Mittel verordneten und anwendeten, aber die Kranke wurde mit jedem Tage elender. Die Nadel hatte sich in einen Darm eingestochen, Entzündung und Geschwür erregt, wodurch denn das Fräulein langsam abzehrte, und seine Unachtsamkeit endlich mit dem Tode büßte.

13) Im Bette beim Licht lesen ist eine böse Gewohnheit.

Gegen 12 Uhr in der Nacht vom 13ten zum 14ten August 1800 brach zu Ansbach in der Wohnung des Grafen v. T... ein Feuer aus, das der ganzen Stadt Gefahr drohte. Ein bei dem Grafen im Dienst stehendes Frauenzimmer hatte die unselige Gewohnheit im Bette bei Licht so lange zu lesen, bis sie müde wurde. Bisher hatte sie das Licht immer noch zu rechter Zeit ausgelöscht; jetzt aber war sie unvermerkt vom Schlaf befallen, und das Licht war brennen geblieben. Um Mitternacht hatte sich ein Kissen unter dem Kopf weggeschoben, und war der Flamme zu nahe gekommen. Es fing an zu brennen, und kaum hatte die Schlafende, schrecklich aus ihrem Schlummer geweckt, Zeit genug, sich selbst zu retten. Das Feuer ergriff die Tapete, und bald stand das ganze Zimmer in lichten Flammen. Erst nach $\frac{3}{4}$ Stunden konnte die herbei eilende Hülfe den Brand löschen.

---

14) Volksbetrügerei, Kartenlegen und Wahrsagen bringt viel Unheil.

In München hielt sich im Jahre 1796 ein Fremder in einem Wirthshause auf, und zeigte für Geld ein türkisch gekleidetes, hölzernes Männchen, welches er Bramin nannte. Dieses Männchen sprach durch eine, an seinem Munde angebrachte Röhre, gab leise und laute Antworten, je nachdem die Fragenden es verlangten, und sagte ihnen allerlei zukünftige Dinge vorher. Der Zulauf der Menschen war groß, denn man hielt das künstliche Männchen für einen Propheten, von dem man sein künftiges Schicksal erfahren könne. Jeder, ohne Unterschied des Standes, ließ sich daher wahrsagen, und das Männchen errieth denn auch zufällig so manches Wahre, daß mehrere Menschen in Erstaunen gesetzt wurden. Es sagte aber

noch weit mehr Falsches und Unwahres, das manche Leute im Vertrauen zu seiner Kunst für wahr hielten, und so kam es denn, daß zwischen Eheleuten, Herrschaften und Diensiboten mancher böse Verdacht entstand, manche Freunde sich entzweiten, und die, denen etwas Böses verkündigt wurde, in Tiefsinn und Schwermuth verfielen. Der Eigenthümer des Wundermännchens verdiente dabei viel Geld; aber zum Glück für das Volk dauerte der Betrug nicht lange, denn ein gescheuter Mann kam hinter das Geheimniß, und entdeckte dem Volke, daß in diesem hölzernen Türken ein Zwerg versteckt sey, der alles hörte und sah, und jede an ihn gerichtete Frage durch das kleine Sprachrohr beantwortete.

In B... lebte noch vor kurzer Zeit eine Frau, die sehr berühmt im Wahrsagen war. Man erzählte von ihr, daß sie durch Kartenlegen eine heimlich verübte Sache entdecken, und zukünftige Dinge vorher sagen könne. Die Frau hatte viele Besuche von Reichen und Armen, von Vornehmen und Geringen, und manche geputzte Dame schämte sich nicht, verstohlen oder auch öffentlich sie aufzusuchen, um von der Prophetinn Geheimnisse oder künftige Dinge zu erforschen. Da kam denn mancher, der auf diesem Wege einen Diebstahl entdecken wollte, und nicht selten traf es sich, daß durch die Antworten der Wunderfrau Verdacht auf unschuldige Personen geworfen wurde. Die meisten aber wollten über ihr künftiges Schicksal belehrt seyn. In dieser Absicht ging denn auch eines Tages eine Wittwe zu ihr, und forschte nach den künftigen Ereignissen ihrer Familie. Die Prophetinn sagte ihr, sie würde viel Geld bekommen, aber auch eine Betrübniß haben, die ihr nahe bevor stände. Die Hausfrau legte sich diese Antwort nun nach ihrem Gefallen aus. Viel Geld, dachte sie, kannst du nicht anders als durch Erbschaft oder durch Lotterie-Spiel bekommen. Eine Erbschaft kannst du aber nicht thun, denn du hast keinen rei-

chen Verwandten, also mußt du das Geld im Lotto gewinnen. Die Betrübniß, die ihr nahe bevor stehen sollte, konnte sie sich nicht auslegen; doch dachte sie sich, daß ihr eins ihrer Kinder sterben könnte, und das machte sie besorgt. Um nun das Angenehme der Wahrsagung zu befördern, setzte sie in die Lotterie, und lebte in schönen Hoffnungen. Während dessen erkrankte ihr aber ein Töchterchen von 5 Jahren, und starb. Nun glaubte sie damit den einen Ausspruch der Wahrsagerinn erfüllt, und baute fest darauf, daß auch der andere erfüllt werden würde. Sie setzte also wieder in die Lotterie, und spielte mehrere Loose zu gleicher Zeit, um dadurch ihr Glück desto sicherer herbeizuführen. Da sie aber immer noch nichts gewann, und doch die Hoffnung nicht aufgeben konnte, so trieb sie das Spiel über ihre Kraft, versank endlich in Schulden, die ihr Kummer machten, und brachte sich in wenigen Jahren an den Bettelstab, da sie denn, aufgezehrt von getäuschten Hoffnungen, Gram und Sorgen im tiefsten Elend starb. — So kann ein thörichter Glaube unser Glück und unsre Zufriedenheit zerstören!

---

14) Tödtliche Folgen des Erschreckens.

Zu Gera starb im Jahre 1795 ein zwanzigjähriges Mädchen an den Folgen eines heftigen Schrecks, den ihr auf eine liebloſe und unbesonnene Weise ihre Hausfrau eingejagt hatte. Das Mädchen hatte sich nämlich im Winter an einem sehr kalten Tage müde gearbeitet, und sollte nun noch am Abend in der warmen Stube spinnen. Ohne Gesellschaft und mit ihrer einförmigen Arbeit beschäfftigt, wurde die Ermüdete vom Schlaf überrascht und schlief hinter ihrem Spinnrade ein. Die Hausfrau trat in die Stube, und fand ihr Mädchen schlafend. Statt sie durch Anreden zu wecken, schlich sie sich nach dem Wasserkrug, und goß dem Mädchen eine ziemliche Menge kaltes Wasser über den Kopf.

Diese, dadurch heftig erschreckt und erkältet, springt auf, verfällt aber bald in Krämpfe, die von Zeit zu Zeit wiederkehren und ihre Kräfte verzehren, so daß sie nach einigen Monaten, als ein Opfer der thörichten Unbesonnenheit, ihr junges Leben beschließt.

In der Familie L—— zu B—— waren zwei Töchter, die eine von 12, die andere von 14 Jahren. Die zweite, Julie, war etwas furchtsam, und wenn sie auch nicht an Gespenster glaubte, die es nicht gibt, so hatte sie doch nicht Muth, die Erzählungen davon ohne Schauder zu hören, und mochte nicht gern allein in einem Zimmer des Abends zubringen. An dieser Furchtsamkeit war eine Wärterinn Schuld, die ihr immer viel und mancherlei grauliche Spukgeschichten erzählt, und dadurch ihre lebhafte Einbildungskraft aufgeregt hatte. Der Vater hatte zwar schon durch manche Vorstellungen und Unterredungen mit ihr diese Furcht zu verscheuchen gesucht; aber es hatte ihr bei allem guten Willen bis jetzt noch nicht gelingen wollen, sie abzulegen, — ein Beweis, wie schwer es ist, einen in früher Jugend empfangenen bösen Eindruck zu verwischen. Die ältere Schwester, Sophie, spottete deshalb öfter über die jüngere, und erlaubte sich wohl zuweilen, den schwachen Muth der Julie durch allerlei verstellte Töne und Geberden auf die Probe zu stellen. Dies hatte denn schon manche kleine Neckereien und Streitigkeiten unter den Geschwistern veranlaßt, indessen doch keine weitern körperlichen Folgen gehabt. Eines Tages aber trieb es Sophie zu weit. Sie stellte sich nämlich in der offenen Schlafstube hinter die Thüre, und wartete da, bis die Schwester herein kommen würde, um sich ihr Nachtzeug zu holen. In diesem Augenblick sprang sie mit lautem Geschrei hervor, und Julie, die darauf nicht vorbereitet war, sank auf der Stelle zu Boden. Man brachte sie zwar wieder zu sich, aber der

Schreck hatte doch so auf ihre ohnedies schwachen Nerven gewirkt, daß sie seit der Zeit Krämpfe bekam, die immer wiederkehrten, und auch im reifern Alter nicht ganz sich verlieren wollten. Sophie, die sich mit Recht als die Urheberinn dieser Leiden ihrer Schwester betrachtete, und das Geschehene doch nicht ändern konnte, machte sich darüber bittere Vorwürfe, und verkümmerte sich die Freuden ihres Lebens, die sie sonst ungetrübt hätte genießen können.

---

15) Verderblichkeit des Vorurtheils.

Eine Kaufmannsfrau in N—— hatte drei Kinder, von denen das Jüngste, Lottchen, drei Jahr alt war. Diese hatte noch nicht die natürlichen Pocken gehabt, und man rieth daher der Mutter, ihrem Töchterchen doch je eher je lieber die Kuhpocken einimpfen zu lassen. Die Mutter aber war gegen dieses bewährte Schutzmittel eingenommen, indem sie meinte, man müsse dem lieben Gott nicht vorgreifen, und ihre beiden älteren Kinder hätten ja auch die natürlichen Blattern gehabt, und wären recht gut davon gekommen. Ein Hausfreund stellte der Frau vor, daß man dadurch dem lieben Gott eben so wenig vorgriffe, als durch Anbringung eines Blitzableiters, und daß aus dem Glück ihrer beiden ältern Kinder noch kein Schluß auf das glückliche Durchkommen des jüngsten gemacht werden könne. Ueberdies zeigte er ihr, daß die Impfung der Kuhpocken durchaus unschädlich, und ein sicheres Schutz- und Bewahrungsmittel vor den natürlichen Blattern und allen bösen Folgen derselben sey, und gab ihr zu bedenken, welche Vorwürfe sie sich zu machen haben würde, wenn sie das Unglück haben sollte, ihr Lottchen an jener abscheulichen Pockenkrankheit zu verlieren, oder das Kind zum Krüppel werden zu sehen. — Allein so vernünftig auch alles dies war, so hatte doch die Mutter kein Ge-

hör dafür; sie blieb vielmehr bei ihrer vorgefaßten Meinung, und bewies dadurch, wie schwer es ist, ein Vorurtheil abzulegen. Doch bald sollte sie zu ihrem Schrecken erfahren, wie thöricht sie gedacht, und wie sehr sie ihr und ihres Kindes wahres Wohl vernachlässigt habe. Denn es dauerte nicht lange, so wurde Lottchen von bösartigen Blattern befallen, und aller angewandten Mittel ungeachtet, mußte sie am neunten Tage sterben.

Anhang.

A B C D E

Erſter Abſchnitt.

Sprüche und Klugheitslehren *).

1) Bibliſche Sprüche und Lehren.

Höre gern Gottes Wort, und merke die Sprüche der Weisheit.

Gott lieben, das iſt die allerſchönſte Weisheit.

Mein Kind, gehorche der Zucht deines Vaters und verlaſs nicht das Gebot deiner Mutter; denn ſolches iſt ein ſchöner Schmuck deinem Haupt, und eine Kette an deinem Halſe.

Ehre Vater und Mutter, auf daſs dir's wohl gehe, und du lange lebeſt auf Erden.

Weisheit iſt beſſer denn Perlen, und alles, was man wünſchen mag, kann ihr nicht gleichen.

Läſſige (träge) Hand machet arm; aber der Fleiſsigen Hand machet reich.

---

*) *Dieſer Abſchnitt wird zu lehrreichen Unterredungen und Erzählungen benutzt werden können.*

Wer im Sommer ſammelt, der iſt klug; wer aber in der Erndte ſchläft, wird zu Schanden.

Wo viel Worte ſind, da gehts ohne Sünde nicht ab; wer aber ſeine Lippen hält, der iſt klug.

Ein fleiſsig Weib iſt eine Krone ihres Mannes; aber eine unfleiſsige iſt ein Eiter in ſeinem Gebeine.

Wer gering iſt und wartet des Seinen, der iſt beſſer denn der groſs ſeyn will, dem des Brods mangelt.

Durch weiſe Weiber wird das Haus erbauet, eine Närrinn aber zerbricht's mit ihrem Thun.

Nach dem Lachen kommet Trauern, und nach der Freude kommet Leid.

Ein weiſer Sohn (Tochter) erfreuet den Vater, und ein närriſcher Menſch iſt ſeiner Mutter Schande.

Wer ſich nicht ziehen läſſet, der machet ſich ſelbſt zu nichte; wer aber Strafe höret, der wird klug.

Wer Gutes mit Böſem vergilt, von deſs Hauſe wird Böſes nicht laſſen.

Wer Zank liebt, der liebet Sünde.

Gehorche dem Rath, und nimm die Zucht an, daſs du hernach weiſe ſeyſt.

Reiche und Arme müſſen unter einander ſeyn; der Herr hat ſie alle gemacht.

Folge nicht böſen Leuten, und wünſche nicht, bei ihnen zu ſeyn.

Durch ordentlich Haushalten werden die Kammern voll aller köſtlicher, lieblicher Reichthümer.

Es iſt beſſer, im Winkel auf dem Dache ſitzen, denn bei einem zänkiſchen Weibe in einem Hauſe beiſammen.

Hungert deinen Feind, ſo ſpeiſe ihn mit Brod, durſtet ihn, ſo tränke ihn mit Waſſer.

Wem ein tugendſam Weib beſcheret iſt, die iſt viel edler denn die köſtlichſten Perlen. Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides ſein Lebelang. Sie gehet mit Wolle und Flachs um, und arbeitet gerne mit ihren Händen. Sie iſt wie ein Kaufmannsſchiff, das ſeine Nahrung von Ferne bringet. Sie ſtehet des Nachts auf, und gibt Futter ihrem Hauſe. Sie ſtrecket ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Finger faſſen die Spindel. Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen, und reichet ihre Hand dem Dürftigen. Ihr Schmuck iſt, daſs ſie reinlich und fleiſsig ſey. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge iſt holdſelige Lehre. Sie ſchauet, wie es in ihrem Hauſe zugehet, und iſſet ihr Brod nicht mit Faulheit. Ihre Söhne kommen auf, und preiſen ſie ſelig, ihr Mann lobet ſie. Sie wird gerühmet werden von den Früchten ihrer Hände.

Der Herr will den Vater von den Kindern geehrt haben, und was eine Mutter die Kinder heifset, will er gehalten haben. Wer seinen Vater ehret, der wird auch Freude an seinen Kindern haben, und wenn er betet, so wird er erhöret. Liebes Kind, pflege deines Vaters im Alter, und betrübe ihn ja nicht, so lange er lebet.

Ehre deinen Vater, und vergifs nicht, wie sauer du deiner Mutter worden bist.

Stehe nicht nach höherem Stande, und denke nicht über dein Vermögen.

Was deines Amts nicht ist, da lafs deinen Vorwitz.

Wer sich in Gefahr begibt, der verdirbet darin.

Hochmuth thut nimmer gut, und kann nichts denn Arges daraus erwachsen.

Sey nicht ein Löwe in deinem Hause, und nicht ein Wüthrich gegen dein Gesinde.

Verlafs dich nicht auf deinen Reichthum, und denke nicht, ich habe genug für mich.

Sey nicht ein Ohrenbläser, und verläumde nicht mit deiner Zunge.

Sey bereit zu hören, und antworte was recht ist, und übereile dich nicht.

Thue nichts Böſes, ſo widerfährt dir nichts Böſes.

Gewöhne dich nicht an die Lügen, denn das iſt eine ſchändliche Gewohnheit.

Verachte das Alter nicht, denn wir denken auch alt zu werden.

Wenn dir's wohl gehet, ſo gedenke, daſs dir's wieder übel gehen kann, und wenn dir's übel geht, ſo gedenke, daſs dir's wieder wohl gehen kann.

Wohl dem, der kein böſes Gewiſſen hat!

Hörſt du was Böſes, das ſage nicht nach.

Eine vernünftige Tochter kriegt wohl einen Mann; aber eine ungerathene Tochter läſst man ſitzen, und ſie bekümmert ihren Vater.

Das andere Mal ſündigen, das iſt zu viel; das dritte Mal bringet die Strafe mit ſich.

Ein häuslich Weib iſt ihrem Manne eine Freude, und machet ihm ein ruhig Leben. — Ein Weib, das ſchweigen kann, das iſt eine Gabe Gottes. — Ein wohlgezogen Weib iſt nicht zu bezahlen. — Es iſt nichts lieberes auf Erden, denn ein züchtig Weib. — Wie die Sonne, wenn ſie aufgegangen iſt, in dem hohen Himmel des Herrn eine Zierde iſt: alſo iſt ein tugendſam Weib eine Zierde in ihrem Hauſe.

Es iſt beſſer, einer ſey arm und dabei friſch und geſund, denn reich und ungeſund.

Eure Rede ſey: ja, ja, nein, nein; was drüber iſt, das iſt vom Uebel.

Wer ſein Kind lieb hat, der hält es ſtets unter der Ruthe, daſs er nachher Freude an ihm erlebe.

Siehe zu, daſs du einen guten Namen behalteſt, der bleibet gewiſſer, denn tauſend groſse Schätze Goldes.

Gehe hin zur Ameiſe, du Fauler! Siehe ihre Weiſe an, und lerne.

Mündliche Beſtrafung dringet mehr ein bei dem Verſtändigen, als hundert Schläge an dem Narren.

---

2) Sprichwörter.

Lerne dich ſelbſt kennen.
Jung gewohnt, alt gethan. (Gewohnheit).
Das Alter muſs man ehren.
Wie die Arbeit, ſo der Lohn.
Der Jugend Fleiſs iſt des Alters Ehre.
Wer etwas kann, den hält man werth,
Den Ungeſchickten Niemand begehrt. (Geſchicklichkeit).
Nach gethaner Arbeit iſt gut ruhen.
Armuth ſchändet nicht, aber Thorheit und Laſter.
Beſſer arm in Ehren, als reich in Schande.
Mit dem Hut in der Hand
Kommt man durch's ganze Land. (Höflichkeit).
Richte dich nicht nach den Meiſten, ſondern nach den Beſten.
Ein gutes Wort findet eine gute Statt. (Bitte).
Uebermuth thut niemals gut.
Ehre verloren, alles verloren.
Ehrlich währt am längſten.

Der Verräther ſchläft nicht.
Es iſt nichts ſo fein geſponnen,
Es kommt endlich an die Sonnen.
Sorge nicht, wie ſchön du biſt, ſondern wie gut du biſt.
(Eitelkeit).

Erfahrung macht klug.
Müſsiggang iſt aller Laſter Anfang.
Geduld überwindet alles.
Wer nicht hören will, muſs fühlen. (Gehorſam).
Was man gern thut, wird Einem leicht.
Der Geiz iſt eine Wurzel alles Uebels.
Unrecht Gut gedeihet nicht.
Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.
(Jugendfleiſs).

Ein gut Gewiſſen
Iſt ein ſanftes Ruhekiſſen.
Aus Anderer Thorheit lerne Klugheit.
Kauft in der Zeit, ſo habt ihr in der Noth.
An vielem Lachen erkennt man einen Narren.
Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen. (Leichtgläubigkeit).

Vorgethan und nachbedacht,
Hat Manchen in groſs Leid gebracht. (Uebereilung).

Es iſt kein Unglück ſo groſs, es iſt ein Glück dabei.
Die uns lehren, müſſen wir ehren.
Nichts wiſſen iſt keine Schande, aber nichts lernen wollen.
Ueberfluſs macht Ueberdruſs.
Der Hunger iſt der beſte Koch. (Mäſsigkeit und Genügſamkeit).
Noth lehrt beten.
Ordnung iſt das halbe Leben.
Rein und ganz,
Gibt ſchlechtem Tuche Glanz.
Aus Pfennigen werden Groſchen, und aus Groſchen Thaler. (Sparſamkeit).

Ein Jeder ſtrecke ſich nach ſeiner Decke. (Wirthſchaftlichkeit).

Mit Vielem kommt man aus,
Mit Wenigem hält man Haus.

Wer Andern eine Grube gräbt, fällt endlich ſelbſt hinein. (Schadenfreude).

Lotterieloſe ſind Eingangszettel in's Armenhaus. (Unerlaubtes Spiel).

Aus einem Näſcher wird leicht ein Dieb.

Der Hehler iſt ſo gut wie der Stehler. (Treue).

Ehrlichkeit währt am längſten.

Es iſt leichter tadeln, als etwas beſſer machen.

Sage mir, mit wem du umgehſt, und ich will dir ſagen, wer du biſt.

Verſprechen und halten, ſteht gut bei Jungen und Alten.

Eine fette Küche macht einen magern Beutel. (Verſchwendung).

Kaufe das, was du nicht brauchſt, ſo wirſt du bald verkaufen müſſen, was du brauchſt. (Unnütze Ausgaben).

Geben iſt ſeliger als nehmen. (Wohlthätigkeit).

Zeit gewonnen, Alles gewonnen.

Der Klügſte gibt nach. (Vermeidung des Zanks und Streits).

Urtheile nicht über Dinge, die du nicht verſtehſt.

Von Verſtorbenen und Abweſenden muſs man nie Böſes erzählen.

Was du mit Gelde nicht bezahlen kannſt, das bezahle wenigſtens mit Dank.

Trägheit geht langſam voran, und Armuth folgt ſchnell hinterdrein.

Allzuviel iſt ungeſund.

Gute Bäume tragen zeitig.

Es iſt beſſer Unrecht leiden, als Unrecht thun. (Sanftmuth).

Wer viel anfängt, endet wenig. (Unbeſtändigkeit).

Gleich und gleich geſellt ſich gern.

Abgeredet vor der Zeit, gibt nachher keinen Streit.
Es ist nicht alles Gold, was glänzt. (Der Schein trügt).
Das Angesicht verräth die That.

---

3) Denksprüche, Sittenregeln und kluge Reden weiser Menschen.

Der Müssiggang ist ein Rost, der mehr angreift, als die Arbeit selber.

Je mehr man einen Schlüssel braucht, je reiner wird er.

Liebst du das Leben, so verderbe die Zeit nicht, denn sie ist das Zeug, woraus das Leben gemacht ist.

Zeitig zu Bette gehn und zeitig aufstehn macht den Menschen klug, reich und gesund.

Es gibt keinen Vortheil ohne Mühe.

Wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt.

Bist du arbeitsam, so hast du immer Brod; denn der Hunger sieht dem Arbeitsamen nur in's Fenster, in's Haus darf er nicht kommen.

Arbeite heute, denn du weisst nicht, was dich morgen daran verhindern kann.

Die fleissige Spinne hat ein grosses Gewebe.

Nachlässigkeit bringt grösern Schaden als Unwissenheit.

Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löschen das Feuer in der Küche aus.

Eitelkeit ist eine Bettlerinn, die eben so dringend als die Armuth, aber noch weit unverschämter ist.

Der Stolz frühstückt mit dem Ueberfluss, speiset zu Mittage mit der Armuth, und isst des Abends mit der Schande.

Es ist leichter, zwei Feuerheerde zu bauen, als auf einem einzigen beständig Feuer zu unterhalten.

Wer sich nicht rathen lässt, dem ist auch nicht zu helfen.

Gute Vorsätze sind noch keine Besserung.

Der beste Freund ist derjenige, der uns Hass gegen das Laster und Liebe zur Tugend einflösst.

Wenn die Worte nicht keusch, das Lachen nicht beschei-

den, der Gang nicht ſittſam, und das Kleid nicht anſtändig iſt: wie kann da der Menſch gut ſeyn?

Frühe Sünden erzeugen lange Reue, und die Vergehen der Jugend ſchlagen tiefe Wunden im hohen Alter.

Wer böſe Thaten hindern kann,
Und thut es nicht, iſt Schuld daran.

Beſcheidenheit iſt für die Tugend, was der Schleier für die Schönheit iſt; ſie erhöhret ihren Glanz.

Nicht Erbrecht noch Geburt, — das Herz macht groſs und klein.

Thue nichts, wodurch du Andern eine Freude verdirbſt, wenn ſie auch noch ſo unbedeutend wäre.

Streb' in der Jugend
Nach Ehr' und Tugend,
Und leb' ohne Tadel,
So biſt du von Adel.

Darf man auch nicht immer ſagen, was man denkt; ſo muſs man doch immer denken, was man ſagt.

Sey ſanft, und vermeide jeden rechthaberiſchen Ton.

Kleine Freuden laben wie Hausbrod, immer ohne Ekel; groſse — wie Zuckerbrod, zeitig mit Ekel.

Man wird nie ſo gut, daſs man nicht noch beſſer werden könnte.

Gemeinſchaft mit den Schlechten machet ſchlecht.

Wer die Gebote der Weisheit lernt und nicht ausübt, der gleicht einem Manne, der ſein Feld pflügt, aber es nicht beſäet.

Nur das, was du biſt, kann dich dauernd beſeligen; was du beſitzeſt, kann jeder Zufall zerſtören.

Kinder, die wohl erzogen ſind, müſſen gegen ihre Eltern wenig Worte machen, und wenn ſie gleich klüger ſeyn ſollten, als die Eltern ſelbſt, ſie nicht verachten; denn die Eltern ſind wie die Sonne, und die Kinder wie der Mond; gleichwie nun der Mond ſeinen Schein von der Sonne bekommt: ſo haben auch die Kinder ihr Leben, ihre Ehre, ihre Erziehung von den Eltern erhalten.

Es ist schändlich, sich Spöttereien erlauben über Schwächen und Gebrechen Anderer.

Erhebe oft dein Herz zu dem, der über den Sternen wohnt, und der innige Wunsch, ihm ähnlich und lieb zu werden, sey dein feierlichstes, heiligstes Gebet.

Der Mensch kann, was er soll, und wenn er sagt: er kann nicht, so will er nicht.

In einem unsauber gehaltenen Leibe wohnt auch ein unsaubrer Geist.

Hast du gefehlt, so lass die Reue dich betrüben;
Wünscht man geheilt zu seyn, wird Schmerz durch Schmerz vertrieben.

Wer sich daran gewöhnt, in Kleinigkeiten ordentlich zu seyn, der ist's hernach auch in grossen Dingen.

Nichts Halbes, Alles ganz!
Herzensgüte ist die Krone aller Talente.

Schön ist der Abend, wenn wir im Dienst der Tugend den Tag vollbracht;
Süss ist das Alter, wenn kein Laster unsre Jugend beflekt gemacht.

Das zu wollen, was Gott will, ist die einzige Wissenschaft, die uns zufrieden macht.

Nie ist es erlaubt Böses zu thun, um dadurch Gutes zu bewirken (also z. B. nicht zu lügen, um einen Andern vor Strafe zu bewahren).

Wer ohne Bedenken kleine Fehler begeht, der wird selbst bald auch grosse begehen.

Das lächerlichste und thörichtste aller Laster ist der Stolz.

Wer immer gern von sich selbst redet, wird langweilig und lächerlich.

Drei Dinge, vorzüglich bei jungen Leuten, zeugen von Unverstand und schlechter Erziehung, nämlich: sehr laut sprechen und ein schallendes Gelächter erheben; sich das Ansehen der Vertraulichkeit mit ältern Personen geben; und endlich fremde Menschen von sich und seinen Angelegenheiten unterhalten wollen.

Ein Kind, welches anſteht, auf das, was man mit ihm ſpricht, zu antworten, oder das mit einer gewiſſen Verlegenheit und ohne eine deutliche Ausſprache antwortet: verräth Unverſtand, ſchlechte Bildung und Ziererei; ein Kind, welches auf das nicht hört, was man ihm ſagt, abgebrochen antwortet und dann unbeſonnen fortläuft: verbindet mit Einfalt auch noch Ungezogenheit.

Nachläſſigkeit und Ungeſchicklichkeit ſind Fehler, die uns ſehr unleidlich machen und vielen Nachtheil bringen.

Für geborgte Sachen muſs man weit beſorgter ſeyn, als für ſeine eigenen.

Mit Beſcheidenheit und Höflichkeit erlangt man von Andern alles, was man vernünftiger Weiſe fodern kann; mit Trotz und Eigenſinn aber erhält man von Andern auch nicht die kleinſte Gefälligkeit.

Kinder werden nie tugendhaft, geſchickt und verſtändig, wenn ſie nicht achtſam auf die Warnung und den Rath guter und erfahrner Menſchen hören.

Gute und verſtändige Kinder werden zwar von Verweiſen gerührt, aber nie darüber empfindlich; im Gegentheil fühlen ſie Dankbarkeit gegen diejenigen, von denen ſie getadelt werden. Nur ſtolze und geiſtloſe Kinder können ohne Verdruſs niemals Zurechtweiſungen ertragen.

Man darf eben ſo wenig Andern ſchmeicheln, als Schmeicheleien gern anhören.

Da die Lügen ein ſo abſcheuliches Laſter ſind, ſo dürfen wir auch nicht einmal im Spaſſe uns eine Unwahrheit erlauben; daher müſſen wir auch jede Uebertreibung in unſern Ausſagen und Erzählungen vermeiden.

Die kleine und erbärmliche Geſchicklichkeit, die Gebehrden Anderer nachzumachen, mag wohl ein augenblickliches Lachen erregen, macht aber ſicher immer verächtlich.

Verläumdung zeigt von einem ungebildeten Geiſt, und noch mehr von einem ſchlechten Herzen.

Auch im Scherze darf man ſich nie erlauben, Unannehmlichkeiten zu ſagen. Ein unanſtändiger Scherz iſt ein grober und ſchlechter Spaſs.

Es ist eine der unüberlegtesten und sträflichsten Handlungen, über körperliche Gebrechen zu spotten.

Ein junges Mädchen, dem Bescheidenheit und Anstand fehlt, hört auf, Mädchen zu seyn.

Schamhaftigkeit und Bescheidenheit geben einem Mädchen mehr Reiz als die Schönheit.

Klatscherei und Plauderhaftigkeit zeugen von einem leeren Verstand, und gebären Feindschaft und Aergernifs.

Geburt gilt nichts, wo keine Tugend ist.

Eine ununterbrochene Gesundheit geniefsen, und gänzlich von Schmerz und Unglück frei seyn, ist unmöglich; daher ist es nöthig, sich in der Geduld und Standhaftigkeit zu üben.

Man mufs wohl erröthen, wenn man einen Fehler begangen hat, aber nicht sich schämen, ihn zu gestehen; denn Geständnifs unsrer Fehler ist der erste Schritt zur Besserung.

Wer sein Unrecht zu entschuldigen sucht, vermehrt es, und hat nicht Lust sich zu bessern.

Alle Moden mitmachen ist eine kostspielige Thorheit, die sich nicht selten durch Armuth bestraft.

Alles, was aus der Hand eines jungen Mädchens kommt, mufs Zierlichkeit, Ordnung und Nettigkeit zeigen.

Wer ein Geheimnifs nicht treu bewahren kann, verdient keines zu wissen.

Mäfsigkeit ist ein Schatz des Weisen.

Je mehr man uns mit Güte behandelt, desto mehr müssen wir fürchten zu mifsfallen.

Ueble Laune macht ungerecht und ungefällig.

Es ist abgeschmackt, sich gewisse Ausdrücke und Lieblingsworte anzugewöhnen, die man überall im Munde führt (z. B. ach Herr Je! das ist englisch! das ist wunderschön!).

Zweiter Abſchnitt.

Gebete und Lieder.

1) Morgengebet.

Dank dir, mein Vater im Himmel, für die nächtliche Ruhe, die mich erquickt und meinen Körper neu geſtärkt hat! Sanft war mein Schlummer, und glücklich mein Erwachen! Mit neuen Kräften beginne ich den heutigen Tag.

Ehe ich aber dieſen neuen Tag meines Lebens antrete, erhebt ſich mein Geiſt und Herz zu dir, Allliebender! — Denn Wonne und Stärkung iſt's, mit Gedanken an dich einen neuen Abſchnitt des Lebens zu beginnen. Laſs deinen guten Geiſt in mir lebendig werden, und auch an dieſem Tage mein Herz regieren.

Bewahre mich auch heute vor Gefahren und Unfällen, und begegnen mir Unannehmlichkeiten, ſo laſs ſie mich mit edlem Sinne ertragen. Drückt mich irgend eine Laſt, ſo erleichtere ſie mir der Gedanke, daſs der Menſch zur Anſtrengung und Arbeit geboren, und daſs ihm alles von dir ſelbſt angewieſen ſey.

Fern ſey von mir auch an dieſem Tage Trägheit und Müſsiggang. Wir alle ſind zur Thätigkeit beſtimmt. Ihr will ich meine Kräfte und meine Zeit weihen. Mit Luſt will ich an meine Arbeiten gehen, nicht bei denſelben ermatten, ſondern ſie raſch und unverdroſſen betreiben. Unnütze Beſchäfftigungen und Tändeleien will ich vermeiden,

und mich nur mit nützlichen Arbeiten beschäfftigen. Was meinen Geist vervollkommnet, meine Kenntnisse und Einsichten erweitert, und meinen Willen und mein Herz veredelt, werde von mir mit Eifer und Liebe ergriffen.

Gegen die, die mich umgeben, will ich alle meine Pflichten mit Sorgfalt erfüllen; ich will gefällig, freundlich, dienstfertig gegen sie seyn, und durch mein ganzes Betragen Friede und Eintracht zu erhalten suchen. Diese Vorsätze segne du, von dem aller Segen kommt.

---

2) Abendgebet.

So ist denn wieder ein Tag meines Lebens abgelaufen, und keine Macht bringt ihn wieder zurück. Am Schlusse desselben sammle ich meinen Geist, und erhebe mich zu dir, o Gott, und zu ernster, heilsamer Betrachtung.

Deine Güte und Liebe ist mir auch an dem verflossnen Tage zu Theil geworden. Du schütztest mich vor Unfällen, bewahrtest meine Tritte, und liessest mich mancherlei Freuden geniessen. Ich danke dir dafür, gütiger Vater, mit Herzlichkeit! Nimm das Opfer meines Dankes huldreich auf.

Aber habe ich auch den verflossnen Tag so angewendet, dass ich mit gutem Gewissen und getrostem Muthe vor deinen Thron, Allliebender, treten kann? — Darüber will ich alles Ernstes nachdenken. Die Zeit, die du mir schenktest, habe ich sie auch an diesem Tage gehörig benutzt? Habe ich meinen Geist auszubilden, mein Herz zu veredeln gesucht? Ist jede Gelegenheit, die sich mir zu guten Handlungen darbot, von mir auch mit Eifer und Liebe ergriffen worden? War es mein ernstliches Bestreben, alle meine Pflichten treu und redlich zu erfüllen? oder war ich darin nachlässig und nicht eifrig genug? — Habe ich mich vielleicht vom Wege der Tugend verirrt, und mir Fehltritte zu Schulden kommen lassen?

O vergib, gütiger Vater, wenn ich auch an dem verflossnen Tage gestrauchelt bin! Vergib, wenn von mir nicht

alles gethan worden ist, was meine Pflicht war! Stärke mich für die Zukunft, und lafs mich an jedem der kommenden Tage weiser und besser werden.

Denen, die mir auch an diesem Tage Gutes gethan, will ich ein dankbarer Schuldner seyn! — Mit solchen Gedanken und Empfindungen beschliesse ich diesen Tag, und überlasse mich der nächtlichen Ruhe. Schütze mich, Allmächtiger, in der eingtretenen Nacht, und lafs mich gesund und gestärkt am kommenden Morgen erwachen! —

---

3) Gebet vor den Lehrstunden.

Bliebe mein Geist unentwickelt, Allgütiger, und mein Verstand leer an nützlichen Kenntnissen, — was wäre ich dann? Wäre ich wohl deiner Liebe und der Achtung guter Menschen werth? Und bliebe ich durch meine Schuld unwissend und ungebildet, welche grosse Schuld läge dann auf mir!

Nein, mein gütiger Vater im Himmel, alles, was in meinen Kräften steht, will ich anwenden, um in Kenntnissen und in meiner geistigen Bildung fortzuschreiten. Jede Gelegenheit dazu sey mir willkommen!

Eine solche Gelegenheit bietet sich mir auch jetzt von neuem an. Ich soll in den gegenwärtigen Stunden wieder unterrichtet und mit nützlichen Dingen bekannt gemacht werden. O lafs meine Unterrichtsstunden gesegnet seyn. Das meiste wird, wie überall, so auch hier, von mir selbst, von meinem guten Willen, von meinem Fleisse und meiner Anstrengung abhängen! Dies lafs mich wohl beherzigen, Allgütiger!

Es sey mein festes Bestreben, auch diese abermaligen Lehrstunden mit allen Kräften zu benutzen. Verbannen will ich alles, was meinen Geist zerstreuen, meine Aufmerksamkeit stören könnte. Denn, wo es an dieser fehlt, ist aller Unterricht fruchtlos. Es entgehe mir keines der Worte meines Lehrers; jedes derselben will ich aufzufassen und

mir tief einzuprägen ſuchen. Ich will über das, was der Lehrer erklärt, nachdenken, und mit ſeiner Hülfe in den Gegenſtand einzudringen ſuchen, damit ich auch verſtehe und behalte, was ich höre.

Sollte auch in dieſen Unterrichtsſtunden manches Schwere vorkommen, ſo ſoll mich dies nicht abſchrecken. Ich will dann meine Anſtrengung verdoppeln, und dabei alle Ungeduld von mir entfernen, wohlwiſſend, daſs nur der, der auch die ſchwerſten Anſtrengungen nicht ſcheut, in Kenntniſſen und Wiſſenſchaften gröſsere Fortſchritte machen kann.

Dabei will ich mich in den kommenden Lehrſtunden eines beſcheidenen, gefälligen und ſittlich guten Betragens zu befleiſsigen ſuchen.

Wohl mir, wenn ich am Ende der Lehrſtunden mir das Zeugniſs geben kann, daſs ich in denſelben an Weisheit und Herzensgüte zugenommen habe. Dieſe ſchöne, dieſe groſse Freude laſs mir, Allgütiger, zu Theil werden!

---

4) Gebet nach den Lehrſtunden.

Wie herzlich danke ich dir, mein Gott und Vater, für den nützlichen Unterricht, den ich jetzt abermals erhalten habe. Auch diesmal ſind meine Kenntniſſe erweitert und meine Einſichten vermehrt worden. Und dies alles bin ich deiner Liebe ſchuldig, die mir treue Lehrer ſchenkt.

Doch wie bald würde das, was ich in dieſen Unterrichtsſtunden gehört und erlernt habe, wieder verſchwinden, wenn ich nicht weiter, oder doch nur ſelten wieder daran dächte. Nein, Allliebender, ich will es oft von Neuem durchdenken, ich will es wiederholen und es mir ganz zu meinem Eigenthum zu machen ſuchen.

Auch will ich auſser den Unterrichtsſtunden Fleiſs und Anſtrengung beweiſen; ich will nicht nur die mir aufgetragenen Arbeiten mit aller Aufmerkſamkeit anfertigen, ſondern daneben noch immerfort nachdenken, durch Geſpräche mit klügern Leuten und durch das Leſen nützlicher Bücher

mir Kenntniſſe zu ſammeln, und auf alle Weiſe meine Bildung zu erweitern ſuchen.

An Zeit und Muſse hiezu ſoll es mir nicht fehlen; denn ich will jede Stunde des Tages zu einer nützlichen Thätigkeit verwenden, und ſelbſt meine Spiel- und Erholungsſtunden dazu benutzen, neue Luſt zur Arbeit und friſche Kräfte einzuſammeln. Wie froh werde ich mich fühlen, wenn ich meine Jugendzeit immer zu meinem Beſten gebrauche. Mir wird dann deine Liebe, o Gott, zu Theil, und wie ſollte ich mich nicht im Beſitze derſelben glücklich und ſelig finden!

---

5) Gebet bei der Cenſur.

Eine wichtige, heilige Stunde hat mir geſchlagen! Ich ſoll vor dir, du Allwiſſender, und vor deinem heiligen Angeſicht, Rechenſchaft geben von meinem Thun und Laſſen! Ich ſoll die Urtheile und Ausſprüche derer über mich hören, die du mir zu Bildnern und Lehrern geſetzt haſt! — Ach, wie werde ich vor dir beſtehen, wenn du ſtreng richteſt, da ich mir meiner Schwächen und Fehler bewuſst bin!

Einen bedeutenden Zeitabſchnitt meines Lebens habe ich abermals zurückgelegt. Ich ſoll ihn in meiner Vorſtellung noch einmal durchlaufen, und mich fragen: ob ich ihn zweckmäſsig und gut nach deinem Willen verlebt, und verſtändiger, kenntniſsreicher und beſſer geworden bin, als ich es vorher war. Meine Lehrer, die mich auf meiner Laufbahn in der Nähe und Ferne beobachteten, wollen mich an die verlebten Tage meiner ſchwachen Jugend erinnern, und mir ſagen, was ſie an mir Gutes und Böſes bemerkt haben. Das Bild, das ſie mir vorhalten, wird mein Spiegel ſeyn, worin ich mich noch einmal ſchauen und wieder erkennen ſoll, um mich meiner zu freuen oder zu betrüben, je nachdem ich mich finde.

O daſs ich nicht mit hohen und eitlen Gedanken vor ihn hintrete, damit ich mich nicht ſchöner ſehe als ich bin!

Denn wie viel ich auch für meine Beſſerung und Veredelung gethan haben mag, es iſt noch immer nicht genug; noch immer bin ich nicht frei von Irrthümern und Fehlern, die mich entſtellen. Wenn ich ſie aber nicht ſehe, ſo will ich darum nicht denken, daſs ich ſie nicht habe; du, Allſehender, ſiehſt ſie gewiſs! Und wenn nun meine Lehrer ſtreng und liebevoll mich darauf hinführen: o ſo bewahre mein Inneres vor Empfindlichkeit gegen die, welche mich beſſern wollen, und vor jener eiteln Selbſtſucht, die ihre Thorheiten in Schutz nimmt. Laſs mich vielmehr in dieſer Prüfungsſtunde ganz und recht erkennen, wie ich bin, und wie es mit mir ſteht! Laſs mich aufrichtig alle Fehler, auch die kleinſten, bereuen, und den ernſtlichen Vorſatz faſſen, ſie abzulegen. Gib mir Muth und Kraft, das Gute zu vollbringen und nach deinem Willen zu leben, daſs ich, wenn ſie wiederkehret die Stunde der Prüfung, freudiger als heute deinem Throne mich nahen, und ohne Furcht und Zittern mein Urtheil empfangen kann!

---

6) Gebet am Weihnachtsfeſte.

Sey mir willkommen, hohes, heiliges Feſt, das mich an die Geburt des Edelſten, der je auf Erden gelebt hat, an die Erſcheinung Jeſu erinnert! Freude durchſtrömt mein Innerſtes und inniger Dank, wenn ich erwäge, was dieſer Göttliche der Welt geweſen, noch immer iſt und immer ſeyn wird. Viel, unendlich viel hat die Menſchheit durch ſeine Erſcheinung an Belehrung, Troſt, Stärkung und froher Hoffnung gewonnen. Er iſt der Gründer eines neuen Lebens ſo wie eines neuen Glücks. Wer von den Edelſten und Weiſeſten der Welt kann ſich mit ihm vergleichen? Einzig ſtehet er da, ein Gottesſohn, ein Erlöſer und Heiland der Menſchheit!

Schönes, fröhliches Feſt, das wir heute feiern! Millionen in allen Welttheilen erheben an demſelben dankbar ihr Herz zu dir, der du über den Sternen wohnſt, und zu un-

ſrer Beglückung Jeſum auf die Welt ſandteſt. Jeder fühlt es, was er dieſem Edelſten zu danken habe.

O laſs es uns würdig feiern, dieſes heilige Feſt, laſs es uns feiern mit Freude, mit Liebe und Dank! Aber auch mit Geſinnungen und Vorſätzen, wie ſie Menſchen geziemen, die ſich Bekenner und Verehrer des groſsen göttlichen Mannes nennen, an deſſen Geburt uns der heutige Tag lebhaft erinnern ſoll. Und welche Entſchlieſsung ſoll heute unſer Herz ſtärker ergreifen als die, ihm, dem Göttlichen, nachzuſtreben, uns mit dem Geiſte ſeiner Lehre vertrauter zu machen, ihn ganz in uns aufzunehmen, und zu wandeln, wie Chriſtus einſt wandelte!

Heiliger Vorſatz, in Liebe zu leben, mit Liebe die ganze Welt umzufaſſen, und Jeſu in allem ähnlich zu ſeyn, erfülle auch mein Herz! Dann werde ich das heutige Feſt auf eine würdige, Gott und Jeſu gefällige Weiſe feiern! —

---

7) Gebet am Charfreitage.

Es ſind Empfindungen der Traurigkeit und der Freude, die mein Innerſtes an dem heutigen Tage durchdringen. An welche ſchaudervolle, groſse Begebenheit erinnert mich und die ganze Chriſtenheit dieſer Tag! Er, der nie eine Sünde gethan hatte, in deſſen Munde kein Betrug gefunden worden, der nur für Wahrheit und Tugend lebte, nur mit Wohlthaten ſeine Laufbahn bezeichnete, Jeſus, der Erhabne und Göttliche, muſste der Bosheit und der Wuth ſeiner Feinde unterliegen, und ſein ſegenreiches Leben auf eine ſchaudervolle Weiſe, am Kreuze endigen. Trauriges, herzzerreiſsendes Ereigniſs!

Aber welche Heiterkeit geht dabei in meiner Seele auf, wenn ich meinen Blick auf den heiligen Dulder und auf ſein Benehmen in den letzten Stunden und Augenblicken ſeines Lebens werfe! O wie er geduldet hat, hat noch kein Sterblicher gelitten! Der Wahrheit, der Tugend, der Menſchheit opferte er ſich hin; Liebe, reine, hohe Liebe für uns war

es, die ihn an das Kreuz brachte; ein Verſöhner, ein Mittler zwiſchen uns und Gott, als ſolcher endete er ſeine Lebensbahn; männliche Faſſung, hohen Glauben und ſtandhafte Ergebung in Gottes Willen bewies der Göttliche in den wichtigſten Augenblicken ſeines Daſeins; an den, deſſen Reich er auf Erden erweitern, deſſen Verehrung er veredlen, deſſen Willen er über die ganze Welt ausbreiten wollte, an ſeinen Vater im Himmel dachte er noch, als ſich ſein brechendes Auge am Kreuze ſchloſs. „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!“ Mit dieſen Worten verſchied er.

O es gewähret dem gerührten, erſchütterten Herzen Troſt und Aufheiterung, Edle auf dieſe Weiſe ſcheiden zu ſehen! Hochſinn und eine gewaltige, mächtige Kraft offenbart ſich in ihnen. Wir betrauern ihren Verluſt, aber fühlen uns auch durch ihre Gröſse und ihren hohen Muth freudig ergriffen. Wer ſtürbe nicht gern ſo groſs und edel wie ſie!

Groſser, göttlicher Erlöſer, an deſſen Dahinſcheiden mich der heutige Tag lebhaft erinnert, ſey mir auch als Dulder und Sterbender ein vorleuchtendes Muſter! Treffen mich Leiden, ſo ſchwebe du mir vor, und ſtärke mich im Ertragen derſelben; verkennt und haſst man mich bei all' meinem guten Willen, ſo tröſte mich der Gedanke, daſs du, der Edelſte und Frömmſte, ein gleiches Schickſal erfuhrſt; nahet die Stunde des Todes, ſo laſs mich ihr mit deinem Muthe und deiner Seelenruhe entgegen ſehen, und ſo wie du, fromm und mit Ergebung in des Höchſten Willen, meine irdiſche Laufbahn vollenden.

Nimm meinen herzlichſten Dank, groſser Menſchenlehrer, für deine groſsmüthige, ſich aufopfernde Liebe, deren wohlthätige Wirkungen auch ich empfinde. Sie fodere mich zu gleicher Liebe gegen Gott und meine Brüder auf; ſie wecke und befeſtige in mir den Entſchluſs, für Gott, Wahrheit und Tugend alles gering zu achten, und ſelbſt Freiheit und Leben willig hinzugeben!

8) Gebet am Osterfeste.

Es ist ein frohes, herzerhebendes Fest, das wir heute feiern; es ist das Fest der Unsterblichkeit. Heiliger Glaube an meine ewige Fortdauer, erfülle meine ganze Seele, und hebe sie empor zu dem, von dem ewiges Leben kommt! So war es der Wille des Ewigen, dass die, die er nach seinem Bilde schuf, nicht enden sollten mit diesem Leben, sondern fortdauern und fortschreiten auf höheren Bahnen durch alle Ewigkeit hin. Hohe, herrliche Bestimmung! Kann ich an sie denken, ohne dass eine heilige Freude mein ganzes Gemüth ergriffe?

Heiliger Glaube an Unsterblichkeit, Trost und Stärkung für jeden Edlen, erscheine mir heute in deinem reinsten Licht und Glanze! Er war es, der Wiedererstandene, der unsre Ahnungen und Hoffnungen der Ewigkeit zur frohen Zuversicht erhob, und sich auch dadurch um die Menschheit unsterbliche Verdienste erwarb. Preis und Dank auch dafür dem erhabnen Gottessohne!

Verdüstern Unannehmlichkeiten und Leiden unser Leben, o so erhebe sich unser Geist in jene bessere Welt, die Jesus uns kennen lehrte, und tröste, beruhige und erheitre sich durch die Aussicht auf sie! Gelingt es uns nicht, hier so viel Vollkommenheit zu erringen als wir wünschen: so tröste uns der frohe Glaube, dass wir einst fortschreiten werden in einem glücklicheren Leben in alle Ewigkeit hin. Schreckt uns des Todes Annäherung, o so blicke unsre Seele in jenes heilige Land, wo Jesus alle Guten und Treuen um Gottes Thron versammeln will, und beruhige uns!

Da aber das künftige Leben nichts anderes seyn kann, als Wirkung und Frucht des gegenwärtigen: so fodere uns dieses auf, so lange wir hier wallen, uns auf die Ewigkeit gehörig vorzubereiten, uns zu vervollkommnen und zu veredeln, und uns dadurch des künftigen, höheren Lebens würdig zu machen. Je mehr wir hier säen, desto mehr werden wir einst ernten. Dieser Gedanke sey uns allzeit gegenwärtig, und wirke wohlthätig auf unsern Geist und unser Herz. Er

bemächtige sich besonders heute unsrer Seele ganz, und mache, dass wir dieses Fest auf eine wahrhaft christliche Weise, mit dem aufrichtigen, festen Vorsatze feiern, immer weiser und besser, und dadurch der Unsterblichkeit würdiger zu werden.

---

9) Gebet am Pfingstfeste.

Wenn Wahrheit und Tugend siegen, dann erhebt sich des Edlen Geist, und jeder Triumph des Guten ist für ihn ein heiliges Fest. Und so feiern wir auch den heutigen Tag mit hoher Freude und lautem Dank, denn er erinnert uns an einen glänzenden Sieg, den die Wahrheit über das Vorurtheil, die Tugend über das Laster davon getragen hat.

Gedrückt und verfolgt von allen Seiten und von den Mächtigsten im Volke, wandelte Jesus auf Erden; seine Lehre, geschmäht und verdächtig gemacht von der Unwissenheit und dem Eigennutze, sollte unterdrückt und vertilgt werden; den Urheber derselben schlug der Trug und die Bosheit an's Kreuz, und verloren, für immer verloren schien die heilige, grosse Sache des Göttlichen, zertrümmert das wohlthätige Werk, das er aufzurichten begann. Aber da ward Gott in den Schwachen mächtig. Was ganz unterdrückt zu seyn schien, erhob sich glorreich aus seinen Trümmern empor; durch schwache Werkzeuge führte die Vorsehung das Gröfste aus, was die Welt kennt. Der Geist des Herrn durchdrang das Innerste der Vertrauten des Gekreuzigten, und gab ihnen Worte der Macht, die Aller Herzen bewegten. Tausende fühlten sich durch sie ergriffen, und Tausende glaubten an Gottes Sohn. Christi heilige Kirche ward fest gegründet.

Ja, es ist ein hohes, heiliges Fest, das wir heute feiern; es ist das Stiftungsfest des Christenthums, ein Fest, das uns laut und nachdrücklich die frohe, tröstliche Wahrheit predigt: dass in dem Wahren und Guten eine unendliche Kraft verborgen liege, dass es unter Gottes allmächtigem Schutze stehe, und der Unwahr-

heit und dem Laſter nie unterliegen werde. Dieſe herrliche Wahrheit erfülle das Herz aller Bekenner Jeſu mit Troſt und Vertrauen; ſie ſchwebe ihnen vor, wenn ſie um ſich Ungerechtigkeiten erblicken, und ſelbſt um des Guten willen leiden müſſen. Die Tugend ſtehet unter Gottes Schutze. Ihm vertraue ſie; Gott wird ſie einſt zuverläſſig triumphiren laſſen.

Dieſe Wahrheit fodere mich mächtig auf, nur dem Wahren und dem Guten zu huldigen; denn nur in ihnen liegt Kraft, Macht und Seligkeit. Und ſo ſey denn, dir, du Wahrheit, und dir, o Tugend, mein ganzes Leben geweiht, und nichts führe mich je von eurem Wege ab!

---

10) Gebet am Geburtstage.

Aus dem Nichts haſt du mich hervorgerufen, Schöpfer und Regierer der Welt, und mich auf eine Welt geſtellt, in welcher der Freuden viele für mich blühen. Aber nicht bloſs zu irdiſchem Genuſſe, nicht bloſs zu dieſem kurzen Leben haſt du mich geſchaffen. Geſenkt haſt du in meine Natur einen vernünftigen und unſterblichen Geiſt, erhoben haſt du mich dadurch weit über die ganze übrige Schöpfung.

Sollt' ich nicht niederfallen und anbeten? Und welcher Tag ſollte mich an das theure Geſchenk des Lebens, das ich durch deine Vaterhuld erhalten habe, ſtärker und lebendiger erinnern, als der heutige, der mir meine Ankunft auf Erden, meine Geburt in's Gedächtniſs zurückruft. Und ſo ſteige denn heute ganz beſonders mein wärmſter Dank zu dir, o Gott, empor, mein innigſter Dank für das Leben, das du mir geſchenkt, und für die Wohlthaten, die du mir bisher erwieſen haſt. Sie ſind ohne Zahl; ſie verbinden mich zu ewigem Lob und Preiſe.

Herzlichen Dank auch euch, ihr Theuern alle, die ihr bisher an meinem Leben nähern Antheil genommen, es erleichtert und verſüſst habt; euch beſonders, geliebte Eltern, die ihr mir ſo viel, die ihr mir nebſt meinem Vater

im Himmel alles, alles gewesen seyd. O erhöre, mein gütiger Schöpfer, das Gebet eines dankbaren Kindes! Segne die Theuren alle, die mir bisher wohlgethan haben; frische ihr Leben, ihre Gesundheit, und lass es ihnen in jeder Hinsicht wohlergehen! — In meiner Liebe zu ihnen, so wie in meiner Bereitwilligkeit, ihr Leben zu erleichtern und angenehm zu machen, zeige sich mein Dank für ihre Liebe und Güte.

Tag, der mich an den Anfang meines Lebens erinnert, das nun in Ewigkeit fortgehen soll, sey für mich ein Tag der Freude, des Danks, der ernsten Betrachtung! — Schon oft bist du wiedergekehrt. O brächtest du mir immer die frohe Ueberzeugung, dass ich in jedem Jahre meines Lebens an Weisheit und Herzensgüte zugenommen, und glückliche Fortschritte, wie im Wissen, so in der Tugend gemacht habe! Heiliger, fester Vorsatz sey es mir, auch in dem heute angetretenen neuen Jahre meines Lebens all' meine Aufmerksamkeit auf meine geistige und sittliche Bildung zu richten, und fortzuschreiten in allem, was recht, gut und edel ist. — Mit bessern Vorsätzen kann ich den heutigen Tag nicht feiern. O du, von dem alles Gedeihen kommt, segne diese meine Vorsätze, und lass sie durch mich glücklich ausgeführt werden! Dann wird mein heutiger Geburtstag für mich ein glücklicher Tag, ein Tag des reichsten Segens seyn.

---

11) Das Gebet des Herrn.

Vater unser, der du bist im Himmel. Geheiliget werde dein Name; zu uns komme dein Reich; dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden; unser tägliches Brod gib uns heute, uud vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern; führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel. Denn dein ist das Reich, und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen.

12) Lob Gottes.

Entglüh, mein Geiſt, dem, der dich ſchuf,
Ein Loblied darzubringen!
Denn kennſt du ſeligern Beruf,
Als deinem Gott zu ſingen?
Ihm, welchen Erd' und Himmel preiſ't,
Von dem der Menſchen Segen
Herab in milden Strömen fleuſst
Durch Sonnenſchein und Regen.

Was er hervor zum Daſeyn hob
Im groſsen Weltgebiete,
Verbreitet dankbar froh ſein Lob,
Erhebet ſeine Güte.
Sind Thal und Wald und Hügel nicht,
Nicht Himmel, Erd' und Meere
Sein Preisgeſang? ſein Lobgedicht?
Verkünder ſeiner Ehre?

Auch wenn ſein Wink die Berge ſtürzt,
Wenn er der Menſchen Tage
Durch Krieg und Noth und Krankheit kürzt,
Durch ſchwer verhängte Plage:
So bleibt er doch ein Gott voll Huld,
Der immer weiſe handelt,
Bei deſſen ſchonender Geduld
Der Fromme ruhig wandelt.

Er ſorgte für mein wahres Glück
Auf mir verborgnen Wegen.
Wo war ein Tag, ein Augenblick
Ganz leer von ſeinem Segen?
Und ward ich früh von Sorgen wach;
Schien mir der Himmel trüber:
Ein heitrer Abend folgte nach,
Das Unglück ging vorüber.

Ich will ihn preiſen, wenn voll Pracht
Die junge Sonne glühet;
Wenn vor dem Schleier ſtiller Nacht
Ihr Glanz ſich uns entziehet!

Lobſinge, Seele, die ihn denkt,
In jedem Lebensalter
Dem, der dir tauſend Freuden ſchenkt,
Dem gütigſten Erhalter!

---

13) Gottes Gröſse.

(Mel. *Sey Lob und Ehr etc.*)

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für Alle wacht,
Anbetend überlege;
So weifs ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben ſoll,
Mein Gott, mein Herr, mein Vater!

Mein Auge ſieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeſchmückt,
Preiſ't dich, du Gott der Stärke!
Wer hat die Sonn' an ihm erhöht?
Wer kleidet ſie mit Majeſtät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

Wer miſst dem Winde ſeinen Lauf?
Wer heiſst die Himmel regnen?
Wer ſchlieſst den Schoofs der Erde auf,
Mit Vorrath uns zu ſegnen?
O Gott der Macht und Herrlichkeit!
Gott, deine Güte reicht ſo weit,
Als nur die Wolken gehen.

Dich predigt Sonnenſchein und Sturm,
Dich preiſ't der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringſte Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in ſeiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht;
Bringt unſerm Schöpfer Ehre!

Der Menſch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Menſch, ein Geiſt, den ſein Verſtand
Dich zu erkennen, leitet;
Der Menſch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Iſt ſich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt' und Gröſse.

Erheb' ihn ewig, o mein Geiſt,
Erhebe ſeinen Namen!
Gott, unſer Vater, ſey gepreiſ't,
Und alle Welt ſag' Amen!
Und alle Welt ehr' Gott, den Herrn,
Und hoff' auf ihn, und dien' ihm gern!
Wer wollte Gott nicht dienen?

---

14) Lob der Güte Gottes.

(Mel. *In allen meinen Thaten etc.*)

Geſund mit frohem Muthe
Empfangen wir das Gute,
Das unſer Gott uns ſchenkt.
Preiſ't ihn, o Schwestern, preiſet,
Den Vater, der uns ſpeiſet,
Und uns mit Freud' und Labſal tränkt.

Er ruft herab: Es werde!
Und Segen ſchwellt die Erde,
Und Feld und Wieſe ſprieſst.
Es lebt und webt in Triften,
In Waſſern und in Lüften,
Und Milch und Honig flieſst.

Dann ſammeln von dem Segen
So viel ſich Leben regen, *)
Und freun ſich allzumal,
Vom Menſchen bis zum Wurm,
Im Sonnenſchein und Sturm,
Iſt Freud' und Wohlthun überall.

*) *Alle Leben, d. i. Menſchen und Thiere, ſo viel ſich regen.*

Und lächelnd ſchaut im Himmel
Der Vater das Gewimmel,
Hört gern den Lobgeſang.
Denn ſeine Kinder ſammeln,
Sie freuen ſich und ſtammeln
In tauſend Sprachen ihren Dank.

Lobſinget ſeinem Namen,
Und ſtrebt, ihm nachzuahmen,
Deſs Gnad' ihr nie ermeſst;
Der alle Welten ſegnet,
Auf Gut' und Böſe regnet,
Und ſeine Sonne ſcheinen läſst.

Mit herzlichem Erbarmen
Reicht eure Hand den Armen,
Wes Volkes ſie auch ſeyn.
Wir ſind nicht mehr, nicht minder,
Sind alle Gottes Kinder,
Und ſollen uns wie Schweſtern freun.

---

15) Gottes Güte.

Wie groſs iſt des Allmächt'gen Güte!
Iſt der ein Menſch, den ſie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erſtickt, der ihm gebührt?
Nein, ſeine Liebe zu ermeſſen,
Sey ewig meine gröſste Pflicht,
Der Herr hat mein noch nicht vergeſſen
Vergiſs, mein Herz, auch ſeiner nicht!

Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmuth mich geleitet?
Er, deſſen Rath ich oft verwarf.
Wer ſtärkt den Frieden im Gewiſſen?
Wer läſst mich ſo viel Gut's genieſsen?
Sein Arm iſt's, welcher alles ſchafft.

---

16) Lob der Arbeit.

Arbeit macht das Leben ſüſs,
Macht es nie zur Laſt;
Der nur hat Bekümmerniſs,
Der die Arbeit haſst.
Kräfte gab uns die Natur
Zu Beruf und Pflicht;
Leere Müſſiggänger nur
Klagen, leben nicht.

Arbeit iſt der Menſchen Loos.
Ohne Müh' und Fleiſs
Wird kein Menſch auf Erden groſs;
Ehre fodert Schweiſs.
Bei Gebet und Arbeit nur
Lebt man menſchlich ſchön,
Keinen Staub in der Natur
Sieht man ſtille ſtehn.

Arbeit und Betriebſamkeit,
Geben Ehr' und Brod.
Müſſiggang und Schläfrigkeit
Sind ſchon halber Tod.
Bei Geſchäften wird man alt,
Jeder hat uns lieb;
Doch den Faulen nennt man bald
Einen Tagedieb.

Arbeit nur gibt frohen Muth
Und zufriednen Sinn;
Schafft im Körper raſches Blut,
Lohnet mit Gewinn,
O wer wollte nun wohl nicht,
Gern geſchäftig ſeyn!
Nicht ſein Leben ſeiner Pflicht
Froh und willig weihn!

---

17) Redlichkeit.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein ſtilles Grab,

Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wirſt du, wie auf grünen Au'n
Durch's Erdenleben gehn;
Dann kannſt du ohne Furcht und Graun
Dem Tod in's Auge ſehn.

Dem Böſewicht wird Alles ſchwer,
Er thue, was er thu;
Das Laſter treibt ihn hin und her,
Und läſst ihm keine Ruh.

Der ſchöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld,
Er iſt auf Liſt und Trug erpicht,
Er wünſcht ſich nichts als Geld.

Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Sauſt ihm Entſetzen zu,
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe keine Ruh.

Drum übe Treu und Redlichkeit
Bis an dein ſtilles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann ſegnen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen drauf;
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blüh'n aus den Thränen auf.

---

18) Morgengeſang.

(Mel. *Nun danket alle etc.*)

Das Grau'n der Nacht entfloh,
Die Sonne kehret wieder,
Und was auf Erden lebt
Singt dir des Dankes Lieder;
Dir, der du Berg und Thal
Mit deinem Thau erquickſt,

Und auch den Sterblichen
Durch süfsen Schlaf erquickst.

Gestärkt eilt unser Geist
Nun wieder zum Geschäfte,
Das du für uns ersah'st,
Wozu du Lust und Kräfte
Und dein Gedeihen gabst.
Steh uns noch ferner bei,
Dafs unser Eifer uns
Und andern nützlich sey.

---

19) Morgengebet.

Der neue Morgen weckt mich wieder,
Und ladet mich zur Arbeit ein.
Der Schlaf arquickte meine Glieder,
Nun will ich wieder thätig seyn.
Mit frohem Herzen will ich nun,
Was mein Beruf erfordert, thun.

Gott, dir sey Dank für diesen Schlummer!
Dir übergeb' ich mich auf's Neu.
In deinem Schutz bin ich von Kummer,
Von ängstlicher Besorgnifs frei.
Du weifst, was für mich nützlich ist,
Und gibst es, weil du gütig bist.

Du unterhältst mir meine Kräfte,
Damit ich sie gebrauchen soll;
Und üb' ich redlich mein Geschäfte:
O dann gelingts auch sicher wohl.
Bei Treu und Fleifs gibst du Gedeihn,
Drum will ich treu und fleifsig seyn.

Ich will es seyn, so lang' ich lebe,
So lange du mir Kräfte schenkst,
Damit ich mir das Glück erstrebe,
Dafs du mit Beifall an mich denkst.
Dann hab' ich hier Zufriedenheit,
Und dort vollkommne Seligkeit.

20) Schulgebet am Morgen.

Gott, du zerstreust die Dunkelheit,
Machst, dass die Nächte schwinden,
Und dass wir neue Munterkeit,
Vom Schlaf erquickt, empfinden.

O nimm den frohen Dank dafür,
Den unsre Herzen geben,
Und lass uns heut und immer dir
Recht wohlgefällig leben.

Gib du zu unserm Fleiss Gedeihn!
Lass alle gute Lehren
Für unser Herz gesegnet seyn,
Und unser Glück vermehren!

---

21) Abendgebet.

(Mel. *Nun ruhen alle etc.*)

Herr, der du uns das Leben
Bis diesen Tag gegeben,
Dich bet' ich dankbar an.
Ich bin viel zu geringe
Der Huld, die ich besinge,
Und die du, Herr, an mir gethan.

Allgütiger, ich handle
Noch unrecht oft, und wandle
Nicht immer fromm und rein;
Vernimm daher mein Flehen,
Vergib mir mein Vergehen;
Ich werde morgen besser seyn.

Bedeckt mit deinem Segen
Eil' ich der Ruh entgegen,
Die mir dein Schutz verheisst.
Dir ist mein Lebensende
Bekannt; in deine Hände
Befehl ich, Vater, meinen Geist.

---

22) Am Abend.

Lobt den Herrn! Es hat die Sonne
Ihren Tageslauf vollbracht.
Und der Mond in ſtiller Wonne
Folgt ihr, und der Sterne Pracht.

Lobt den Herrn! Der Dämmrung Hülle
Winkt dem Müden freundlich zu;
Und die feierliche Stille
Gibt Erquickung ihm und Ruh.

Lobt den Herrn! Er gab auch heute
Mehr als Leben, Speiſ' und Trank.
Ihm, der auch das Herz erfreute,
Tönt des Herzens Lobgeſang!

---

23) Zwei Gebete vor dem Eſſen.

Du biſt es, Gott, der väterlich
An alles, was da lebt, gedenket;
Und aller Augen ſehn auf dich,
Der Allen Trank und Speiſe ſchenket.
Auch uns gibſt du, was uns ernährt,
Und was uns frohen Muth gewährt;
O, laſs uns ſtets für deine Gaben
Ein Herz voll Dank und Liebe haben!

* * *

Wie mannigfaltig ſind die Gaben,
Wodurch uns, Herr, dein Wohlthun nährt,
Und die, den Geiſt und Leib zu laben,
Uns täglich deine Huld gewährt!
Auch das, was unſer Mund genieſst,
Zeigt uns, wie gütig du, Gott, biſt.

So will ich denn mit Freuden eſſen,
Was deine Vaterhuld mir ſchenkt;
Nie aber auch, o Herr, vergeſſen,
Daſs ſie mich ſpeiſ't, daſs ſie mich tränkt,
Und daſs Genuſs mit Mäſsigkeit
Dir ſey die beſte Dankbarkeit!

24) Gebet nach dem Essen.

Gesättigt sind wir und erquickt,
O Gott, durch deine Gaben,
Die wir von dir, der gern beglückt,
Jetzt froh genossen haben.
Nimm unsres Herzens Dank dafür;
Mach uns dir ähnlich, gib dass wir
Auch gern erfreun und laben!

---

25) Gesang nach der Arbeit.

(Mel. *Lobt Gott, ihr Christen etc.*)

Vollbracht ist unser Tagewerk;
Nun lasst uns fröhlich seyn!
Die Freude gibt zur Arbeit Stärk,
Und unserm Leib Gedeihn.

Von unsern jugendlichen Reih'n
Sey Lärm und Muthwill' fern;
Vernünftig soll die Freude seyn,
Und angenehm dem Herrn.

Wie gut ist unser Gott, wie gut!
Er gibt gesunden Leib,
Ein frohes Herz und frischen Muth,
Und so viel Zeitvertreib.

Lasst uns ihm dankbar seyn! Die Lust
Beim frohen Jugendspiel
Ersticke nie in unsrer Brust
Der Gottesfurcht Gefühl.

Mit Gnade blickt er dann herab,
Sieht unsre Freuden gern,
Die Freuden, die er selbst uns gab;
Lob, Ehr und Preis dem Herrn!

---

26) Vier Schulgebete.

Vater meines Lebens, meiner Jugend,
Meiner Freuden, gern gedenk ich dein.

Gern möcht' ich durch Weisheit und durch Tugend
Deines Wohlgefallens würdig seyn.
Segne meinen Vorsatz, mein Bemühen;
Lass auch diesen neu geschenkten Tag
Dankbar froh und wohlgenutzt entfliehen,
Dass ich sein noch spät mich freuen mag!

* * *

O Gott, in jedem Augenblick
Empfind' ich deine Güte;
Dir dank' ich meiner Tage Glück,
Dir meines Lebens Blüthe,
Dir Glieder, Sinne und Verstand,
Dir Eltern, Lehrer, Vaterland,
Und zahlenlose Freuden.

Lass deiner Güte werth zu seyn
Mich denken, wollen, handeln!
Nicht Müh' und Hindernifs mich scheun,
Der Tugend Bahn zu wandeln!
Auch heut gibst du mir Zeit und Kraft,
Auch heut will ich gewissenhaft,
Was du mir schenkest, nutzen.

* * *

Allgütiger, du hast uns Leben,
Du hast dem Geist, der in uns denkt,
So grofse Fähigkeit gegeben,
Ihm Willen und Verstand geschenkt;
Er kann nach hoher Kenntnifs streben,
Kann dir durch Tugend ähnlich seyn,
Sich über Zeit und Staub erheben,
Und eines ew'gen Glücks sich freun.

Gott, welch ein Ziel! O lass es immer
Uns unverrückt vor Augen stehn,
Und nicht, von falscher Freude Schimmer
Gelockt, auf Nebenweg' uns gehn!
Wir wollen unsre Würde schätzen,
Mit weisem Ernst uns ihrer freun,

Und deinen heiligen Gesetzen
Die Tage unsers Lebens weihn!

* * *

Gott, alles Gute kommt von dir:
Erhöre unser Flehen,
Und gib uns deinen Geist, dass wir
Die Bahn der Tugend gehen!
Lass deine Weisheit mit uns seyn,
Und flöss uns Ernst und Eifer ein,
Auch heute unsre Pflichten
Mit Freuden zu verrichten.

---

27) Festgesang.

(Mel. *Nun danket etc.*)

O gib, Allgütiger, dass nimmer meine Seele,
Wenn sie nach Freude strebt, sich eine Freude wähle,
Der bitt're Reue folgt. Es schlage meine Brust
Schuldlos und unverführt nur für die reine Lust.

Der Tag der Fröhlichkeit sey niemals ganz verloren.
Ich ward zum Dienst der Welt, zum Tändeln nicht geboren.
Erholung schenkst du mir, zu stärken Leib und Muth,
Des Guten mehr zu thun, so oft ich ausgeruht.

---

28) Beim Beschluss eines halbjährigen Lehrgangs.

(Mel. *Was Gott thut, das ist wohlgethan.*)

Vollendet ist auch diese Bahn!
Preis dir, der sie uns führte,
Der Grosses auch an uns gethan,
Dass Weisheit uns regierte.
Du gabst uns Kraft,
Der Wissenschaft
Und unsrer Pflicht zu leben,
Und weiter fort zu streben.

Wohl uns, wenn des Gewiſſens Ruh
In unſern Herzen wohnet;
Sie ſtrömt uns ſüſse Freude zu,
Ihr ſanft Gefühl belohnet
Für Müh' und Schweiſs
Den treuen Fleiſs,
Sie läſst uns mit Vertrauen
Die hellſte Zukunft ſchauen.

Doch ach, wenn uns der Vorwurf quält,
Daſs wir die Zeit verträumten;
Wenn uns, was Andern ward, nun fehlt,
Wir, wenn ſie eilten, ſäumten:
Welch bitt'rer Schmerz
Faſst dann das Herz!
Auf ewig weggeſchwunden
Sind ungenutzte Stunden.

Verzeih, wenn ſäumend unſer Fuſs
Zu träge Schritte wagte,
Der Mund voll Miſsmuth und Verdruſs
Oft über Laſten klagte.
Hinfort ſoll nie
Der Arbeit Müh
Uns ſchrecken, nicht Beſchwerden;
Wir wollen beſſer werden.

---

29) Der Frühling.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen, und locken ſchon wieder
Die fröhlichen Stunden in's Jahr.
Nun ſinget die ſteigende Lerche,
Nun klappern die reiſenden Störche,
Nun zwitſchert der glänzende Staar.

Wie munter ſind Schäfer und Heerde!
Wie lieblich beblümt ſich die Erde!
Wie herrlich verjüngt ſich die Welt!
Die Tanbe verdoppelt die Küſſe,

Die Schwäne berudern die Flüſſe,
Der Sperling durchhüpfet das Feld.

Nun heben ſich Knospen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun ſchwindet des Winters Geſtalt.
Nun rieſeln lebendige Quellen,
Und tränken mit ſpielenden Wellen
Die Wieſen, die Gärten, den Wald.

---

30) Der Sommer.

Rund um mich her iſt Alles Freude,
Verſchönt iſt, Schöpfer, deine Welt!
Es prangt in ſeinem Feierkleide
Gebirg und Thal und Wald und Feld!
Wie heilig wird mir jede Stätte!
Wohin ich ſeh, wohin ich trete,
Erblick ich dich, o Schöpfer, dich;
Wohin ich ſeh auf allen Fluren,
In allen deinen Kreaturen,
Erblick ich, Aller Vater, dich.

Wie beugen ſich der Saaten Spitzen!
Wie ſchwellen ſie von Segen an,
Daſs kaum der Halm die Aehre ſtützen,
Die reiche Laſt kaum tragen kann!
Hier ſammeln emſig ſchon die Bienen
Viel Ernten, um auch uns zu dienen,
Von Gottes ſchönen Blumen ab.
Dort ſpinnt der Seidenwurm und webet,
Eh' er verwandelt wieder lebet,
Sich ſeine Hülle und ſein Grab.

Wie haſt du, Gott der Güt' und Stärke,
So väterlich an uns gedacht!
Wie viel und groſs ſind deine Werke,
Wie ſchön, wie wundervoll gemacht!
Zum vollen, fröhlichen Genuſſe
Empfängt von deinem Ueberfluſſe,

Was lebet, Unterhalt, o Gott!
Gebirge, Flächen, Thäler geben
Was Allen nöthig ist zum Leben, —
Den Thieren Gras, uns Wein und Brod.

Weit um mich her ist Alles Freude!
Drum freu auch du, o Seele, dich
In Gottes schönem Weltgebäude!
Wie reichlich segnet er auch mich!
Lass dessen Lob umher erschallen,
Der dir so wohl thut, Allen, Allen
So gnädig und so gütig ist!
Stimm ein in der Geschöpfe Chöre:
Dir, Gott, sey Preis, dir Dank und Ehre,
Der du der Ewig-Gute bist!

---

31) Der Herbst.

Gefärbtes Laub seh' ich zur Erde fallen;
Nicht mehr wie sonst labt mich der Linde Grün;
Nicht lange mehr werd' ich durch Auen wallen,
Wo Florens Kinder jung und lieblich blühn;
Der Winter naht, und öd' und leer
Stehn dann die Fluren um mich her!

Dies könnte mich in Traurigkeit versetzen,
Wenn ich nicht wüsste, dass nach kurzer Frist
Die Flur zu neuer Pracht, zu neuen Schätzen
Von Gottes Allmacht ausersehen ist,
Aus dem, was scheinbar sich verlor,
Schwingt sich ein Schmetterling empor!

Mit Ernst will ich bei deinem Bilde weilen;
Sey meine Trösterin, o du Natur!
Auch ich muss ja ein Gleiches mit dir theilen,
Auch ich bin im Vorübergehen nur!
Wie bald vielleicht fall' ich auch ab,
Und meine Hülle deckt das Grab!

Heil mir! mein wahres Seyn ist nicht dem Raube
Der schreckenden Verwesung ausersehn;

Mein Loos ist Ewigkeit! So lehrt mein Glaube,
Und dieser Glaub' ist wahr und göttlich-schön.
Du selbst, o Gott, schufst ihn in mir;
Ja ewig lebt mein Geist bei dir!

---

32) Der Winter.

Wohl mir bei dieser rauhen Zeit!
Ich darf vor keiner Kälte beben.
Mich schützt mein Dach, mich wärmt mein Kleid,
Und Speis' und Trank erfreun mein Leben.
Auf weichen Betten drückt die Ruh
Mir sanft die müden Augen zu.

Doch wehe dem, der arm und matt
Sich selbst sein Leid im Stillen klaget;
Der weder Kleid noch Wohnung hat,
Und doch zu betteln sich nicht waget,
Den Krankheit hin auf's Lager streckt,
Wo hartes Stroh die Glieder deckt.

O zaudre nicht, mein fühlend Herz,
Mit Hülf ihm liebreich zuzueilen!
Du lebst im Glück, und er im Schmerz,
Drum musst du freundlich mit ihm theilen!
Wer seiner Brüder Noth vergisst,
Verdient nicht, dass er glücklich ist!

---

33) Vaterlandslied.

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein Aug' ist blau, und sanft mein Blick,
Ich hab' ein Herz,
Das edel ist, und stolz und gut.

Ich bin ein deutsches Mädchen;
Zorn blickt mein blaues Aug' auf den,
Es hasst mein Herz
Den, der sein Vaterland verkennt.

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Erköre mir kein ander Land
Zum Vaterland,
Wär' mir auch frei die groſse Wahl.

Du biſt kein deutſcher Jüngling!
Biſt dieſes lauen Säumens werth,
Des Vaterlands
Nicht werth, wenn du's nicht liebſt, wie ich!

Du biſt kein deutſcher Jüngling!
Mein ganzes Herz verachtet dich,
Der's Vaterland
Verkennt, dich Fremdling! und dich Thor!

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Mein gutes, edles, ſtolzes Herz
Schlägt laut empor
Beim ſüſsen Namen: Vaterland!

So ſchlägt mir's einſt beim Namen
Des Jünglings nur, der, ſtolz wie ich
Auf's Vaterland,
Gut, edel iſt, ein Deutſcher iſt!

---

34) Die Arbeitsſtube.

Erſtes Mädchen.

Ich ſitze und nähe,
Und o! ich verſtehe
Nun immer ſchon mehr.
Es rauſchen die Bäume,
Ich ſitze und ſäume,
Und freue mich ſehr.

Zweites Mädchen.

Ich ſitze und flicke
Mit allem Geſchicke
Hier Fädchen heraus.
Das Zeug iſt von Seide,
Vom ältlichen Kleide,
Verblichen und kraus.

Drittes Mädchen.

Ich ſticke mit Freude
Am feſtlichen Kleide
Den blumigen Saum;
Die Mutter zu ehren,
Die Freude zu mehren, —
Erwart' ich's doch kaum.

Viertes Mädchen.

Ich ſitze und winde
Geſchwinde, geſchwinde
Ein Knäuel mit Zwirn.
Und bring' ich's nach Hauſe,
So gibt es zum Schmauſe
Auch Aepfel und Birn.

Fünftes Mädchen.

Ich häkle und drehe
Den Haken, und ſehe
Bald enden das Band.
Im ſchönen Vereine
Der Mädchen ſäumt Keine,
Gilt's König und Land.

Sechſtes Mädchen.

Ich ſitze und ſtricke
Gar emſig, und nicke
Der Nachbarin zu.
Fein hurtig, ihr Hände,
Viel muſs noch zu Ende,
Der Strumpf muſs noch zu.

Siebentes Mädchen.

Auch ich lerne ſtricken;
Es ſoll mir ſchon glücken
Mit Strumpfband und Strumpf.
Und wird es gelingen,
Wie werd' ich dann ſpringen!
O, welcher Triumph!

Achtes Mädchen.

Wer ſtricken will, ſtricke!
Ich ſitze und flicke
Mein Kleid mir zurecht;
Muſs beſſern und nähen,
So lang es will gehen;
Die Zeiten ſind ſchlecht.

Neuntes Mädchen.

Ich, Schweſtern, ich ſtopfe
Mit hängendem Kopfe,
Die Arbeit iſt fein.
Den Schaden verdecken,
Ihn klüglich verſtecken,
Muſs ſauber es ſeyn.

Alle.

Man muſs ſich in Zeiten
Auf alles bereiten
Und alles verſtehn!
So darf man nicht wandern
Von Einem zum Andern,
Und Hülfe erflehn.

Und während wir ſtricken
Und nähen und ſticken,
Horcht leiſe das Ohr.
Da gibt es zu hören
Viel nützliche Lehren
Lieſ't Eine was vor.

So ſitzen und ſchaffen
Wir alle, und gaffen
Nicht müſſig umher.
Und geht es zu träge:
Ein Liedchen macht rege;
Drum trillert eins her!

35) Nähelied.

Fleifsig immer feyn
Ziemet wackern Mädchen!
Flink genäht und fein,
Knöpfe, Säum' und Nätchen.
Wenn zuerft ich fertig bin,
Heifs ich eure Königin.

Schelm, wer überkuckt,
Oder Poffen treibet!
Schelm, wer fchläfrig duckt,
Und die Hände reibet!
Und wer gar durch's Fenfter fchaut,
Den trifft unfer Tadel laut.

Wenn die Nadel brach,
Flink zur Nadelbüchfe!
Scheint zu lof' und fchwach
Dein Gefpinnft, fo wichfe!
Wenn fich's drall zufammenkrollt,
Nur ein wenig aufgerollt!

Beiffe nicht den Draht!
Nach der alten Lehre:
Wer zu fchneiden hat,
Schneide mit der Schere!
Beifsen ift ja ungefund,
Und verdirbt die Zähn' im Mund.

Was fie eifrig fchilt
Mit dem armen Zwirne!
Künftig felbft getrillt
Deinen Knäul, du Dirne!
Wer was Gutes will und kann,
Greift die Arbeit felber an.

Eins noch fag ich Euch:
Nicht zu lange Fädchen!
Sonft erfchalle gleich:
O du faules Mädchen!
Heda luftig, Stich um Stich!
Junges Blut, nun rühre dich!

36) Gesang auf König und Vaterland.

Auf, Schwestern, froh herbei!
In echter Freundschafts-Treu
Begrüfst den Tag!
Stimmt laut und wonnevoll
Für's Vaterlandes Wohl,
Für unsres Fürsten Wohl,
Ein Lied jetzt an.

Fest stehe ——s Thron
Ihm sey's ein süfser Lohn,
Geliebt zu seyn!
An weiser Diener Hand
Beglück er unser Land,
Damit in jedem Stand
Sein Lob erschall'!

Des Bürgers Eifer soll
Durch ihn dem Landeswohl
Geheiligt seyn!
Es sterbe List und Neid,
Es blühe Redlichkeit
Noch zu der Enkel Zeit
Im Vaterland!

Das Glück der Häuslichkeit
Belohn' nach Müh und Leid
Den deutschen Mann!
Der Treue sich bewufst,
Drück' er an seine Brust
Voll hoher Himmelsluft
Sein edles Weib.

Der Knabe wachs empor,
Werd' in der Mädchen Chor
Mit Lust gesehn!
Er fliehe Ueppigkeit,
Ihn schmücke Frömmigkeit,
Und deutsche Redlichkeit,
Mit deutschem Muth.

Die Jungfrau blüh empor
In deutſcher Frauen-Chor
Der Roſe gleich!
Der Jüngling werd entzückt,
Wenn er ſie einſt erblickt,
Mit Unſchuld ſchön geſchmückt,
Am Traualtar.

Wer liebt ſein Vaterland,
Wer hier ein Plätzchen fand,
Wo gut ſich's wohnt;
Dem ſchlag ein treues Herz
Bei Andrer Glück und Schmerz,
Dem lächle Freud' und Scherz
In unſerm Kreis.

Wer ſich der Bildung freut,
Sich gern dem Guten weiht
Für Haus und Land:
Dem ſchlag' in treuer Bruſt, —
Der Wohlthat ſich bewuſst, —
Mit hoher Freud' und Luſt
Ein Herz voll Dank!

Hat uns der Tag ergötzt,
So reichen wir zuletzt
Uns noch die Hand!
Der Tugend ſcheuer Bund
— Ihn macht die Freundſchaft kund —
Erhebt aus Herzensgrund
Das Vaterland.

---

37) Für den König (Fürſten).

Heil unſerm König! Ihm
Sey langes Leben; Ihm,
Dem Edlen Heil!
Auf ſeiner Stirne thront
Die Weisheit; Güte wohnt
In ſeiner Bruſt; Ihm Heil,
Dem König Heil!

Der höchſte Segen ſey
Dem König! Lange freu
Sich Sein das Land!
Er ſchützet Recht und Bund;
Ihm ſingt mit Herz und Mund —
Der Blick auf Ihn gewandt —
Das Vaterland.

Heil unſerm König! Ihm,
Sey langes Leben! Ihm,
Dem Weiſen, Heil! —
Hoch iſt ſein Thron erhöht;
Feſt ſtehet er: er ſteht
Auf treuen Herzen. Heil,
Dem König Heil!

Dritter Abſchnitt.

Vermiſchte Gedichte.

1) Frühlingsliedchen.

Die Luft iſt blau, das Thal iſt grün,
Die kleinen Maienglocken blühn,
Und Schlüſſelblumen drunter.
Der Wieſengrund
Iſt ſchon ſo bunt,
Und mahlt ſich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt,
Und freue ſich der ſchönen Welt,
Und Gottes Vatergüte,
Die ſolche Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und ſeine Blüthe.

2) Der Roſenſtock.

Es war mir unbekannt,
Daſs Roſenſtöcke ſtechen.
Jüngſt wollt' ich Roſen brechen,
Und ſtach mich in die Hand.

O! rief ich, merk' es, Herz!
Daſs nah' bei dem Vergnügen
Des Leidens Dornen liegen,
Sehr nah' grenzt Luſt und Schmerz.

Die Lehre nimm in Acht!
In des Vergnügens Stunden
Kannst du dich tief verwunden.
Genieſs es mit Bedacht!

---

3) Die Fliege und die Biene.

Zur Biene ſprach die Fliege:
Geliebte Biene, ſprich:
Was machſt du, daſs man dich
Auf keinem deiner Züge
Verfolgt und jagt, wie mich?
Vor jeder Hand muſs ich
Mein kleines Leben hüten.
Du ſchwingſt dich frei empor,
Holſt ungeſtraft aus Blüthen
Den Honigſeim hervor,
Mir — ſtreck' ich meinen Rüſſel
Nach eines Armen Brod,
Nach eines Reichen Schüſſel —
Mir droht ſogleich der Tod.
Ich glaube, könnt' ich ſtechen,
Und mich ſo ſcharf, wie du,
An meinen Feinden rächen:
Man lieſse mich in Ruh.
Du irrſt, verſetzt die Biene;
Was noch weit ſichrer mich
In Schutz nimmt, iſt, daſs ich
Durch Fleiſs den Menſchen diene.

---

4) Der groſsmüthige Erretter.

In einer Stadt, die durch des Feuers Flammen
Faſt ganz in Schutt und Aſche fiel,
Begab ſich einſt dies Trauerſpiel.
Ein kleines Kind lag mitten in den Flammen,
Dem fürchterlichſten Tode nah.
Ein edler Fürſt, des Landes Vater, ſah

Des Kindes Noth, rief alles Volk zusammen,
Und bot dem, der es retten wollte,
Zum Lohne tausend Thaler an.
Drauf stürzte sich ein armer Mann,
Weil Keiner sonst es wagen wollte,
Hin durch die lichte Gluth;
Und seinem Heldenmuth
Gelang die schöne That; — dem Tod entrissen
Legt er das Kind zu seines Fürsten Füssen.

Freund, sprach der Fürst, du bist belohnungswerth;
Hier nimm noch mehr, als du begehrt!
Nein, sprach der Arme, Gott, der Herr,
Hat schon gelohnt. Er half! — Wozu noch mehr?
Verkaufen wollt' ich ja mein Leben
Für einen Beutel Goldes nicht!
Sie mögen's ärmern Leuten geben;
Das, was ich that, war meine Pflicht.

---

5) Das milchweisse Mäuschen.

Ein milchweiss Mäuschen war einmal
Von einer grosen Mäusezahl
Die einz'ge ihrer Art;
Ihr Fellchen war dem Atlas gleich,
So glatt, so glänzend, und so weich;
Sie selbst war klein und zart.

Kind! sprach die Mutter einst zu ihr,
Noch kennst du nicht das böse Thier,
Die Katze, unsern Feind,
Die auf uns laur't in finstrer Nacht;
Dein Fell ist weiss, nimm dich in Acht;
Mein Rath ist gut gemeint.

Auch vor der Eule hüte dich!
Dir fehlt Erfahrung, wie man sich
Gefahren klug entzieht.
Das Mäuschen dünkt sich klug, und spricht:
„O Mutter! sorgt für mich nur nicht,
Ich weiss schon, wie man flieht."

Nun ging sie einstens auf den Schmaus
Des Abends ohne Mutter aus,
Und tanzte frisch und keck;
Doch, da sie wieder heimwärts ging,
Da kam die Eule schnell, und fing
Mein weifses Mäuschen weg.

„Ach, rief's, wie war ich doch bethört!
„Hätt' ich der Mutter Rath gehört,
„So litt ich nicht den Tod!"
Allein das weifse Mäuschen schrie
Umsonst, die Eule speif'te sie
Zu ihrem Abendbrod.

---

6) Ordnung.

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
Mufs jedes Mädchen seyn!
Nachläffige! Du nimmst für dich
Wahrhaftig Niemand ein!

Wer alles um sich wirft und schmeifst,
Nichts auf sich selber hält,
Zeigt früh schon einen schlechten Geist,
Der Jedermann mifsfällt.

Was eine Nessel wird, brennt bald.
O, die Erfahrung spricht's:
Wer jung nichts tauget, der ist alt
Gewifs ein Taugenichts.

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
Will ich als Mädchen seyn;
So werd' ich oft mich über mich
Und meine Sachen freun.

---

7) Die Puppe.

Es war einmal vor Jahren
Ein Mädchen jung und scheu,
Stolz, thöricht, doch erfahren
In Putz und Tändelei.

Sie blüht' im Festeskleide
Wie eine Rose schön,
Und ihre gröfste Freude
War die, sich selbst zu sehn.

Sobald der helle Morgen
Ihr Lager nur beschien,
Da riefen ihre Sorgen
Sie schon zum Spiegel hin.

Es nahm mit jedem Tage
Ihr junger Reiz mehr ein;
Doch ihre ganze Sprache
Blieb immer Ja und Nein.

Einst, als in einem Kreise
Sie von Gespielen sass,
Und stumm nach ihrer Weise,
Ihr Ja und Nein vergass;

Auf Putz und süfse Mienen
Und neue Bänder sann,
Da hub also von ihnen
Die schlaufte lächelnd an:

„Nein im vollkommnern Grade
War nie ein schön Gesicht!
Sprecht, Schwestern! ist's nicht Schade,
Dass dieses Bild nicht spricht?"

Und alle Mädchen lachten,
Benickten, was sie sprach,
Und gingen heim und machten
Ihr gleich die Puppe nach.

---

8) Luischen.

Luischen war ein wildes Kind,
Noch wilder fast wie Knaben,
Und alle Lehren schlug's in Wind,
Die ihm die Eltern gaben.

Einſt lärmte ſie in Blindekuh,
Wie Bauern in der Schenke,
Schrie, wie ein Fuhrmann, he! und hu!
Und ſprang auf Tiſch' und Bänke.

Der Schweiſs floſs von der Stirn auf's Kleid
Wie groſse Regentropfen;
Man hörte ſchon drei Schritte weit
Ihr Herz im Buſen klopfen.

So ſchlich ſie heimlich fort, und lief,
Friſch einen Trunk zu wagen;
Ihr Bruder Karl ſchlich nach, und rief:
„Halt ein, ſonſt muſs ich's ſagen!"

Luiſe droht ihm, nimmt das Glas,
Und trinkt's mit vollen Zügen,
Karl, ſprach ſie drauf, Karl, ſagſt du was,
Gewiſs, ſo ſollſt du's kriegen!

Karl ſchwieg und dacht: ein wenig Bier
Wird keinen Schaden bringen;
Und damit lief er weg von ihr,
Noch brav herum zu ſpringen.

Er kam am andern Morgen früh
In ſeiner Schweſter Kammer.
Ach! wie erſchrak er über ſie!
Was ſah' er da für Jammer!

Die arme Kleine konnte ſchier
Nicht ſtehen, liegen, ſitzen.
Bald ſtach ſie's dort, bald wieder hier,
Mit lauter Nadelſpitzen.

Karl lief zum Garten, ſchrie und rang
Die Haut ſich von den Händen,
Sah himmelwärts, und ſchluchzte bang,
Den Tod noch abzuwenden.

Indeſs rührt man ihr Tropfen ein,
Die gut, nur bitter, waren!
Da half kein Bitten und kein Dräun;
Sie lieſs den Löffel fahren;

Und ſchrie: ich kann unmöglich ja
Die Gall' hinunterbringen! —
Doch ſagte freundlich die Mama:
Verſuch's, muſst dich nur zwingen!

Ja, ſprach der Doktor, liebes Kind,
Sonſt dringt der Tod zum Herzen.
Was half's? Luischen ſchlug's in Wind,
Und litt viel lieber Schmerzen.

Erfüllt ward leider nur zu bald,
Was ihr der Doktor ſagte.
Luischen lag ſchon ſtarr und kalt,
Noch eh' es wieder tagte.

---

9) Der arme Mann und ſein Kind.

Ein armer Mann, gedrückt von Noth,
Nahm in die Hand ſein letztes Brod,
Und ſchnitt davon ein Stücklein ab,
Das er dem kleinen Kinde gab,
Das bei ihm ſtand, und: Gott! ach Gott!
Seufzt er dabei.

Beweglich bot
Das kleine Kind das Stückchen Brod
Dem Vater wieder. — — Nehmt es doch,
Ich bitt' Euch, Vater! ich will noch
Wohl warten; aber weint nur nicht!

Der Vater wendet ſein Geſicht,
Und ſagt: Ich ſchneide noch ein Stück,
Behalt' es, Kind!

Mit naſſem Blick
Sieht er auf ſeinen Sohn herab,
Auf ſeinen Troſt, und ſchneidet ab,
Doch, wie erſchrickt er!
Plötzlich fällt
Ein Haufen blankes Silbergeld
Aus ſeinem Brod.

Ach! was iſt das?
Spricht er erſchrocken; Söhnchen, laſs
Die Thaler liegen; ich will gehn;
Der Bäcker ſoll ſie liegen ſehn,
Denn der vermuthlich hat das Geld,
Das aus dem lieben Brode fällt,
Hineingebacken; der muſs es
Auch wieder haben; bleib indeſs,
Ich will geſchwind zum Bäcker gehn!

Er geht. Des Kindes Augen ſehn
Erſtarrt die blanken Thaler an,
Allein es rühret nicht daran.

Der Bäcker kommt, ſieht ſie und ſpricht:
Nein! das ſind meine Thaler nicht.
Freund, glaubt es mir! doch, wiſst ihr was?
Ein reicher Mann macht euch den Spaſs.
Denn hört! das Brod, das ihr geholt,
War nicht von mir; ihr aber ſollt
Nicht fragen, und von wem es iſt,
Nicht wiſſen. Dieſes eine wiſst:
Daſs geſtern Abend Jemand kam,
Der mir das Brod gab, das ich nahm,
Und ſagte: Wenn ein kranker Mann,
Der arm iſt, nichts verdienen kann,
Ein Brod ſich holt, dann gebt ihm dies.
So ſagt' er, das iſt ganz gewiſs!
Und drauf kamt ihr, ich gab es Euch.
Seht, wie Gott ſorgt! Nun ſeyd Ihr reich.
Das Geld hat einen rechten Glanz!

Der arme Mann verſtummte ganz,
Und auch ſein Kind. Er nahm das Brod,
Und ſeufzte, ſagte nur: Ach Gott!
Schnitt hungrig noch ein Stück ſich ab,
Und ſagte: den, der mir es gab,
Den ſegne Gott! Ach, lebte doch,
Sprach er, nun deine Mutter noch,
Du liebes Kind!

Das Sölnchen ſpricht:
Weint, Herzensvater, weint doch nicht!

---

10) Die untergehende Sonne.

Wie geht ſo klar und munter
Die liebe Sonne unter!
Wie ſchaut ſie uns ſo freundlich an
Von ihrer hohen Himmelsbahn!

Das iſt ſo ihre Weiſe;
Sie wirket viel, doch leiſe;
Wer viel am Tage Gutes thut,
Dem iſt am Abend wohl zu Muth!

Sie läuft den Weg behende
Vom Anfang bis zu Ende,
Erhellt und wärmt die ganze Welt
Aus ihrem himmliſchen Gezelt.

Auf allen ihren Wegen
Iſt lauter Licht und Segen,
Dann ſchlieſst ſie freundlich ihre Bahn,
Und lächelt uns noch einmal an. —

Jetzt geht ſie klar und munter
Am Abendhimmel unter!
Bald aus des Morgenhimmels Thor
Steigt ſie mit neuem Glanz empor.

Drum wandelt frohes Muthes
Wie ſie, und thuet Gutes!
Dann ſchlieſst ihr fröhlich euern Lauf,
Und ſteht frohlockend wieder auf.

---

11) An die Natur.

Süſse, heilige Natur,
Laſs mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband.

Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink ich dir am Busen hin,
Athme sanfte Himmelsluft,
Hangend an der Mutter Brust.

Ach, mir ist so wohl bei dir,
Will dich lieben für und für,
Lass mich gehn auf deiner Spur,
Süsse, heilige Natur!

---

12) Der Mensch, das Vergnügen und der Schmerz.

Du Freundliche! wer bist du? sprach der Mensch: —
Vergnügen
Werd' ich genannt. — Und du, aus dessen finstern Zügen
Verdruss und Trübsinn spricht? —
Ich bin der Schmerz. — Dich mag ich nicht;
Doch du, holdseliges Vergnügen,
Sollst mein seyn, nimmer von mir gehn.
Nein, guter Freund, versetzte das Vergnügen,
Was du begehrst, kann nicht geschehn.
Wer mich verlangt, muss sich bequemen
Auch meinen Nachbar aufzunehmen,
Den zum Gefährten mir der Himmel auserkohr.
Seit uns des Schicksals Hand verbunden,
Hat man uns nie getrennt gefunden:
Bald folg' ich nach, bald geh' ich vor.

---

13) Verehrung der Mutter.

Eine gute Mutter ist
Ueber alles zu verehren!
Was das Leben ihr versüsst,
Sucht ihr, Kinder, zu vermehren!
Unter Schmerzen gab sie euch das Leben,
Ihre Sorgfalt nur erhielt es euch.
Nahrung, Pfleg' und Freude euch zu geben,

Scheuet ſie
Spät und früh
Laſt und Arbeit nie.
Manche Nacht
Wird für's Kleine durchgewacht;
Mancher Kummer
Raubet ihr den Schlummer,
Denn in ihrem Kinde lebt und webet ſie.
Unermüdet trägt
Sie den Liebling, wägt
Alles Gute für ihn ab,
Jeder Schmerz
Geht auch ihr durch's Herz,
Und ſo ſinnt ſie bis in's Grab
Ohne Unterlaſs
Immer nur auf das,
Was ihn glücklich durch das Leben führt.
O! wen Mutterzärtlichkeit nicht rührt,
Der iſt keiner Zähre,
Wenn er auch ſonſt alles wäre;
Wer die Dulderin nicht ewig ehrt,
Der iſt nicht des Daſeyns werth!

---

14) Geſchwiſterliebe.

Bruder. Sieh', Schweſterchen! den ſchönen Apfel hier;
O komm, und iſs ihn doch mit mir!
Schweſter. Ja, Brüderchen; allein, was geb' ich dir dafür?
Bruder. Mir? Nichts! Denn äſs' ich ihn allein,
So würd' er mich nicht ſehr erfreun,
Und wär' er auch noch zehnmal gröſser.
Theil' ich ihn aber hüſch mit dir,
Dann, Liebe, o dann ſchmecket mir
Die Hälfte wohl noch zehnmal beſſer.

---

15) Geſchwiſterpflichten.

Wenn ſich die Geſchwiſter lieben,
Jung ſich echter Freundſchaft weihn,

Und mit Wort und That sich üben,
Stets ein Herz, ein Geist zu seyn,
Fern von Streit, von Hass und Neide:
Dann sind sie der Eltern Freude.

Kinder, die sich nicht vertragen,
Die sich ohne Unterlass
Neiden, necken und verklagen,
Und vergelten Hass mit Hass,
Haben keine gute Herzen,
Und sind ihrer Eltern Schmerzen.

Seyd der Eltern Lust! ihr Kleinen!
Sanftmuth, Lieb' und Freundlichkeit
Müssen sich in euch vereinen!
Hass hingegen, Zank und Neid
Sucht, so viel ihr könnt, zu meiden,
Müsstet ihr auch Unrecht leiden.

---

16) Der Vater und seine drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt einst ein Vater sein Vermögen,
Und den mit Müh erworbnen Segen,
Selbst unter die drei Söhne gleich.
„Ein Diamant ist's, sprach der Alte,
Den ich für den von euch behalte,
Der mittelst einer schönen That
Darauf den meisten Anspruch hat!"

Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreun.
Drei Monden waren jetzt vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.
Drauf sprach der älteste der Brüder:
Hört, es vertraut ein fremder Mann
Sein Gut ohn' einen Schein mir an;
Dem gab ich es getreulich wieder.
Sagt, war die That nicht lobenswerth?
„Du thatst, mein Sohn, wie sich's gehört;"
Liess sich der Vater hier vernehmen,

„Wer anders thut, der muſs ſich ſchämen;
Denn ehrlich ſeyn, heiſst uns die Pflicht,
Die That iſt gut, doch edel nicht!“

Der Andre ſprach: auf meiner Reiſe
Fiel einſt, ganz unachtſamer Weiſe,
Ein armes Kind in einen See.
Ich ſprang ihm nach, zog's in die Höh'
Und rettete des Kindes Leben;
Ein Dorf kann davon Zeugniſs geben.
„Du thateſt,“ ſprach der Greis, „mein Kind,
Was wir als Menſchen ſchuldig ſind!“

Der jüngſte ſprach: Bei ſeinen Schaafen
War einſt mein Feind feſt eingeſchlafen,
An eines tiefen Abgrunds Rand:
Sein Leben ſtand in meiner Hand:
Ich weckt' ihn und zog ihn zurück.
„O!“ rief der Greis mit holdem Blick,
„Der Ring iſt dein! Welch edler Muth,
Wenn man den Feinden Gutes thut!“

---

17) Die Milchfrau.

Nachläſſig aufgeſchürzt, zwei Gürtel um den Leib,
Mit leichten Füſsen ging ein artig Bauerweib
Frühmorgens nach der Stadt, und trug auf ihrem Kopfe
Vier Stübchen ſüſse Milch in einem groſsen Topfe.
Sie lief und wollte gern: Kauft Milch! am erſten ſchrein.
Denn, dachte ſie bei ſich, die erſte Milch iſt theuer.
Ich nehme heut, will's Gott, zwölf baare Groſchen ein,
Und kaufe mir dafür ein halbes hundert Eier;
Die bringt mein einzig Huhn mir dann auf einmal aus.
Gras ſtehet rund herum um unſer kleines Haus;
Da werden ſie ſich ſchon im Grünen ſelbſt ernähren,
Die kleinen Küchelchen, die meine Stimme hören.
Und, ganz gewiſs! der Fuchs muſs mir ſehr liſtig ſeyn,
Läſst er mir nicht ſo viel, daſs ich ein kleines Schwein,
Nur Eins zum wenigſten dafür vertauſchen kann.
Wenn ich mich etwa ſchon darauf im Geiſte freue,

So denk' ich nur dabei an meinen lieben Mann.
Zu mäſten koſtet es ja nur ein wenig Kleie.
Iſt es denn fett gemächt, ſo kauf' ich eine Kuh
In unſern kleinen Stall, auch wohl ein Kalb dazu.
Das will ich allemal ſelbſt vor den Hirten bringen;
Wie fröhlich wird es dann um ſeine Mutter ſpringen!
Hei! rief ſie, und ſpringt auf — und von dem Kopfe fällt
Der Topf mit Milch herab, und ach! ihr baares Geld,
Ihr Kalb und ihre Kuh, Glück, Reichthum und Vergnügen
Sieht ſie nun vor ſich da in kleinen Scherben liegen.
Betrübt ſteht ſie dabei, und ſieht ſie weinend an.
Die ſchöne weiſse Milch, ſeufzt ſie, auf ſchwarzer Erde!
Wehmüthig geht ſie fort, erzählt es ihrem Mann,
Der ihr entgegen kommt mit zitternder Geberde.
Was ſagte der dazu? Erſt ſah' er ernſthaft aus,
Als wär' er böſ' auf ſie, ging ſchweigend in das Haus,
Kehrt aber um und ſprach: Schatz! bau ein andermal
Nicht Schlöſſer in die Luft! Man bauet ſeine Qual.
Am Wagen, welcher läuft, dreht ſich ſo ſchnell kein Rad,
Als ſie verſchwinden in dem Wind.
Wir haben alles Glück, was unſer Junker hat,
Wenn wir zufrieden ſind.

---

18) Der Greis und der Knabe.

Jüngſt, als ich in der Blumenzeit
Auf unſrer Wieſe ſpielte,
Und jedes Thierchen hoch erfreut,
Wie ich, den Frühling fühlte:

Da ſah ich einen armen Greis
Am Bach im Schlummer liegen.
Sein dünnes Haar war ſilberweiſs,
Und Gram in ſeinen Zügen.

Schwach ſtützte ſeine dürre Hand
Die bleichen, hagern Wangen;

Halb war vom löchrigen Gewand
Sein kranker Leib umhangen.

Und wenig grobes, trocknes Brod —
Vielleicht die letzte Gabe,
Die eine milde Hand ihm bot, —
Lag neben seinem Stabe.

Er seufzt im Traume, wandte sich,
Erwachte, seufzte wieder,
Und eine heisse Thräne schlich
Von seinen Wangen nieder.

Was ist dir? rief ich, alter Mann!
Was macht dir Gram und Schmerzen?
Da sah er mich bekümmert an.
Der Blick ging mir zu Herzen.

„Ach," sprach er, „Kind, vor Alter schwach,
Und krank durch innern Kummer,
Sank ich an diesen kühlen Bach
Vorhin in matten Schlummer.

„Sieh, dieses Stückchen trocknes Brod,
Erfleht durch meine Thränen,
Wonach sich, ach! in grosser Noth
Fünf kleine Kinder sehnen.

„Ich bring es ihnen. Grosser Gott!
Von meinen schweren Sorgen
Ist dies vielleicht die letzte. Todt
Bin ich vielleicht schon morgen!"

Er schwieg. Ich sah sein leidend Herz
Auf sein Gesicht gepräget,
Und ward durch seinen Seelenschmerz
Zu gleichem Schmerz beweget.

Ich seufzte, sann, und ungezählt
Ergriff ich aus Erbarmen
Mein ganzes kleines Taschengeld,
Und gab's dem frommen Armen.

Wie froh ward, da er mich verliefs,
Wie dankbar ſeine Miene!
Ach, ſchon ſein ſtummer Dank bewies,
Wie ſehr er es verdiene.

Die Wonne, Dürft'gen beizuſtehn,
Hab' ich noch nie empfunden,
Und noch kein Abend war ſo ſchön,
Wie dieſer, mir verſchwunden.

---

19) Der gute Reiche.

An einem Fluſs, der rauſchend ſchoſs,
Ein armes Mädchen ſaſs;
Aus ihrem blauen Aeuglein floſs
Manch' Thränchen in das Gras.

Sie wand aus Blümchen einen Strauſs,
Und warf ihn in den Strom.
Ach, guter Vater! rief ſie aus.
Ach, lieber Bruder, komm!

Ein reicher Herr gegangen kam,
Und ſah des Mädchens Schmerz,
Sah ihre Thränen, ihren Gram,
Und dies brach ihm das Herz.

„Was fehlet, liebes Mädchen, dir?
Was träuerſt du ſo früh?
Sag deiner Thränen Urſach mir;
Kann ich, ſo heb' ich ſie.“

Ach, lieber Herr! ſprach ſie und ſah
Mit trübem Aug' ihn an;
Sie ſehn ein armes Mädchen da,
Dem Gott nur helfen kann.

Denn ſehn Sie, jene Raſenbank,
Iſt meiner Mutter Grab;
Und ach! vor wenig Tagen ſank
Mein Vater hier hinab.

Der wilde Strom riſs ihn dahin;
Mein Bruder ſah's und ſprang
Ihm nach, — da faſst der Strom auch ihn,
Und ach! auch er ertrank.

Nun ich im Waiſenhauſe bin,
Und wenn ich Raſttag hab',
Schlüpf' ich zu dieſem Fluſſe hin,
Und weine mich recht ab.

„Sollſt nicht mehr weinen, liebes Kind,
Ich will dein Vater ſeyn;
Du haſt ein Herz, das es verdient,
Du biſt ſo fromm und fein."

Er that's und nahm ſie in ſein Haus,
Der gute, reiche Mann;
Zog ihr die Trauerkleider aus,
Und zog ihr ſchön're an.

Sie aſs an ſeinem Tiſch, und trank
Aus ſeinem Becher ſatt.
Du, guter Reicher! habe Dank
Für deine edle That!

---

20) Klagelied auf ein Landmädchen.

Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab.
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute;
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron im blonden Haar,
Schlummert Röschen, die der Mutter Freude,
Die der Stolz des Dorfes war.

Ihre Lieben, voll des Miſsgeſchickes,
Denken nicht an Pfänderſpiel und Tanz,
Stehn am Sarge, winden, naſſes Blickes,
Ihrer Freundin einen Todtenkranz.
Ach! kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du, gutes, frommes Mädchen biſt,

Und im Himmel ist kein Geist verklärter,
Als die Seele Röschens ist.

Wie ein Engel stand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür';
Wiesenblumen waren ihr Geschmeide,
Und ein Veilchen ihres Busens Zier;
Ihre Fächer waren Zephyr's Flügel,
Und der Morgenhain ihr Putzgemach,
Diese Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieser Bach.

Sittsamkeit umfloss, wie Mondenschimme
Ihre Rosenwangen, ihren Blick;
Nimmer wich der Seraph Unschuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn;

Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Edlen in den Buchenhain;
Unter'm Grün, durchstrahlt von Himmelsbläue,
Folgten sie dem deutschen Ringelreihn.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an seinen Schnitterhut,
Sass mit ihm auf Einer Weizengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth;

Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach,
Bis die Kühlung kam, und Abendröthe
Durch die falben Westgewölke brach.
Ueber alles war ihm Röschen theuer,
War sein Taggedanke, war sein Traum;
Wie sich Röschen liebten und ihr Treuer,
Lieben sich die Engel kaum.

Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen,
Und die Grabgesänge heben an;
Schwarz beflorte Trauerleute wallen,

Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit ſeinem Liederbuche,
Naſſes Auges, an das off'ne Grab,
Trocknet mit dem weiſsen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.

Schlummre ſanft, du güte, fromme Seele,
Bis auf ewig dieſer Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar!
Und im Wipfel dieſer Kirchhoflinde
Niſt' ein Turteltaubenpaar!

---

21) Frauenlob.

Warlich! der iſt neidenswerth,
Welchen Gott ein Weib beſchert,
Schön und klug und tugendreich,
Sonder Falſch, den Tauben gleich!

Seiner Freuden Maals iſt groſs,
Seine Ruhe wechſellos;
Denn kein Kummer nagt den Mann,
Den ſolch Weibchen tröſten kann.

Gleich des Mondes Silberblick,
Lächelt ſie den Gram zurück,
Küſst des Mannes Thränen auf,
Streut mit Blumen ſeinen Lauf.

Wenn ihn jäher Muth empört,
Er nicht mehr des Freundes hört,
Wenn vom Zorn die Wang' ihm glüht,
Und ſein Auge Feuer ſprüh't;

O dann ſchleichet ſie ihm nach,
Sänftigt ihn mit einem Ach!
Alſo kühlt der Abendthau
Die verſengte Blumenau.

Keine Mühe wird ihm ſchwer,
Keine Stunde freudenleer;
Denn nach jeder Arbeit Laſt
Harret ſein die ſüſse Raſt.

Engel fördern ihre Ruh,
Drücken beider Augen zu;
Ihren frommen Ehebund
Segnet ihres Gottes Mund.

Gott ſchenkt ihren Söhnen Muth,
Für die Tugend reges Blut;
Stärket ihren jungen Arm,
Macht ihr Herz für Freiheit warm.

Mit verſchämten Reizen glühn
Ihrer Ehe Töchter, blühn
Mit der Mutter Unſchuld, rein
Wie ein Quell im Sonnenſchein.

Drob erfreut der Vater ſich
Und die Mutter inniglich,
Ihr vereintes Dankgebet
Preiſ't den Geber früh und ſpät.

Gold hat Keinen noch beglückt;
Falſcher Ehre Lorbeer drückt;
Wer nach Würden haſcht, greift Sand,
Wiſſenſchaft iſt oft ein Tand.

Aber Weiber gab uns Gott!
Ohne ſie iſt Leben Tod!
Weiber leichtern jedes Joch,
Lieben uns im Himmel noch.

---

22) Theoniſe.

Mit einem Blick voll heitrer Ruh
Erſchien die junge Theoniſe
Auf einer bunt geſtickten Wieſe,
Und ſchnitt ſich Gras für ihre Kuh.

In frommer Unſchuld kniet ſie hier
Und ſingt. Schnell wand ſich eine Schlange
Um ihren Arm. Ihr war nicht bange,
Sie ſchwang die Sichel nach dem Thier.

Da ſprach die Schlange: tödt'ſt du mich,
So lebſt du zwar, doch deine Mutter
Erblaſſ't. — Ha, rief ſie, meine Mutter!
Und ihre Bruſt ſchlug fürchterlich.

Sie wirft noch einen Thränenblick
Nach ihrem Dach. Nun ſauge, ſauge!
Spricht ſie zur Natter, ſchliefst ihr Auge,
Und ſinket ſtarr in's Gras zurück.

Doch ſchnell erwacht ſie; ihre Hand
Ergreift ein Jüngling. Gleich den Söhnen
Des Aethers, lächelt er der Schönen,
Die bebend ihm zur Seite ſtand.

„Der Spruch des Schickſals iſt erfüllt:
Das frömmſte Kind, ſo war ſein Wille,
Befreit mich von der Schlangenhülle,
Die lange mich gefangen hielt.

Ich bin ein Prinz, fuhr Idamant
Zu reden fort, „die blauen Wellen
Des Euphrats nagen an den Schwellen
Des Throns, den ich nun wieder fand.

Komm, Edle, weihe mir ihn ein;
Durch dich erſt kann ich glücklich werden.
Heil mir! das beſte Kind auf Erden
Muſs auch die beſte Gattin ſeyn.“

Ja, Lina, Tugend darbet nie
Und hat ein Gatt' auch keine Kronen,
Die Kindestreue zu belohnen,
So krönt der Eltern Segen ſie.

---

23) Sorge für die Geſundheit.

Des Leibes warten, und ihn nähren,
Das iſt, o Schöpfer, meine Pflicht;

Muthwillig seinen Bau verſehren,
Verbietet mir dein Unterricht.
O ſtehe mir mit Weisheit bei,
Daſs dieſe Pflicht mir heilig ſey.

Sollt' ich mit Vorſatz das verletzen,
Was zur Erhaltung mir vertraut?
Sollt' ich gering ein Kunſtſtück ſchätzen,
Das du, o Schöpfer, ſelbſt erbaut?
Weſs iſt mein Leib? Er iſt ja dein.
Sollt' ich denn ſein Zerſtörer ſeyn?

Ihn zu erhalten, zu beſchützen,
Gibſt du mit milder Vaterhand
Die Mittel, die dazu uns nützen,
Und zum Gebrauch gibſt du Verſtand;
Dir iſt die Sorge nicht zu klein:
Wie? ſollte ſie denn mir es ſeyn?

Geſunde Glieder, muntre Kräfte,
O Gott! wie viel ſind die nicht werth!
Wer taugt zu des Berufs Geſchäffte,
Wenn Krankheit ſeinen Leib beſchwert?
Iſt nicht der Erde gröſstes Gut
Geſundheit und ein heitrer Muth?

So laſs mich denn mit Sorgfalt meiden,
Was meines Körpers Wohlſeyn ſtört;
Daſs nicht, wenn ſeine Kräfte leiden,
Mein Geiſt den inn'ren Vorwurf hört:
Du ſelbſt biſt Störer deiner Ruh';
Du zogſt dir ſelbſt dein Uebel zu.

Laſs jeden Sinn und alle Glieder
Mich zu bewahren achtſam ſeyn!
Drückt mich die Laſt der Krankheit nieder,
So flöſse ſelbſt Geduld mir ein.
Gewähr' auch dann mir guten Muth,
Und ſegne, was der Arzt dann thut.

Doch gib, daſs ich nicht übertreibe,
Was auf des Lebens Pflege zielt!
Nein, ſtets in jenen Schranken bleibe,

Die dein Geſetz mir anbefiehlt.
Des Körpers Wohl laſs nie allein
Der Endzweck meiner Sorgen ſeyn.

Mein gröſster Fleifs auf dieſer Erde
Sey ſtets auf meinen Geiſt gericht't,
Daſs er zum Himmel tüchtig werde,
Eh' dieſes Leibes Hütte bricht;
Dazu, Herr, ſegne meinen Fleifs,
So leb' ich hier zu deinem Preis.

---

24) Am Neujahrstage.

Das Jahr iſt hingeſchwunden
Wie Schaum im wilden Bach.
Denkt ſeiner heitern Stunden,
Denkt ſeiner trüben nach.
Zu jenen grauen Jahren
Entfloh es, welche waren:
Es brachte Freud' und Kummer viel,
Und führt' uns näher an das Ziel.

In ſtetem Wechſel kreiſet
Des Menſchen kurze Zeit;
Er blühet, altert, greiſet,
Und geht zur Ewigkeit.
Bald ſchwinden ſelbſt die Schriften
Auf ſeinen morſchen Grüften;
Und Schönheit, Reichthum, Ehr' und Macht
Sinkt mit hinab in Todesnacht.

Sind wir noch alle lebend
Wer heute vor dem Jahr,
In Lebensfülle ſtrebend,
Mit Freunden fröhlich war?
Ach, mancher iſt geſchieden,
Und liegt und ſchläft in Frieden!
Wir wünſchen Gottes Ruh herab
In unſrer Freunde ſtilles Grab!

Wer weifs, wie mancher modert
Um's Jahr, gefenkt in's Grab!
Unangemeldet fodert
Der Tod die Menfchen ab.
Trotz lauem Frühlingswetter,
Wehn oft verwelkte Blätter,
Wer von uns nachbleibt, wünfcht dem Freund
Im ftillen Grabe Ruh', und weint.

Der gute Menfch nur fchliefset
Die Augen ruhig zu;
Mit frohem Traum verfüfset
Ihm Gott des Grabes Ruh.
Er fchlummert leichten Schlummer
Nach diefes Lebens Kummer;
Dann weckt ihn Gott, von Glanz erhellt,
Zur Wonne feiner beffern Welt.

Wohlan denn, frohes Muthes,
Auch wenn uns Trennung droht!
Wer gut ift, findet Gutes
Im Leben und im Tod.
Dort fammeln wir uns wieder,
Und fingen Wonnelieder.
Wohlan, und: Gut feyn immerdar!
Sey unfer Wunfch zum neuen Jahr.

Vierter Abſchnitt.

Sinn- Wort- und Buchſtabenräthſel.

1. Es ſagte Jemand: Hätte ich nur immer Waſſer genug, ſo könnte ich wohl Wein trinken; da es mir aber oft an Waſſer fehlt, ſo muſs ich Waſſer trinken. Wer war das?

2. Es ſpielten drei Menſchen eine ganze Nacht zuſammen, und als ſie aufhörten, hatte Jeder gewonnen. Was waren das für Spieler?

4. Der Bauer und der Bürger ſieht es täglich; Könige und Kaiſer ſehen es ſelten, und Gott — der Allſehende — ſieht es niemals.

4. Was iſt ſichtbar, und iſt doch kein Körper?

5. Was braucht man von dem unreinlichſten Thiere zur Reinlichkeit?

6. Nur ſo lange man es ſucht, iſt es für uns das, was es iſt; ſobald man es gefunden hat, ſo hört es auf zu ſeyn, was es war.

7. Wie viel wiegt der Mond?

8. Man hat Augen, die nie blind werden können, weil man damit nie geſehen hat; wohl aber fühlt man damit. Keiner wünſcht ſich ſolche Augen. Man vertilgt ſie vielmehr, und ſticht ſie aus.

9. Es ſaſsen zehn Sperlinge auf einem Dache. Einer davon wurde geſchoſſen. Wie viel blieben ſitzen?

10. Wie viel Nägel braucht ein wohlbeſchlagenes Pferd?

11. Wie heiſst der Mann, der dann am meiſten Brod hat, wenn er Andern recht viel Brod geben kann?

12. Es ſtarb ein ſiebenjähriges Kind, welches nur einmal ſeinen Geburtstag erlebt hatte. Wie ging das zu?

13. Zwei Väter und zwei Söhne gingen auf die Jagd. Sie ſchoſſen drei Haſen, und theilten ſich in dieſelben, und jeder erhielt einen ganzen Haſen. Wie ging das zu?

14. Ein Mann hatte einen Korb mit Kohl, eine Ziege und einen Wolf. Mit dieſen kam er an einen Fluſs. Auf dem Fluſs war ein Kahn. Der Kahn aber war ſo klein, daſs nur der Mann und noch ein einziger Platz hatte. Wie ſollte er's nun einrichten, um alles glücklich hinüber zu bringen, daſs der Wolf nicht die Ziege, und die Ziege nicht den Kohl friſst?

15. Es wünſcht ſich's Jeder, und doch gefällt es ſelten dem, der es hat.

16. Zweifuſs ſaſs auf Dreifuſs. Vierfuſs kam herein und nahm Einfuſs. Hierauf wurde Zweifuſs böſe, und warf Vierfuſs mit Dreifuſs, damit Vierfuſs Einfuſs fallen lieſs.

17. Ich habe ein Volk, bin aber kein König und kein Fürſt. Ich trage ſtets Sporen, bin aber weder Ritter noch Reiter. Ich habe einen Hof, aber keine Hofleute. Ich bin auf's glänzendſte gekleidet, wohne aber ſchlecht. Wer bin ich?

18. Die Sonne kocht's, die Hand bricht's, der Fuſs tritt's, der Mund genieſst's.

19. Was iſt bei der Mahlzeit das Unentbehrlichſte?

20. Ich wachſe aus der Erde, und kleide Jedermann
Vom Kaiſer und vom König bis auf den Bettelmann.

21. Es folgt uns ſtets, doch nur bei Licht;
Und ſchnell verſchwindet es, ſo bald's an dem gebricht.

22. Ich diene in der Küche und in der Kirche. Auf meinen Hauch geräth das Feuer in Flammen.

23. Wie ich bin, ſo bleibe ich. Bin ich jung, ſo bleib' ich jung; bin ich alt, ſo bleib' ich alt; ſeh ich ſüſs, ſo bleib' ich ſüſs; ſeh ich finſter, ſo bleib' ich finſter. Ich habe Augen und ſehe nicht, Ohren und höre nicht, einen Mund und rede nicht.

24. Ich bin von einem Thier; am Abend dien' ich dir;
Ich zehre von mir ſelbſt, und leuchte, Leſer, dir.

25. Am Tage hab' ich nichts zu thun;
Man läſst mich in dem Winkel ruhn;
Jedoch kaum bricht die Nacht herein,
So ſchluck' ich Feu'r und Flammen ein.

26. Ich bin ein niedlich kleiner Pfahl,
Mit vieler Kunſt gemacht von glänzendem Metall,
Beim Putz der Frauen Hülf' und Stütze;
Doch zahlt man nie in mir den Werth, nach dem ich nütze

27. Wind und Waſſer geben
Mir allein das Leben;
Speiſe nehm' ich nie zu mir,
Stoff zu Brod bereit' ich dir.

28. Man martert mich durch Feuersgluth,
Man rädert mich, ſtürzt eine Waſſerfluth
Auf meinen Staub, läſst dieſen dann verächtlich liegen,
Den Gaum an meinem Safte zu vergnügen.

29. Im Lenz erquick' ich dich,
Im Sommer kühl' ich dich,
Im Herbſt ernähr' ich dich,
Im Winter wärm' ich dich.

30. Nicht ſo geſchwind
Als ich, iſt Licht und Wind.
Ich reif' in Welten, die kein Auge ſah,
Bin in Sekunden hier und da.

31. Soll mich fremdes Fett ernähren,
So muſs ich mich ſelbſt verzehren;
Und für mich nicht, nein, für dich
Nähr' ich und verzehr' ich mich.

32. Du ſtürzeſt uns frohlockend nieder,
Wir leiden auch dabei nicht viel;
Denn ſchnell erhebeſt du uns wieder,
Und unſer Fall wird dir ein Spiel.

33. Mein Schweſterchen und ich,
Ihr Bruder, gleichen ſich
Sehr wenig; ſie iſt ſchwarz, ich weiſs.

Sie ſtets mehr kalt, ich ſtets mehr heiſs;
Wir fliehn uns; doch ſie folgt ſtets mir, und ich ihr nach:
Und niemals wohnten wir noch unter einem Dach.

34. Feuer tilgt ſonſt Waſſersfluth,
Mich ſetzt Waſſer erſt in Gluth.

35. Ich bin am dunkelſten, wenn es am hellſten iſt;
Am wärmſten, wenn's am kältſten iſt;
Am kältſten, wenn's am wärmſten iſt.

36. Es ſind zwei Fenſter, die man trägt,
Wo jedes ſich von ſelbſt bewegt;
Man guckt durch ſie nicht in das Haus,
Doch deſto mehr guckt man heraus.

37. Mein Kopf iſt ſpitz, mein Fuſs iſt breit;
Zum Staat trag' ich ein blaues Kleid;
Ich wachſ' als Pflanze, hab' auch weder Fleiſch noch Bein,
Bin nicht Metall, nicht Thier, nicht Thon, nicht Holz
noch Stein.
Bringſt du dem Waſſer mich zu nah,
Verſchwind' ich, und bin bloſs dir unſichtbar noch da.

38. Ich bin das Nützlichſte für dich wohl auf der Erde!
Doch gleichet dem auch nichts, wie ich gemartert werde.
Den Prügel und das Rad hab' ich erſt auszuſtehn.
Ich muſs durch's Waſſer jetzt, und dann durch's Feuer
gehn;
Und alles, was man mir nur hartes angethan,
Beſchlieſst das Meſſer und der Zahn.

39. Wir Menge Kinder, die von Einem Vater ſtammen,
Wir alle wohnen hier und in der Näh' beiſammen.
Doch jedes hat zu ſeinem Sitze
Ein eigen abgeſondert Haus —
Und zwar ein Haus mit einer Spitze.
Im Alter jagt man ſammt und ſonders uns heraus.

40. Aus einem weit entlegnen Land,
Von einem Baum dir zugeſandt,
Zerrupft, zerkratzt, zerzerrt von deiner Hand,
Verſchaff' ich dir ein fein Gewand.

41. Zehn Zweiglein an zwei Aeſten hält
Ein Stamm, und was man in der Welt

Bewundernswerthes ſieht; das Schönſte, Gröſste, Beſte
Iſt bloſs die Frucht der Zweiglein und der Aeſte.

42. Als Pflanze ſteig' ich aus der Erde;
Du quäleſt mich zu hartem Stein;
Und ſoll ich dir recht nutzbar ſeyn,
So macheſt du, daſs ich zu Waſſer werde.

43. Ich mag mich, wie du willſt, vor dir
Links oder rechts um drehen,
Folgt deine Hand nur treulich mir,
So muſst du ſtets geraden Weges gehen.

44. Wir ſind unſer zwanzig, wie Bäum' an Wachsthum reich,
Sind alle Zwillingsbrüder, doch nicht an Gröſse gleich.
Man nennt uns häſslich, ſind wir lang, und eilt uns abzuſchneiden;
Doch wenn man uns zu ſehr verkürzt, ſo fühlt die Wurzel Leiden.

45. Mein Haar ſtand ſonſt empor auf meinem Haupt,
Es war bekränzt mit jungem Laube;
Jetzt kehrt es ſich, ganz ſeines Schmucks beraubt,
Demüthig nach der Erd', und kriecht im Staube.

46. In zwei geſchloſsnen Reihn zermalmen wir,
Was uns nur widerſteht; doch wir verzehren
Den Raub nie ſelbſt; der bleibet dir,
Indem wir nach und nach uns ſelbſt zerſtören.

47. Wir ſind fünf Brüder; jeder hat
Sein eigen Amt, und dient dir früh und ſpät;
Zuweilen machen wir dir wohl Verdruſs und Leiden,
Doch haſt du ohne uns ſehr wenig Freuden.

48. Morgen werd' ich geſtern ſeyn.

49. Ganz ſicher ruht ich einſt in einer Blume Schooſs;
Da kam ein kleines Thier, und baut aus mir ſein Schloſs;
Der Hausherr kam, das Schlöſschen zu zerſtören,
Und läſst mich jetzt durch Feuer gar verzehren.

50. (Buchſtabenräthſel.)

Mein Ganzes iſt den Menſchen angeboren,
Doch mancher hat im Kriege mich verloren.
Ein Zeichen mehr, dann bin ich doppelt, was ich war:

Noch eines mehr, dann ſtell ich, ſchön und prächtig zwar,
Doch fremden Ländern mich zum Schrecken dar.

51. Es legt Eier,
Es blüht im Garten,
Es iſt der ſchnellſte Läufer,
Es bleibt liegen, wohin man es legt,
Es hat Federn,
Es hat Blätter,
Es friſst Steine,
Man ſteckt's in's Waſſer,
Es iſt ſtumm,
Es kann ſchreien,
Es iſt leblos und lebendig,
Man ſteckt's vor die Bruſt,
Es beiſst,
Man gibt's auch wohl den Todten mit,
Man kann darauf reiten,
Es riecht gut.

52. Unter allen Schlangen iſt Eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle Keine,
An Wuth ſich keine vergleicht.

Sie ſtürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub ſich los,
Vertilgt in Einem Grimme
Den Reiter und ſein Roſs.

Sie liebt die höchſten Spitzen,
Nicht Schloſs, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall ſchützen,
Das Eiſen lockt ſie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
Den ſtärkſten Baum entzwei,
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und feſt es ſey.

Und dieſes Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es ſtirbt im eignen Feuer,
Wie's tödtet, iſt es todt.

53. (Worträthſel.)

Erkauft werd' ich ſehr oft durch vieles Menſchenblut,
Nach ſchwerem Streit und jammervollem Kriege;
Und umgekehrt, bin ich ein unbedeutend Gut,
Mit einem Wort — nur eine Ziege.

54. (Sylbenräthſel.)

Die beiden erſten Sylben netzen Flur und Wieſen,
Erquicken dürres Feld und Land.
Die beiden letzten dienten ſonſt zum Schieſsen,
Eh' man das Pulver noch erfand.
Das Ganze iſt des Himmels ſchönſte Pracht,
Blitzt heller Sonnenſchein durch feuchter Wolken Nacht.

55. Man trifft mich an in jedem Haus,
Bald ſeh' ich ſchwarz, bald weiſs und grau auch aus;
Wiewohl mich Niemand miſſen kann,
Sieht man mich kaum im Sommer an.
So wie ich Dienſte leiſten ſoll,
Stopft man mir meinen Bauch recht voll;
Dann ſucht und preiſ't mich Jeder laut,
Und dankt dem Mann', der mich gebaut.
Mein Name iſt gleich einer Stadt,
Die ſelbſt in groſser Zahl mich hat.

56. Eins, ſind wir zwei; doch wenn wir uns zuſammenfügen,
Entzwei'n wir alles, was wir kriegen.

57. (Sylbenräthſel.)

Nur mein Erſtes hat die Natur an den Menſchen gebildet,
Aber das Zweite ſchuf künſtlich die Mode daran.
Hängſt du das Zweit' an das Erſte, ſo haſt du mein Ganzes, o Leſer,
Das zur Zierde dir oft, oft zur Geſundheit auch dient.

58. Wir ſind fünf Schweſtern, ſchlank und rund,
Entſprungen aus der Erde Grund,

Stets hart, mitunter auch wohl ſpröde,
Doch lohnen wir den regen Fleiſs.
Bei Mädchen iſt von uns die Rede,
Die ziehen uns bald an, bald aus,
Daheim ſowohl als auch beim Schmaus;
Der Knabe läſst uns ruhig liegen.

59. Der Freund, der euch die Wahrheit ſagt,
Ihr Mädchen, iſt bei euch oft übel angeſchrieben;
Er lüget nie, und doch — ſo groſs iſt ſeine Macht —
Könnt ihr nicht anders, als ihn lieben.

60. Augen hat er, und läſst ſie auch ſchieſsen,
Aber doch ſiehet er nicht.
Thränen hat er; du ſieheſt ſie flieſsen,
Dennoch weinet er nicht.
Gabeln beſitzt er zum feſten Umſchlieſsen,
Doch er verwundet dich nicht.
Feuer gibt er der Freude, dem Muthe,
Doch er erfreuet ſich nicht.
Becher ſchäumen von ſeinem Blute,
Doch er verblutet ſich nicht.
Ihn beraubet der Böſe, der Gute,
Doch er beklaget ſich nicht.

E n d e.

Inhalt.

Erster Abschnitt. Bildung der Sinne und des Sprachvermögens.

1) Ich kann sehen. — Seite 1
2) Ich kann hören. — 45
3) Ich kann fühlen. — 54
4) Ich kann schmecken. — 62
5) Ich kann riechen. — 65

Zweiter Abschnitt. Blicke in die Natur.

1) Der Himmel mit seinen Gestirnen. — 68
2) Die Zeiteintheilung. — 70
3) Die Erde nach ihrer Gestalt und Bewegung. — 72
4) Festes Land und Wasser. — 73
5) Der Dunstkreis mit seinen Erscheinungen. — 75

Dritter Abschnitt. Eintheilung der Erde. 78

Vierter Abschnitt. Die Erde mit ihren Erzeugnissen. 81

1) Das Thierreich. — 82
Säugthiere. — 85
Vögel. — 88
Fische. — 92
Amphibien. — 94
Insekten. — 95
Würmer. — 99
2) Das Pflanzenreich. — 100
Bäume. — 103
Sträuche und Stauden. — 106
Kräuter und Pflanzen. — 107
Grasarten. — 109
Moose und Schwämme. — 112
3) Das Steinreich. — 113
Erden und Steine. — 113
Salze. — 116
Brennbare Materialien. — 116
Metalle. — 117

Fünfter Abschnitt. Die Menschenwelt. Seite 119
1) Der Mensch nach seinem Körper. — 120
2) Der Mensch nach seinem Geist. — 123
3) Die Sprache des Menschen. — — 130
4) Die Religion des Menschen. — — 131
5) Der Mensch nach seiner verschiedenen Lebensart. — — — 133
6) Der gesittete Mensch in der Gesellschaft. — 134
7) Stand und Gewerbe des Menschen. — 138
8) Geschichte des Menschen. — — 143
9) Erfindungen und Entdeckungen. — 155

Sechster Abschnitt. Das Mädchen- und Frauenleben. 162
1) Das Mädchen in der Schule. — 165
2) Das Mädchen als Gehülfinn im elterlichen Hause. — — — 172
3) Das Mädchen im gesellschaftlichen Leben. — 179
4) Die Gattin und Mutter. — — 184
5) Die Hausfrau und ihre Dienstboten. — 190
6) Weibliche Erwerbkunde. — — 192

Siebenter Abschnitt. Lehrreiche und unterhaltende Erzählungen.
1) Erzählungen aus der wahren Geschichte der alten Zeit. — — — 198
1) Das schönste Kleinod einer Mutter. — 199
2) Die großmüthige Gattinn. — — 199
3) Die entschlossene Frau. — — 200
4) Der Sieg kindlicher und ehelicher Liebe. — 201
5) Großmuth eines Siegers gegen das weibliche Geschlecht. — — — 202
6) Werthschätzung der Handarbeiten bei einigen Völkern des Alterthums. — 203
7) Heldenmüthige Denkart Spartanischer Frauen. — 204
8) Niemand ist vor seinem Tode glücklich. — 205
9) Genügsamkeit und Redlichkeit. — 206
10) Der Tod eines Weisen im Bewußtseyn der Unschuld. — — — 207
11) Wer wenig bedarf, ist reich und glücklich. — 208
12) Gelassenheit. — — — 209
13) Ruhe bei Anderer Beleidigungen. — 210
14) Vertrauen. — — — 210
15) Stolze Verachtung königl. Gunst und Gnade. — 211
16) Jugendgeschichte des Persischen Königs Cyrus. — 211
17) Beispiel von Enthaltsamkeit. — 215
II) Erzählungen aus der wahren Geschichte der mittlern und neuern Zeit

1) Ein deutscher Kaiser besucht eine Schule. Seite 215
2) Weibliche Treue und Klugheit. — 216
3) Ruhe und Gelassenheit im Märtyrer-Tode. — 217
4) Muthvolle Vertheidigung der Wahrheit. — 218
5) Folgen der Tyranney und Grausamkeit. — 219
6) Muth und Ausdauer in Gefahren. — 221
7) Nachmachen ist leichter wie vormachen. — 222
8) Herablassung eines Kaisers. — — 222
9) Man muß nie über seinen Stand hinausgehen. — 223
10) Klugheit bringt auch den Geringen zu Ehren. — 225
11) Lohn der Redlichkeit. — — 226
12) Der Freund in der Noth. — — 227
13) Strenge eines Königs gegen seinen Sohn. — 228
14) Rachsucht bestraft sich selbst. — 230

III) Erzählungen aus dem gemeinen Leben.
1) Der edelmüthige Sohn. — — 232
2) Die verpfändete Ehre. — — 233
3) Du sollst dich deiner Herkunft nicht schämen. — 234
4) Mutterliebe. — — — 236
5) Fünf Beispiele von Menschen- und Vaterlandsliebe heldenmüthiger Frauen u. Mädchen (aus den Jahren 1813 u. 1814.). — 239

Achter Abschnitt. Warnungstafeln in wirklichen Beispielen des gemeinen Lebens.

1) Blumen und Birkenzweige im Schlafzimmer berauschen und tödten durch ihre Ausdünstung. — — — 252
2) Folgen der Unvorsichtigkeit in Aufbewahrung der Gifte. — — — 253
3) Verwechselung der Petersilie mit dem Schierling. — — — 254
4) Auch Spielsachen können vergiften. — 255
5) Vergiftung durch Grünspan an einem silbernen Löffel. — — — 256
6) Schädlichkeit der Schminke und des Schönheitswassers. — — — 257
7) Schädlichkeit des Tragens fremder Haare und Kleider. — — — 259
8) Folgen der Quacksalberei. — — 259
9) Einpressende Kleidung bringt Krankheit ꝛc. — 260
10) Frische Wäsche und gescheuerte Stuben erzeugen Krankheit ꝛc. — — 260
11) Schädlichkeit des Kohlendampfs. — 262
12) Nadeln im Munde, eine gefährliche Untugend. — 264
13) Im Bette bei Licht lesen ist eine böse Gewohnheit. — — — 265

14) Volksbetrügerei, Kartelegen und Wahrsagen bringt viel Unheil. Seite 265
15) Tödtliche Folgen des Erschreckens. — 267
16) Verderblichkeit des Vorurtheils. — 269

Anhang.

Erster Abschnitt. Sprüche und Klugheitslehren.
1) Biblische Sprüche und Lehren. — 273
2) Sprichwörter — — — 278
3) Denksprüche, Sittenregeln und kluge Reden weiser Menschen. — — 281.
Zweiter Abschnitt. Gebete und Lieder.
1) Morgengebet. — — 286
2) Abendgebet. — — — 287
3) Gebet vor den Lehrstunden. — — 288
4) Gebet nach den Lehrstunden. — — 289
5) Gebet bei der Censur. — — 290
6) Gebet am Weihnachtsfeste. — — 291
7) Gebet am Charfreitage. — — 292
8) Gebet am Osterfeste. — — 294
9) Gebet am Pfingstfeste. — — 295
10) Gebet am Geburtstage. — — 296
11) Das Gebet des Herrn. — — 297
12) Lob Gottes. — — — 298
13) Gottes Größe. — — 299
14) Lob der Güte Gottes. — — 300
15) Gottes Güte. — — 301
16) Lob der Arbeit. — — 302
17) Redlichkeit. — — — 302
18) Morgengesang. — — — 303
19) Morgengebet. — — 304
20) Schulgebet am Morgen. — — 305
21) Abendgebet. — — — 305
22) Am Abend. — — — 306
23) Zwei Gebete vor dem Essen. — 306
24) Gebet nach dem Essen. — — 307
25) Gesang nach der Arbeit. — — 307
26) Vier Schulgebete. — — 307
27) Festgesang. — — — 309
28) Beim Beschluß eines halbjährigen Lehrgangs. — 309
29) Der Frühling. — — — 310
30) Der Sommer. — — — 311
31) Der Herbst. — — — 312
32) Der Winter. — — — 313
33) Vaterlandslied. — — — 313

34) Die Arbeitsstube. — — Seite 314.
35) Nähelied. — — — 317
36) Gesang auf König und Vaterland. — 318
37) Für den König. — — 319

Dritter Abschnitt. Vermischte Gedichte.

1) Frühlingsliedchen. — — 321
2) Der Rosenstock. — — — 321
3) Die Fliege und die Biene. — — 322
4) Der großmüthige Erretter. — — 322
5) Das milchweiße Mäuschen. — — 323
6) Ordnung. — — — 324
7) Die Puppe. — — — 324
8) Luischen. — — — 325
9) Der arme Mann und sein Kind. — 327
10) Die untergehende Sonne. — — 329
11) An die Natur. — — — 329
12) Der Mensch, das Vergnügen und der Schmerz. — 330
13) Verehrung der Mutter. — — 331
14) Geschwisterliebe. — — — 331
15) Geschwisterpflichten. — — 331
16) Der Vater und seine drei Söhne. — 332
17) Die Milchfrau. — — — 333
18) Der Greis und der Knabe. — — 334
19) Der gute Reiche. — — 336
20) Klagelied auf ein Landmädchen. — 337
21) Frauenlob. — — — 339
22) Theonise. — — — 340
23) Sorge für die Gesundheit. — — 341
24) Am Neujahrstage. — — 341

Vierter Abschnitt. Sinn- Wort- und Buchstabenräthsel.

1) Der Wassermüller.
2) Die Musikanten.
3) Seines Gleichen.
4) Der Schatten.
5) Die Schweineborsten.
6) Das Räthsel.
7) Vier Viertel.
8) Hühneraugen.
9) Keiner.
10) Gar Keiner.
11) Der Bäcker.
12) Es war am 29sten Februar.
13) Es war ein Großvater mit seinem Sohn und Enkel.
14) Der Mann setzt erst die Ziege über; dann holt er den Kohl nach, und nimmt die Ziege wieder mit zurück. Nun fährt er den Wolf zum Kohl an's andere Ufer, und dann holt er endlich die Ziege zum zweiten Mal.

15) Das hohe Alter.
16) Der Koch, der Schemel, der Hund und der Kalbsfuß.
17) Der Hahn.
18) Der Wein.
19) Der Mund.
20) Die Leinewand.
21) Der Schatten.
22) Der Blasebalg.
23) Das Bildniß.
24) Das Licht.
25) Die Lichtputze.
26) Die Stecknadel.
27) Die Mühle.
28) Der Kaffee.
29) Der Baum.
30) Der Gedanke.
31) Der Docht.
32) Die Kegeln.
33) Tag und Nacht.
34) Der Kalk.
35) Der Keller.
36) Die Augen.
37) Der Zuckerhut.
38) Das Brod.
39) Die Kornähre.
40) Die Baumwolle.
41) Arme und Finger.
42) Der Zucker.
43) Das Lineal.
44) Die Nägel an Händ' und Füßen.
45) Der Besen.
46) Die Zähne.
47) Die fünf Sinne.
48) Der heutige Tag.
49) Das Wachs.
50) Arm, Arme, Armee.
51) Der Strauß.
52) Der Blitz.
53) Sieg, Geis.
54) Der Regenbogen.
55) Der Stubenofen.
56) Die Scheere.
57) Der Ohrring.
58) Die Stricknadeln.
59) Der Spiegel.
60) Der Weinstock.

Druckfehler.

Bei der Entfernung vom Druckort habe ich die Korrektur nicht selbst übernehmen können. Es sind daher ohne meine Schuld folgende Druckfehler stehen geblieben, die ich beim Gebrauch des Buchs zu ändern bitte.

Seite 1	Z. 9	von oben hinter	Schenkel fehlt ein (,).
— 22	— 13	— unten hinter	Feierlichkeit setze ein (.) statt ein (?).
— 44	— 9	— oben l.	Klavierspiel st. Kartenspiel.
— 45	— 2	— oben l.	zweiten st. zweite.
— 52	— 1	— oben l.	den Tisch st. dem Tisch.
— 54	— 16	— oben l.	3 st. 4.
— 71	— 5	— oben l.	Tage st. Tagen.
— 92	— 4	— unten l.	dörren st. dürren.
— 99	— 12	— unten l.	den man st. die man.
— 109	— 4	— oben	streiche hinter aus das (;) weg.
— 114	— 15	— oben l.	verwesetem st. verweseten.
— —	— 21	— oben l.	Der st. der.
— 147	— 14	— oben l.	Griechenland st. Grichenland.
— —	— 16	— oben l.	Die st. die.
— 220	— 10	— unten l.	entledigte st. endledigte.
— —	— 11	— unten l.	Waldstetten-See st. Genfer-See.
— 259	— 18	— oben l.	dieser st. diesert.
— 260	— 4	— unten l.	Krankheit st. Kranheit.
— 288	— 8	— oben l.	eingetretenen st. eingretenen.
— 292	— 14	— oben l.	zu umfassen st. umzufassen.

Seite 300 Z. 1 — unten fehlt sich vor dem Worte regen.
— 304 — 14 — oben l. erquickte st. arquickte.
— 312 — 21 — oben l. Stehn st. Sehn.
— 314 — 8 — oben fehlt ich hinter wie.
— — — 10 — oben l. dich st. dibh.
— 319 — 12 — unten l. schöner st. scheuer.
— 334 — 14 — unten l. den st. dem.
— 335 — 17 — oben l. diesem st. diesen.
— 339 — 16 — oben l. Welchem st. Welchen.

Der Verfasser.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinsius, Theodor, 1770-1849

Die Töchterschule ein Lese- und Unterrichtsbuch für weibliche Lehranstalten und häusliche Bildung

Leipzig 1816

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.242
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301426-6